



WIR

UND

DAS WELTALL

VON

JONATHAN BRIERLEY.

GEBAUER-SCHWETSCHKE

Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

WIR UND
DAS

WELTALL

STUDIEN AUS DEM LEBEN
[C] UND DER RELIGION [D]

[G][G][G][G] von [H][H][H][H]

JONATHAN BRIERLEY

Autorisierte Übersetzung

[C] von J. A. Selzer [D]



HALLE A/S.

GEBAUER-SCHWETSCHKE DRUCKEREI
u. VERLAG M. B.
H.

5074 9

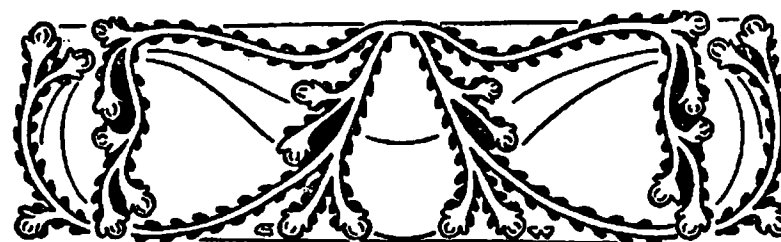
Inhalt.

	Seite
I. Ein weiteres Weltall	1— 6
II. Gottes Indifferenz	6— 12
III. Der Wahrheit geistige Äquivalente	12— 18
IV. Das innere Wesen der Ereignisse	19— 25
V. Die Sünden der Heiligen	25— 31
VI. Die Schönheit der Welt	32— 38
VII. Die Architektur des Gesichts	39— 45
VIII. Nach fünfzig Lebensjahren	46— 52
IX. Die Kunst glücklich zu sein	52— 58
X. Die Aufgabe der Illusion	58— 64
XI. Die Stimme der Seele	64— 70
XII. Religion und Geschlecht	71— 77
XIII. Falsches Gewissen	77— 83
XIV. Religion und Medizin	84— 89
XV. Geistige Strömungen	90— 96
XVI. Das Unterlegensein	97—102
XVII. Unser Beitrag zum Leben	102—108
XVIII. Das Evangelium des Gesetzes	108—113
XIX. Die Furcht in der Religion	113—118
XX. Des Lebens heilende Kräfte	118—124
XXI. Unsere moralische Veränderlichkeit	125—130
XXII. Das Verjagen der Einförmigkeit	130—136
XXIII. Die geistige Loslösung	137—142
XXIV. Des Lebens gegenwärtige Zeit	142—148
XXV. Eine Lehre des Echos	149—155
XXVI. Göttliche Führung	155—162
XXVII. Vergnügungen	162—168
XXVIII. Das Geheimnis der Träume	168—173
XXIX. Der geistige Sinn	174—180



1988.3296
(b 5417)

	Seite
XXX. Unsere Gedankenwelt	180—187
XXXI. Moral und Ewigkeit	187—193
XXXII. Der heutige Christus	194—200
XXXIII. Die Überraschungen der Welt	200—207
XXXIV. Das Handelssystem des Lebens	207—213
XXXV. Das Geistige beim Lehren	213—218
XXXVI. Hinter dem Vorhang	219—225



I. Betrachtung.

EIN WEITERES WELTALL. ❁

Unser englischer Winter entschädigt uns dann und wann für seine Dürsterkeit und Strenge durch eine Nacht voll ungewöhnlichen Glanzes. Dann wird der Blick des einsamen Wanderers unwiderstehlich von der ernsten, erhabenen Pracht dieses Anblicks angezogen. Er ist geneigt, die Erde zu vergessen, um der Sprache der Sterne zu lauschen. Das Heer der Sterne, „jene große und ehrwürdige Stadt Gottes“, strahlt mit einem für diese Breitgrade seltenen Glanze und sendet seine gewaltige Botschaft gerade ins Herz. Von jeher haben die Menschen über diese Botschaft nachgedacht. Die ältesten Götterlehren sind astronomischen Charakters. Die modernen und klassischen Namen für Gott entstammen dem alten Sanskritworte für Sonnenaufgang. „Stonehenge“ ist der Tempel der Sonne, und unsere heutigen großen Kirchenfeste sind getaufte Überbleibsel aus dunkler Vorzeit, die ihren Ursprung in Beobachtungen von Himmelsbewegungen haben.

Eine neue Beeinflussung hat die Theologie auch jetzt wieder vom Sternenhimmel erfahren. Das Teleskop hat sich als ein echtes Werkzeug der Offenbarung gezeigt, und was es uns offenbart, dringt tief ins Herz. Seitdem man mit seiner Hilfe den Himmel zu erforschen begann, mußte der Mensch in einem neuen Weltall sich heimisch machen. Nach alter Auffassung war die Schöpfung eine verhältnismäßig eng begrenzte. Die Erde war der Welt Mittelpunkt und der Mensch ihre „raison d'être“. Unser Planet war der feste Punkt, um den sich alles drehte. Die Sonne war geschaffen, um Licht

bei Tag zu geben, und der Mond und die Sterne, um bei Nacht zu scheinen. In geringer Entfernung über ihm war ein Paradies für die Guten und unter ihm in ziemlich gleicher Entfernung eine Hölle für die Bösen. Der Astronom hat diese Weltanschauung umgestürzt. Das Bild, das er enthüllt, zeigt uns die Erde als unbedeutenden Begleiter einer fast millionenmal größeren Sonne, die doch nur wiederum ein verschwindend kleiner Punkt in der sie umgebenden Unendlichkeit ist. Er spricht von fünfzig Millionen durch das Fernrohr sichtbaren Sternen; jeder eine mächtige Sonne für sich, wahrscheinlich selbst der Mittelpunkt von Planetensystemen, die vielleicht voll bewußten Lebens sind. Er läßt uns die Entfernungen dieser Welten begreifen durch die Jahrhunderte, die das Licht trotz seiner unfaßbaren Geschwindigkeit gebraucht, um den Raum bis zu uns zu durchheilen oder, was nicht weniger verblüffend ist, indem er uns zeigt, daß ein Stern, der uns im Januar und dann wieder im Juni sichtbar ist, wenn wir hundertundachtzig Millionen Meilen von unserm ersten Standpunkt entfernt sind, seine scheinbare Stellung nicht um eines Haares Breite geändert hat. Wir sind in der Tat Bürger eines weiten, weiten Weltalls.

Aber für uns handelt es sich um die Frage, welchen Einfluß diese ungeheure Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises auf unsere religiösen Begriffe und das damit verbundene Geistesleben gehabt hat und sicher noch haben wird. Die erste Wirkung war zweifellos eine tiefe Beunruhigung. Man darf der Kirche ihr Verhalten gegen Galilei kaum verargen. Sie handelte übereinstimmend mit der Durchschnittsnatur des Menschen, der nichts mehr scheut, als althergebrachte Meinungen gegen neue, ungewohnte einzutauschen. Der Mensch ist mit tausend Banden an sein altes geistiges Heim gefesselt und befürchtet, in dem kalten Neubau tot zu frieren. Unsere Religionslehrer haben sich noch lange nicht an das weitere Weltall gewöhnt. William Hazlitts spottende

Äußerung: „In den Tagen Jakobs war eine Leiter zwischen Himmel und Erde, aber jetzt sind die Himmel ferner und sind astronomisch geworden“ enthält ein Problem, das manch ehrwürdigen Kanzelredner in ernstliche Verlegenheit bringt. Ein bekannter Volksprediger stellte in einer Predigt über den Himmel als unanfechtbare Tatsache hin, daß der Himmel ein Ort über uns sei, und führte Stellen aus der Schrift als Beweis an, daß die Himmelfahrt der Seligen immer ein „Aufsteigen“ sei. In dieser Beweisführung scheint man vergessen zu haben, daß ein „Aufsteigen“ von London und ein „Aufsteigen“ von Melbourne die Aufsteigenden in ganz entgegengesetzter Richtung führen würden. Aber „über“ und „unter“ uns, soweit es Ort und Räumlichkeit betrifft, sind durch die Astronomie ihrer Bedeutung beraubt worden, und es ist Zeit, daß Religionslehrer jeglichen Glaubens dieser elementaren Tatsache Rechnung tragen. Welche eigentliche Bedeutung diese astronomische Offenbarung für unser inneres Leben hat, wollen wir gleich näher untersuchen.

Indessen ist es der Mühe wert zu beobachten, daß die seelische Verwirrung und, man kann sagen, die Notlage, die der Zusammenbruch der älteren Begriffe verursacht hat, durchaus nicht auf die kirchliche Welt und die mittelmäßig Begabten beschränkt ist. Sie wurde in hohem Grade auch von Denkern erster Klasse empfunden. Pascals Ausruf: „Die ewige Stille in dem unendlichen Raume schreckt mich“ findet ein Echo in Watsons Worten: „Aber oft fühlt er, wie die Unermeßlichkeit ihn niederdrückt und der furchtbar heimatlose Raum seine Seele schreckt“. Auch Carlyle wurde von demselben Gefühle überwältigt. Ein Freund, den er bis zu seinem Hause in Chelsea begleitete, deutete auf den herrlich gestirnten Himmel und rief: „Ein herrlicher Anblick!“ Carlyle erwiderte: „Mensch, er ist wahrhaft erschreckend!“ Es ist klar, daß selbst das tiefste menschliche Denken sich noch nicht völlig in die Unendlichkeit gefunden hat.

Und noch mehren sich die Zeichen, daß die Morgenröte einer neuen und besseren Vorstellung anbricht. Der Mensch fühlt sich schon zu dieser größeren Behausung hingezogen, und man kann voraussagen, daß unser inneres Leben sich nicht nur nach und nach darin zu Hause, sondern herrlich frei und triumphierend fühlen wird. Zum Beweis hierfür wollen wir auf einige Grundgedanken achtgeben, die die neuen Bedingungen in unserem Bewußtsein auftauchen lassen.

Es liegt eine unendliche Beruhigung in dem Gefühl, daß wir überall bis zur äußersten Grenze des unermesslichen Raumes das Dasein des Geistes und zwar desselben Geistes erkennen. Die Gesetze von Licht, Wärme und Schwere, die in London herrschen, gelten auch auf den Plejaden. Desselben Königs Schrift geht durch das ganze Reich. Der Stolz und das Heimatgefühl der alten Römer, wenn sie im fernen Britannien oder an dem entlegenen Schwarzen Meere den Glanz des römischen Adlers sahen und das Stampfen ihrer Legionen hörten, wird in edlerer Form in treuen Seelen erweckt, wenn sie finden, daß die Macht, die sie anbeten, sich über das ganze Weltall erstreckt. Wenn das Weltall mit all seinen Sonnen und Systemen nur einen Herrn und Meister kennt, der uns bekannt ist, so kann das alles sicherlich die Kälte der Fremde hinwegtauen und den Weltenraum bis zur äußersten Grenze freundlich und heimisch gestalten.

Aber das ist nur der Anfang. Es liegt eine ungeheure geistige Anregung in der anderen Botschaft des Fernrohrs, daß nämlich das Leben reicher, umfassender ist, als unsere Väter es sich dachten. Denn der Gedanke entsteht in uns, wenn die materielle Welt so viel größer ist, als wir glaubten, so ist es auch die geistige, der wir angehören. Wenn unsere Poeten und Philosophen singen und schreiben würden, daß die Größe der Schöpfung die Kleinheit des Menschen verkünde, so wäre das die abgeschmackteste Verdrehung. Es setzt voraus, daß wir durch die Unendlichkeit des Ganzen an Größe

verlieren, während gerade diese den Wert unseres eigenen Lebens erhöht. Denn wir sind nicht nur in dem Weltall, sondern das Weltall ist auch in uns. Es spielt in uns, indem es in unserer Seele das Organ des Bewußtseins erkennt. Je größer das Ganze, desto mächtiger durchdringt uns sein Puls-schlag, uns, die wir ein Teil des Ganzen sind.

Ja, noch mehr! Je größer das Universum, desto größer sein Schöpfer. Die Größe des einen hilft uns die Größe des anderen verstehen. Aber in einer großen Natur ist es immer die moralische Beschaffenheit, die am meisten zu bedeuten hat. Wenn uns Gott in der letzten Zeit durch die Offenbarungen seiner materiellen Seite in Erstaunen gesetzt hat, welche Überraschungen hat er dann noch auf geistigem Gebiete uns vorbehalten? Wenn seine Macht durch die Welten, die die Milchstraße beleben, ausgedrückt wird, wie groß muß dann die Liebe sein, die dieser Macht entspricht, und was können wir noch von ihr erwarten?

Aber die wichtigste Botschaft, die die Sterne uns geben, muß noch festgestellt werden, und zwar ist es die der unbedingten geistigen Beschaffenheit der wahren Religion. Die Erweiterung der äußeren Himmel ist die kosmische Betonung der Worte Jesu: „Auch sollt ihr nicht sagen, siehe hier oder siehe da, denn siehe, das Reich Gottes ist in euch.“ Die Astronomie legt ihr Veto ein gegen ein äußeres Wallfahren als Hilfsmittel der Religion. Wir können bis zum Arkturus fahren und sind doch Gott um nichts näher. Die Bewegung, die wir gebrauchen, ist anderer Art in einer anderen Sphäre. Das „unten“ und „oben“ der Religion hat nichts mit Ortsbestimmungen zu tun. Es sind Bestimmungen des Herzens. Um auf diesem Gebiete vorwärts zu kommen, müssen wir nicht den Ort wechseln, sondern den Weg. Wir kommen nicht in den Himmel durch die Wolken, sondern durch unsere eigene Seele. Er kommt in uns und wir in ihn, entsprechend den Fortschritten, die wir im Glauben, in der Liebe und der

Demut des Herzens machen. Wenn wir darin fortschreiten, bemerken wir weniger die Erweiterung des Sternenreichs, wie majestätisch das auch sein mag, als die Erweiterung des Seelenreichs. In welchem Verhältnis die beiden zueinander stehen, ist uns noch verborgen. Es genügt, wenn wir verstehen, daß die unfaßbare Größe des einen Reiches der des anderen entspricht. Als Mitbürger eines unbegrenzten physischen Weltalls, müssen wir uns der Gemeinschaft an dem geistigen Reiche freuen, dessen Schätze eine von Gott eingegebene Stimme also geschildert hat: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“



II. Betrachtung.

GOTTES 
INDIFFERENZ.

Es gibt in der Weltgeschichte Zeiten, in denen ein tönder Reif auf die Menschenseelen gefallen zu sein scheint. Der vergiftende Argwohn, daß der Mensch eigentlich in eine für seine Gebete taube und gleichgültige Welt gesetzt sei, greift immer mehr um sich. Die Auffassung, daß Sittlichkeit und Religiosität, Glaube, Hoffnung und Liebe — alles, was das Leben köstlich und heilig macht — nur Phänomene unseres eigenen Bewußtseins sind, für die es augenscheinlich nichts Übereinstimmendes in der Außenwelt gibt, findet immer mehr Anhänger. Die Menschen behaupten, daß das Sittengesetz ein

Ausnahmegesetz ist, dessen Gebote nur in gewissen Grenzen Gültigkeit haben. Es gilt nur für gewisse Gebiete des menschlichen Handelns. Es ist z. B. sehr richtig, daß Fleiß Wohlstand verursacht, Nüchternheit und Mäßigkeit die Gesundheit erhält, während ein ausschweifendes Leben Krankheiten mit sich bringt; Liebe und Aufopferung scheinen aber einen veredelnden Einfluß auf unsere Gefühle zu haben. Was bedeutet das aber in der unermesslichen Außenwelt? Die Natur scheint unsere Sittenlehre nicht zu kennen. Sie mordet massenweise ohne Rücksicht auf ethische Unterschiede. Wenn ein Schiff untergeht oder ein Erdbeben eine Stadt verschüttet, dann müssen Fromme und Gottesfürchtige mit Mördern und Dieben dasselbe grausame Schicksal erleiden. Die Menschen, die ein ruhiges, friedliches Leben führen, können von der Liebe als dem innersten Kern aller Dinge träumen: der Mensch aber, der im erbarmungslosen Ozean auf einem Wrack umhertreibt, oder der, hoffnungslos verloren, seinem Tode in den australischen Wäldern entgegensieht, findet keinen Beweis dieser Liebe.

Es gibt Zeiten, da drängen sich uns solche Betrachtungen mit unwiderstehlicher Macht auf. Von dem Erdbeben in Lissabon wird behauptet, daß es Massen von Menschen in die Arme des Atheismus trieb. Ich möchte nebenbei daran erinnern, daß angesichts dieser schrecklichen Katastrophe der Ruf, zum Glauben zurückzukehren, von niemand anderm ausging, als von Voltaire. In einem Gedicht ermahnt er seine Zeitgenossen zur stillen und vertrauensvollen Ergebung in den unabwendbaren Ratschluß der Vorsehung. Bei solchen Ereignissen scheint die Natur unsere edelsten Gefühle zu vergewaltigen. Wir können uns nicht wundern, wenn diejenigen, die die Verheerungen durch die Fluten in Galveston überlebten, ihren Glauben mitsamt ihrem Eigentum fortgeschwemmt sahen. In solchen Zeiten rufen viele mit Carlyle: „Gott sitzt im Himmel und tut nichts.“

Und die Geschichte verblüfft uns ebensowohl wie die Natur. Vergegenwärtigen wir uns einmal die Ereignisse von vierundzwanzig Stunden auf diesem Planeten — das schändliche Blutbad in China, der Sklavenraub in Zentralafrika, brutale Orgien, die sich nächtlich in großen Städten wiederholen, mit ihrem Schänden der Tugend, ihrem Trotz gegen Gott: alles das geschieht ungerügt und ohne das geringste Zeichen, daß ein anderes moralisches Gefühl als unser eigenes dadurch verletzt wird.

Dergleichen Skrupel sind in unseren Tagen sehr häufig, und sie haben sonderbare Resultate von religiösem Skeptizismus mit der Moral als Hauptstütze hervorgebracht. Der Mensch ist gewissenhaft geworden, aber er findet kein Gewissen im Weltall. Er hält sich für besser als seine Welt und ist bereit, eine Evangelisation der unsichtbaren Mächte vorzuschlagen. In allen Richtungen finden wir Beispiele für die geistige Verwirrung, in die der moderne Geist geraten ist. Er bietet uns von neuem die Verleugnungen des Lukretius und die Verzweiflung Omar Khayyáms an. Er wiederholt Heines verachtenden Ausspruch über die Welt als „ein ungelöstes Rätsel, das nur Narren glauben lösen zu können.“ Er erniedrigt die Gottesidee zu Virgils „Fortuna omnipotens et ineluctabile fatum“, oder er erklärt mit dem Boten in der Antigone „ein Zufall nur erhebt, und ein Zufall nur erniedrigt... und niemand sagt das Schicksal eines Menschen voraus.“ Nietzsche betrachtet den Menschen nur als eine vorübergehende Phase der Existenz, Watson sieht in ihm nur ein zufälliges Kind der Natur.

Und doch liegt das Merkwürdigste von alledem nicht in den gestellten Weltproblemen, sondern darin, daß so unendlich viele Menschen und oft die begabtesten die ganze Frage so mißverstehen können. Denn was ist wohl im Grunde genommen der eigentliche Inhalt aller vermeintlichen Beweise von „Gottes Indifferenz“? Bei näherer Betrachtung lösen sie sich

in eine Reihe äußerer Erscheinungen auf, die den anderen Beweisen gegenüber garnicht ins Gewicht fallen. Wir wollen nicht bei allzu klaren Tatsachen verweilen, sonst müßten wir beweisen, daß ein Murren darüber, daß der Gute wie der Böse bei einem Schiffbruch umkommt oder in einen Abgrund stürzt, einen unserer besten Freunde und Beschützer beschuldigen hieße. Infolge der Unveränderlichkeit der Naturgesetze mag wohl ab und zu ein Mensch ertrinken oder zerschmettert werden; wie aber würde die Welt sein, wenn diese Unveränderlichkeit plötzlich aufhörte und die Schwerkraft aufwärts oder abwärts wirkte, je nach der Laune oder dem Bedürfnis eines jeden Menschen? Unsere Schiffahrt, unsere Baukunst, unser Ingenieurwesen, alle mechanischen Gewerbe, der Fortschritt der Wissenschaft — ja noch mehr, die ganze Ausbildung des Geistes, seine Fürsorge, seine Berechnung, seine Selbstbeherrschung, sein Mut sind von dem Glauben an das Versprechen der Natur abhängig, daß sie immer denselben Kurs einhält und kein Haar breit von der feststehenden Ordnung der Dinge abweicht.

Was sollen wir aber von denen sagen, die die Schattenseite dieses Gesetzes der Unveränderlichkeit erfahren, die getötet und zerschmettert werden? Warum ist die Natur manchmal so gewaltsam, so entsetzlich grausam? Gewöhnlich klagen gerade die Menschen nicht, die diese Grausamkeit am bittersten erfahren — Seeleute, die im Golf von Biscaya mit den Stürmen kämpfen, Entdeckungsreisende in den öden Polargegenden. Gefahren sind für den Weichling etwas anderes als für einen Mann. „Was!“ würde ein solcher Mann sagen, „möchten Sie uns wohl verwöhnt und in Watte gewickelt haben? Gott denkt zu hoch von uns, um uns solch einem Schicksal zu überlassen.“ Wo die wilden und unbarmherzigen Naturkräfte spielen, da ist das Übungsfeld ihrer Kräfte. Und wenn das Schlimmste eintritt, irgend ein Unglück, das kein Mut und keine Gewandtheit abwenden kann, sie zerschmettert oder ver-

nichtet, dürfen wir deshalb sagen, daß die Moralgesetze der Welt hier aufgehoben und vernichtet worden sind? Wenn wir etwas tiefer sehen, so werden wir im Gegenteil finden, daß sie in einem solchen Falle die entschiedenste Rechtfertigung erhalten. „Es gibt kein gleiches Geschick für alle.“ Jedes Menschen Geschick richtet sich nach dem, was er ist, und nach nichts anderem. Der Schiffbruch, der 50 Menschen des Lebens beraubt, ist für einen jeden von ihnen verschieden, ganz nach der Höhe ihrer moralischen und geistigen Beschaffenheit. Als die drei Männer auf Golgatha gekreuzigt wurden, gab es für das äußere Auge keinen Unterschied im Geschick der Dulder. Gleichgültige Kriegsknechte verrichteten ihre Arbeit und die gleichgültige Natur die ihrige. Nägel, Qualen, Durst und Tod waren gleich für alle Gekreuzigten. Und doch war dieses Ereignis für die drei Männer, die den Kreuzestod erlitten, seiner persönlichen Bedeutung nach himmelweit verschieden. Auch dem alten Heiden Montaigne wurde die Gnade zuteil, das einzusehen, wenn er sagt: „Äußere Ereignisse erhalten Geschmack und Farbe von der inneren Beschaffenheit.“ Was sich auch auf dem Gebiete der physischen und materiellen Menschengeschicke ereignen mag, es zeigt sich nicht die geringste Abweichung in der Wirksamkeit der moralischen und geistigen Gesetze.

Das, was für das moderne Denken vielleicht der größte Stein des Anstoßes ist, das bleibt noch zu erwähnen übrig. Er liegt in der scheinbaren „Indifferenz Gottes“ gegenüber den moralischen und religiösen Bestrebungen des Menschen. Ernste Menschen sehen mit Schmerz die Unsittlichkeit um sich her, die Orgien der Lust und des Verbrechens, das Wohlergehen der Schurken, die Unterdrückung der Armen, und in ihrem Kampfe dagegen scheinen sie ohne Beistand zu bleiben. Sie lesen von den Offenbarungen und Vermittelungen früherer Zeiten, aber bei ihrem eigenen Wirken scheinen sie keine andere Offenbarung zu erhalten als die, „daß sich niemand

um sie bekümmert.“ Zuweilen kann uns das dumpfe Schweigen in diesem äußeren Weltall, auf das wir unsere Blicke richten, fast zur Verzweiflung bringen. Aber hier sind wir wieder auf falscher Fährte, nur weil wir falsche Beobachtungen gemacht haben. Der Fehler liegt nicht am Himmel; er liegt an unserem Sextanten und unserem Kompaß, die gestellt werden müssen. Denn wie können wir Gottes Eingreifen in die sittliche Geschichte der Welt erwarten? Soll er die Gottlosen wieder durch eine Sündflut vertilgen? Das würde eine Begebenheit in der Sphäre der Phänomene und Sensationen sein, aber keineswegs zur sittlichen Entwicklung beitragen. Wenn wir nur genauer darauf acht geben wollten, so würden wir finden, daß Gott, als sittliches und geistiges Wesen betrachtet, genau so handelt, wie wir es erwarten können. Weit entfernt, indifferent zu sein, zeigt er uns im Gegenteil eine immer wachsende Offenbarung seiner moralischen Fürsorge. Sein Weltall verhält sich dabei nicht still. Der Fehler, den die Menschen begehen, ist ihr Lauschen nach einer falschen Richtung. Schelling gab einem Gesetz der göttlichen Wirksamkeit durch folgenden Lehrsatz Ausdruck: „Nur das Persönliche kann dem Persönlichen helfen, und Gott mußte Mensch werden, damit der Mensch zu Gott zurückkommen konnte.“ Seine Annäherung geschieht durch Immanenz und Inkarnation. Das sich immer mehr entwickelnde Gefühl moralischer Gemeinschaft, das sich gegen jedes Unrecht empört und für eine bessere Ordnung der Dinge arbeitet, ist ganz allein seine Stimme in der Welt. Er spricht zum Menschen auf keine andere Weise als durch den Menschen. Selbst unsere große Ungeduld über den Widerstand und den langsamen Fortschritt ist nur ein stärkeres Strömen seines Lebens in den allzu engen Kanälen unserer beschränkten Natur. Die Empörung unseres Gewissens gegen die geringe moralische Ordnung ist sein Kampfesruf nach einer besseren.

Also: „Gottes Indifferenz“ ist nur scheinbar, nicht wirklich. Das Weltall zeigt uns, wenn es auch, flüchtig betrachtet, anders erscheint, eine göttlich moralische Ordnung und ein göttlich moralisches Gefühl, dessen Offenbarung im menschlichen Gewissen liegt. Gott kann seine moralische Kraft nur auf seelischem Gebiet kundtun, und hier tut er es auch. Heute kann jeder Mensch, wenn er will, in seinem eignen Geiste zur Erkenntnis Gottes kommen. Im Gedanken hieran ist es am besten für uns, „ohne Klagen Gottes Schweigen zu ertragen.“ Wir sagen mit einem neueren französischen Schriftsteller, daß „wer sich aufrichtig in das Unabwendbare findet, der liebt das Unabwendbare, wohl wissend, daß in diesem rätselhaften Weltall eine geheimnisvolle und liebevolle Absicht verborgen liegt.“ Wir gehen noch weiter: Diejenigen, die bis zum innersten Kerne dringen, finden hier einen klarblauen Himmel und erquickende Engelsspeise. Denn wer überwindet, wird himmlisches Manna erhalten.



III. Betrachtung.

DER WAHRHEIT GEISTIGE ÄQUIVALENTE.

In wie großer Schuld die Theologie sich der Wissenschaft gegenüber befindet, zeigt sich am deutlichsten in dem Lichte, das neue wissenschaftliche Entdeckungen über verschiedene, schwer zu lösende Fragen religiösen Denkens gebracht haben. Einer der hellsten Strahlen dieses Lichtes geht von dem Gesetz über Verwandlung und Äquivalenz der Energie aus. Die uns allen bekannte Tatsache, daß die Kraft konstant ist; daß sie

unzähliger Veränderungen fähig ist, während sie an Quantität sich gleich bleibt; daß jede Bewegung in eine gewisse Quantität Wärme, Licht oder Elektrizität verwandelt werden kann und ebenso einer Rückverwandlung fähig ist, ohne auch nur einen Bruchteil an Quantität zu verlieren — diese Tatsache ruft unwiderstehlich die Frage hervor, ob nicht ein gleiches Gesetz auf anderen Gebieten zu entdecken ist. Wir wollen diesem Gedanken in gewisser Richtung folgen und die Frage stellen, ob nicht ein Gesetz der Äquivalenz besteht zwischen moralischem Fühlen und intellektueller Wahrheit. Kann man sagen, daß ein vorhandenes moralisches Gefühl stets das Dasein irgend einer korrespondierenden, mit dem Verstande erfäßbaren Wahrheit voraussetzt? Ist das edelste Gefühl gleich der wirklichen Tat? Kann, was die Seele als das Höchste ihres inneren Lebens empfindet, als Beweis einer objektiven Wirklichkeit genommen werden, die der Verstand anerkennen muß? In nachfolgendem hoffen wir die Beweise zu finden, daß dieses Thema von praktischer Bedeutung und seine Konsequenzen von größter Wichtigkeit sind.

Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, die streng philosophischen Beziehungen zwischen Denken und Fühlen zu untersuchen, noch festzustellen, bis zu welchem Grade das Fühlen in gewissem seelischem Zustande mit dem Denken verschmilzt. Für unsern Zweck genügt es, den in dem Gewissen eines jeden Menschen fühlbaren Unterschied zwischen Verstand und Gefühl festzustellen. Zur Erläuterung hierfür ein konkretes Beispiel. Den ersten Eindruck beim Ausbruch eines Vulkans erhält das Gefühl des Menschen. Unmittelbar nach dem Wahrnehmen des Ereignisses wird er sich sofort der Gefühle von Bewunderung, Verwunderung, Ehrfurcht und vielleicht des Erschreckens bewußt. Ist's aber ein wissenschaftlich gebildeter Mensch, so würden durch dieses Schauspiel Fähigkeiten ganz anderer Art wachgerufen werden. Er würde sich wahrscheinlich bei Betrachtungen über die Ursachen

dieses Ereignisses ertappen. Was sein Gefühl wahrgenommen hat, hat zugleich seinem Verstande ein Problem gestellt. Doch worauf es ankommt, ist, daß seine Untersuchung sich auf die Voraussetzung stützt, daß die eben empfundenen Gefühle irgendwo eine volle objektive Äquivalenz haben; daß die Gefühle der Ehrfurcht, Bewunderung, des Schreckens ein korrektes, obgleich ein undefinierbares Wirken äußerer Ursachen und Kräfte sei, die zu erforschen Aufgabe des Verstandes ist.

Wir können jetzt dazu übergehen, das Gesagte auf die Probleme der Religion, besonders der neutestamentlichen, anzuwenden. Die Religion wendet sich zuerst an die Gefühlswelt der ganzen Menschheit sowie des einzelnen. Fausts Ruf: „Gefühl ist alles“ ist ein starker Ausdruck der Grundwahrheit, von der Schleiermacher ausging, daß das Herz, das moralische Gewissen der wahre Theologe sei. Wir durchblättern die Evangelien und Episteln und finden — was? Keine Beweisführung, kein direktes Wenden an den Verstand, sondern eine Wiedergabe von Gefühlen und damit zusammenhängenden Handlungen. Wir finden, daß die ersten Christen ebenso wie unser Reisender beim Ausbruch des Vulkans Gefühle hatten, denen sie einen konkreten Ausdruck zu geben versuchten. Das Phänomen des Reisenden war der Vulkan, ihr Phänomen war Christus. Der Reisende als Gelehrter ist überzeugt, daß der starke Sinneseindruck die Folge genauer Übereinstimmung mit einer objektiven Tatsache ist. Für uns ist heute die wichtigste Frage, inwiefern wir berechtigt sind, dasselbe Gesetz bei dem Eindruck zu verwenden, den die ersten Jünger von ihrem Herrn und Meister empfangen.

Hier muß bemerkt werden, daß die Stärke dieser Schlußfolgerung keineswegs durch die kritische Einwendung geschwächt wird, daß die Sprache, in der dieser Eindruck im neuen Testamente geschildert ist, möglicherweise ungenau oder übertrieben sein kann. Wir müssen als vollkommen wahr ansehen, daß die darin vorkommenden Namen für Christus,

Sohn Gottes, Logos, Messias, nicht von den Schreibern erfunden wurden, sondern schon in der jüdisch-messianischen Theologie bekannt waren. Wird dieses zugegeben, dann bleibt nur noch der Umstand zu erklären, daß Jesu Leben, Worte und Werke bei seinen Jüngern einen Gefühls- und Sittlichkeitszustand hervorbrachten — wie Ehrfurcht, Bewunderung, Liebe, Sinn für Heiligkeit, Haß gegen die Sünde und die Gewißheit ihrer geistigen Wiedergeburt — wie er nie vorher in eines Menschen Seele gekommen ist. Die Frage ist nun: Welches war die Größe der objektiven Tatsache, die diese innere Wirkung hervorbrachte? Die Wissenschaft verlangt für jede Wirkung eine ihr entsprechende Ursache. Was war die entsprechende Ursache dieser Wirkung? Es ist deshalb lächerlich, den Versuch zu beachten, Paulus als den Gründer des Christentums hinzustellen. Paulus zu erheben und in einem Atem seine einzige Lebensquelle zunichte zu machen, ist in Wahrheit ein eigentümliches Verfahren. Für den, der Pauli Worte eingehend durchforscht hat, seine immer wiederkehrende Versicherung, daß Christus alles und er nichts ist; daß sein inneres Leben, soweit es gut ist, von Christus ausgeht — ist die einzige Frage: Was oder wer war der, der solchen Eindruck auf solchen Geist machen konnte?

Der aus all' diesem hervorleuchtende Gedankengang wird erheblich verstärkt, wenn wir uns erinnern, daß diese inneren Eindrücke nicht nur ein einmaliges Zeugnis sind, sondern sich seitdem in der Geschichte des Menschen immer wiederholen. Den heiligen Schauer, den Paulus und Johannes in Jesu Gegenwart empfanden, und dem sie Worte zu geben versuchten, ist seitdem immer empfunden worden und wird noch heute empfunden. Wir wollen zugeben, daß sich in die Erzählungen von Jesus, wie wir sie jetzt besitzen, etwas Legendenhaftes eingeschlichen hat. Aber in der Liebe und Freude, dem Gefühl der Versöhnlichkeit, der Sohnschaft, der inneren Heiligung, die er im menschlichen Herzen erweckte, ist nichts Legenden-

haftes. Es ist auch nichts Legendenhaftes in den gleichen Gefühlen, die heute die Menschenseelen erfüllen, wo Er verkündigt und angenommen wird. Was ist aber das geistige Äquivalent für ein solches Gefühl? Die Theologie hat sich vergeblich bemüht, es zu finden. Welche Formel wir auch für die Person Christi annehmen, soviel fordert mindestens die Wissenschaft und das christliche Gewissen, daß sie nicht geringer sein darf als ihre Wirkung. Die Apostel und ersten Zeugen fühlten und sagten auch, daß ihre Seele mit Gott verbunden gewesen sei. Die heutige Kirche wiederholt diese Behauptung, wenn auch in verändertem Ausdruck.

Hermann sagt so: „Als Zeuge kann ich nur für das auftreten, was ich selbst erlebt habe Wenn uns zugemutet wird, wir sollten das „geboren von der Jungfrau“ in unser Zeugnis aufnehmen, so kann das nur heißen, wir sollen bekennen, daß das geistige Leben Jesu nicht von diesem sündigen Geschlecht hervorgegangen ist, sondern daß in ihm Gott selbst in die Geschichte dieses Geschlechts eingetreten ist. Davon können wir zeugen; denn diese Erkenntnis bildet einen Bestandteil dessen, was wir selbst erlebt haben.“

„Vielleicht ist der Wert dieses Gedankenganges für die Hauptlehre des Christentums nicht allen klar. Aber in den Tagen der hereingebrochenen theologischen Streitigkeiten und Nöte, wo der Sturm der neutestamentlichen Kritik, der schon in Deutschland Verheerung früherer Auffassungen angerichtet hat und sich auch in England mit voller Kraft fühlbar macht, muß man einsehen lernen, daß hier die uneinnehmbare Hauptfestung des Glaubens liegt.

Und die oben gemachte Andeutung, daß das moralisch Höchste seinen Gleichwert in dem geistig Wahrsten hat, findet wiederum mit großem Erfolg bei anderen Religions- und Lebensfragen seine Anwendung. Sicher ist, daß alles, was dem höchsten moralischen Zeugnis der Seele widerspricht, sich dadurch als intellektuell falsch zeigt. Wenn also ein ver-

gangenes Jahrhundert der beißenden Kritik eines Diderot, Condorcet und anderer Enzyklopädisten sein Ohr lieh, die das Christentum als „höchst absurd und barock in seinen Dogmen, höchst geistlos, dunkel, barbarisch, kindisch und gemeingefährlich in seiner Moral usw.“ hinstellten, so sagt das innere Gefühl dem einfachen Christen, daß das falsch sei, obgleich noch ein ganzes Jahrhundert für den kritisch erzogenen Menschen dazu gehört, um genau zu entdecken, worin der Fehler liegt. Und umgekehrt, wenn von der vorgeblich orthodoxen Richtung Lehren für christliche ausgegeben werden, wogegen sich unser sittliches Gewissen empört, so können wir sicher sein, daß, wie ehrwürdig die Autoritäten, gegen die wir reagieren, auch sein mögen, das Urteil des Gefühls sein volles Äquivalent in dem Endresultat des Verstandes finden wird. Der Puritaner Cartwright stellt die Religionsverfolgungen als biblisch berechtigt hin und ruft aus: „Wenn sie auch als blutige, verdammenswerte Handlungen angesehen werden, so freue ich mich, sie im Namen des heiligen Geistes begangen zu haben.“ Wir fühlen sein Unrecht, ehe wir den wahren Beweis hierfür kennen. Und Gefühl und Beweis entsprechen einander. Im allgemeinen kann man sagen, daß jede Lehre, die uns einerseits von Ehrfurcht, Liebe, Aufopferung zurückhält und andererseits die Freiheit beschränkt und das Wahrheitsgefühl tötet, sich hierdurch ohne weiteren Beweis als falsch stempelt. Das moralische Kennzeichen ist unauflöslich mit dem intellektuellen verbunden.

Aus dem vorhergehenden lassen sich verschiedene Resultate folgern, die wir hier nur kurz andeuten können. Ein Resultat ist, daß die Kirche, der die höchste Steigerung des Seelenlebens mißglückt ist, hierdurch die Unzulänglichkeit ihrer Lehre beweist. Wiederum sind die höheren geistigen Gemütsverfassungen, wo immer sie sich auch finden, die sichersten aller religiösen Beweise. Das innere Leben eines Heiligen zeigt ebenso unzweifelhaft das Dasein einer geistigen Welt, wie die Farbe einer Blume das Dasein

und die Kraft des Lichtes zeigt. Sagen wir aber, daß das höchste Leben nur von der reinsten Wahrheit ernährt wird, so ist damit nicht gemeint, daß die Form, in die die Wahrheit sich kleidet, stets die beste ist. Einige der edelsten Menschen haben nach Lehrsätzen gelebt, deren damalige Fassung wir jetzt verwerfen würden. Die Tatsache, daß eine Lehre dazu beigetragen hat, einen heiligen Charakter zu erziehen, enthält, wenn unsere Analyse richtig ist, den Beweis, daß sie, trotz ihrer Mängel in Form und Ausdruck, ihrem wesentlichen Inhalte nach wahr ist. Was dazu beigetragen hat, Menschen zu bessern, ist immer intellektuell und moralisch nachweisbar. Der gleiche Gedankengang vom Moralischen zum Intellektuellen ist es, der im zweiten Jahrhundert den Heiden Justinus Martyr zum Christen machte, und im 19. Jahrhundert Tolstoi vom skeptischen Pessimismus zum Optimismus des Glaubens brachte. Der heidnische Philosoph bezeugt, daß er durch das Studium des Lebens der ersten Christen zur Erkenntnis kam, daß solche moralischen Wirkungen ihren Grund in Tatsächlichem und Wahrhaftem haben, und der große Russe bezeugt: „Als ich Leute um mich versammelt sah, die aus ihrem Glauben die Kraft schöpften, in Friede und Freude zu leben und zu sterben, fühlte ich mich von der moralischen Logik dieses Schauspiels überwunden.“

Die Kirche darf sich nicht fürchten, ihrem inneren Leben einen vollen intellektuellen Ausdruck zu geben. Denn was bedeutet wohl ein Niederreißen ihrer alten theologischen Lehrsätze? Bedeutet es nicht, daß die Wahrheit, die sich hinter dem kirchlichen Leben verbirgt, etwas unendlich Größeres ist, als ihre geistigen Satzungen umfassen können?



Wir leben im Zeitalter der Analyse, und es scheint uns bei flüchtiger Betrachtung, als hätte sich das ganze Leben ihrer Herrschaft unterworfen. Während die Chemie jede Substanz in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt, sucht die Psychologie jeden Komplex unseres Bewußtseins zu entwirren. Wir werfen sowohl unsere äußere wie unsere innere Welt in den Schmelztiegel und haben für jede eine anerkannte wissenschaftliche Formel. Ein Lebenselement ist jedoch bei dieser Berechnung vergessen worden. Es ist das Element der Ereignisse und deren inneres Wesen. Unser Wissen von den Ereignissen liegt noch in den Windeln. Daher kommt es, daß uns so manches von der sogen. Geschichte lächerlich vorkommt, wenn wir sie als eine Darstellung dessen ansehen, was ist oder gewesen ist. Unsere Geschichtschreiber bieten uns in zahllosen Fällen bloß die Oberfläche oder die unebenen Konturen eines Ereignisses so dar, als ob es das Ganze sei. Froissart schildert uns eine Kriegsszene nach der anderen, Guicciardini beschreibt die Intrigen und Kriege der italienischen Staaten „ohne“, wie Montaigne bemerkt, „jemals irgend eine Handlung in Verbindung mit der Tugend, der Religion oder dem Gewissen zu setzen“, und sie bilden sich ein, uns damit alles erzählt zu haben. In Wirklichkeit aber haben sie uns nichts erzählt. Das sehen wir erst ein, seitdem wir wissen, daß jedes Ereignis außer seiner äußeren Form sein eigenes inneres Leben hat, ein mystisches, unendlich kompliziertes, dessen volle Entwicklung Jahrhunderte und Jahrtausende erfordern mag, ehe es uns möglich wird, es richtig zu beurteilen.

Wenn wir in diesem Sinne die Ereignisse und ihre innere Bedeutung betrachten, so muß uns Begeisterung erfüllen für des Lebens Wunder und Mysterium. Ereignisse sind unser Schicksal. Die Menschen glauben zuweilen, ihren Lebenslauf selbst bestimmen zu können; so Jerome, der in seine Hütte in die Einöde flieht, oder Descartes, der beim Erforschen eines philosophischen Systems drei Jahre in seinem Zimmer zubringt, ohne einen einzigen Freund zu sehen oder nur einen Spaziergang zu machen. Aber solche Versuche haben sich immer als unmöglich erwiesen. Der Einsiedler wie der Mann der Tat haben mit dem Unberechenbaren zu rechnen, das auf sie in der Außenwelt wartet. Was ist wohl die Absicht der unzähligen Geschicke, die jedem menschlichen Wesen begegnen? Sie warten ihre Zeit ab, bis der Wanderer, den sie suchen, sich zeigt, und dann beeilen sie sich, ihn zu treffen. Sie kennen ihn von Ansehen, wenn er kommt. Auf ihn haben sie so lange gewartet. Von Ewigkeit her ist dieses Ereignis unterwegs, um mich an diesem bestimmten Punkte zu treffen und mir seine Botschaft zu bringen. Durch die Berührung mit mir wird es unmittelbar meinem tiefsten Gefühlsleben einverleibt; denn es ist etwas, was außer mir liegt und etwas hervorbringt, was meinem eigenen Geiste ohne seinen Beistand unmöglich wäre. Das Ereignis und ich gehörten sicherlich schon im Himmel zusammen, ehe die Erde war.

Wir haben ein größeres Verständnis für unser Leben gewonnen, wenn wir zu der Einsicht gekommen sind, daß alle Ereignisse schließlich geistiger Art sind. Äußerlich mag es scheinen, als könne man ihnen einen solchen Charakter nicht zuschreiben, aber ein tiefer Einblick wird uns zeigen, daß es sich doch so verhält. Die Zerstörung Jerusalems war für Jeremias und seine Zeitgenossen eine schreckliche und blutige Katastrophe. Hieraus entstand die Bewegung, die zur Offenbarung Gottes führte, des Gottes, der nicht nur der Juden Gott, sondern ein Gott und Schöpfer aller Völker auf Erden

ist. Die Spaltung im Papsttum, die der Christenheit des 14. Jahrhunderts zwei rivalisierende und sich gegenseitig mit dem Bann belegende Päpste gab, war für unzählige, fromme Katholiken nur ein peinlicher Streit und ein trauriger, religiöser Skandal. Dieses von schwachen, rivalisierenden Päpsten hervorgerufene Schauspiel enthielt den Keim zu jener Appellation des christlichen Gewissens an Christus selbst, die in der Reformation endigte. Wann werden wir je zum Verständnis des tiefen, inneren Wesens des Ereignisses kommen, das wir die Kreuzigung nennen? Äußerlich betrachtet, war es ein grausames, scheußliches Morden. Es war weder Rede, Musik, Poesie, Kunst, Philosophie noch rettende Macht. Es war das Töten eines Opfers auf grausame, römische Art. Und dennoch, wenn wir zu der inneren Tiefe dieses Ereignisses dringen, wieviel Kunst, Philosophie, Ergebung und rettende Macht finden wir darin, lauter göttliche Dinge, die schon daraus entstanden sind, und wieviel bis jetzt Unerreichtes bleibt noch übrig.

Diese Auffassung der Ereignisse, nämlich, daß alle einen geistigen Kern enthalten, wie sich früher oder später zeigen wird, sollte bei der Beurteilung des religiösen Weltverlaufs nicht außer acht gelassen werden. Es ist eine lächerlich falsche Auffassung, die innere Entwicklung des Menschen ausschließlich von kirchlich anerkannten Kultübungen abhängig zu machen. Guttenberg trug keinen Talar, als er sich über der Buchdruckerei den Kopf zerbrach, und Georg Stephenson war sich bei der Ausarbeitung seiner Idee über die Lokomotive keiner besonderen theologischen Inspiration bewußt. Aber welches rein kirchliche Erzeugnis, das denselben Einfluß auf die Entwicklung der Religion gehabt hat, können wir wohl der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Dampfmaschine gleichstellen? Ein ägyptischer Excavator, der eines Tages zufällig ein griechisches Manuskript findet, ein Urevangelium aus dem ersten Jahrhundert, würde damit für immer die theologischen Zweifel eines Jahrtausends besiegen.

Die Kanzel ist sicherlich nicht der einzige Lehrplatz der Religion. Das einfachste, natürlichste Faktum, das uns begegnet und uns anfangs nur rein materiellen Inhalts erscheint, kann sich uns plötzlich von seiner anderen Seite zeigen und verborgene, nicht geträumte, geistige Schätze über uns ausschütten. Unser Studium der Mission muß, um vollständig zu werden, sich ein viel größeres Ziel setzen als gewöhnlich. Es darf nicht mit Lebensbeschreibungen schließen. Ereignisse sind Evangelisten erster Ordnung.

Das ist der Vorteil der Ereignisse als Lehrer, daß sie so wahr und zuverlässig sind. Im Gegensatz zu vielen unserer Religionslehrer sind sie nicht mit Traditionen belastet und quälen uns nicht mit vorgefaßten Theorien. Sie lügen und schmeicheln uns nicht, sondern bieten uns eine Wirklichkeitslehre, die wir nach bestem Können anwenden sollen. Und hierin liegt das Geheimnis. Das, was äußerlich für uns gleich scheint, hat auf niemanden die gleiche Wirkung. Niemand von uns will einsehen, daß es wirklich ein und dieselbe Sache ist. Das kommt daher, daß die Lehre, die es gibt, genau von dem abhängig ist, was wir zu lernen fähig sind. Die Wirkung der Ereignisse entspricht der Beschaffenheit und dem Charakter des Wesens, das von ihnen betroffen wird. Sie sind in gewissem Sinne der Spiegel unseres eigenen Ichs. „Wenn du bis ans Ende der Welt reisest,“ sagt ein moderner Mystiker, „du findest nur dich selbst auf der Heerstraße des Schicksals.“

Erinnern wir uns der unfaßbaren Zahl der Ereignisse, die unsern Lebenspfad kreuzen, ihrer erstaunlichen Mannigfaltigkeit, ihres unerwarteten Erscheinens, ihres oft dunklen und schrecklichen Anblicks, so werden wir leicht dazu verleitet zu denken, daß wir wenigstens in bezug auf sie in einer Welt des Zufalls leben, wo keine allmächtige und allwissende Vorsehung herrscht. Ereignisse scheinen oft eher ein zerstörendes als erziehendes Element zu sein. Aber studieren wir sie genauer, so werden wir unser Sicherheitsgefühl wiedergewinnen. Denn

wir werden finden, daß sie trotz ihres zwecklosen Aussehens doch demselben geistigen Gesetze unterworfen sind, das auch in uns herrscht. Durch beständige Reibung mit unserem Leben haben sich die Buchstaben dieses Gesetzes deutlich in uns eingepreßt. Höchst interessant ist es, wie früh der Welt die Augen für diese Wahrheit aufgingen. Die alte Lehre vom Schicksal hatte einen tieferen Inhalt, als wir im allgemeinen annehmen. In den von Heraclit und Plato aufgestellten Lehrensätzen, daß das Schicksal die allgemeine Vernunft ist, die die ganze Natur des Universums beherrscht; wie auch in dem, was Chrysippos vom Schicksal als einer geistiger Macht lehrte, die die Welt in Ordnung hält, finden wir eine, wenn auch unvollkommene Vorstellung, daß in allem, was geschieht, ein Zweck Gottes liegt. Eine klarere Offenbarung hat uns die Gewißheit gegeben, daß die Ereignisse in der Welt denselben Ursprung und dasselbe Ziel haben, wie das edelste Streben der Seele.

Zu entdecken und fest überzeugt zu werden, daß die Ereignisse von diesem höheren Gesetze gelenkt werden, ist vielleicht das größte Resultat der durch sie erhaltenen Erziehung. Fest überzeugt zu sein, daß kein Ereignis, wie unglückbringend es auch scheinen mag, uns schaden kann, so lange wir an dem geistigen Gesetz festhalten, daß es uns unter denselben Bedingungen unfehlbar zu einer höheren Sprosse auf der Stufenleiter des Lebens bringen wird, ist praktisch der größte Gewinn des Lebenskampfes. Diesen Standpunkt vertrat der wackere Puritaner Neu-Englands, der an einem „kritischen Tage“, an dem der Untergang der Welt angenommen wurde, und an dem die Ratsversammlung, deren Mitglied er war, aufgelöst werden sollte, ruhig bemerkte: „Wenn heute der Tag des Gerichts ist, dann ziehe ich es vor, auf dem Posten zu bleiben, wenn nicht, so liegt kein Grund zur Vertagung vor.“ Und welche Bekräftigung hierfür liegt in den Worten des sterbenden Scaligers an seinen Schüler Heinsius als Frucht seiner ganzen Lebenserfahrung: „Handele nie gegen deine innere Über-

zeugung, um vorwärts zu kommen. Was in dir ist, gehört Gott allein.“

Wie nahe verwandt die Welt der Ereignisse mit der Welt der geistigen Gesetze ist, geht noch sichtlicher bei Betrachtung derer hervor, die dieses Gesetz außer acht lassen oder ihm trotzen. Es wird dadurch unmöglich, den religiösen Charakter der Ereignisse mißzuverstehen. Sie werden unsere moralischen Rächer. Schillers Ausspruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ ist eine einfache Bestätigung der Tatsache. „Eine Tat,“ sagt ein indisches Sprichwort, „kann nicht sterben.“ Ist es eine böse Tat, so lebt sie, um den Übeltäter zu verfolgen. Eugen Aram mordet Daniel Clark und verbirgt das Verbrechen während 14-jähriger geistiger Tätigkeit. Er wird berühmt als Philologe und machte sich einen Namen als Entdecker einer durch keltische Wurzeln vermittelten Verwandtschaft der europäischen Sprachen. Aber seine tief verborgene Tat ist nicht tot. Sie erwacht und holt zum Schläge aus, und unser Philologe wird als ein Mörder gehenkt. Unzählige Mörder entgehen dem Gehenktwerden, aber sie können ihrer Tat und deren entsetzlichen Folgen ebensowenig entweichen, wie die Erde aus ihrer Bahn um die Sonne weichen kann.

Der schlagendste Beweis für die Größe und unendliche Weite der Menschengeschicke liegt in der bewußten Bloßstellung der Seele für das wichtige Ereignis, das sie erwartet. Und besonders für jene dunklen Ereignisse, die ihren kältesten Schatten vorauswerfen. Es ist möglich, daß Livius recht hat, wenn er sagt: „*Segnius homines bona quam mala sentiunt.*“ („Die Menschen haben einen schärferen Sinn für das Böse als für das Gute.“) Was sie aber so scharf als böse erkennen, trägt das Zeugnis in sich, daß es nicht das Ende ist. So bewahrheitet sich der tiefe Ausspruch Mrs. Brownings: „Schmerz ist nicht die Frucht des Schmerzes.“ Nein, nicht Schmerz, sondern etwas ganz anderes wird die Frucht dessen sein, was wir hier leiden. Können wir nicht mit einer neuen

deutschen Schriftstellerin sagen: „Alles Niedere, es ist werdendes Höheres, alles Häßliche werdende Schönheit, alles Böse werdendes Gutes“? Ein begeisterter Apostel hat uns das wahre innere Wesen der Ereignisse in der Erklärung gegeben, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sei der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden, und daß nichts, was im Himmel und auf Erden ist, uns scheiden mag von der Liebe Gottes.



V. Betrachtung.

DIE SÜNDEN DER HEILIGEN.

Man schreibt der heiligen Theresia die Äußerung zu: „sie sähe etwas Gutes in der Welt, nämlich, daß sie den Heiligen ihre Fehler nicht verzeihe, sondern sie durch lauten Tadel noch vollkommener mache.“ Die lebhaftes Spanierin wiederholt hier nur eine alltägliche Wahrheit. Sie gibt die Strafe an, die immer diejenigen trifft, die ein besseres moralisches Leben führen als ihre Nachbarn. Selbst ihre Tugenden bergen eine Gefahr in sich. Nichts zeigt einen schwarzen Punkt deutlicher als ein weißer Hintergrund. Ein ehrenhafter Mensch kann tausenderlei Gutes tun, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Laß ihn aber nur etwas Böses tun, so wird die Welt es ausschellen. Hat er keine Sünde begangen, so erfindet sie solche. Wenn wir die ersten Christen nach den Aussagen ihrer Feinde beurteilen wollten, so müßten wir sie für eine Bande von Schurken halten. Nach deren Erzählung waren sie Atheisten und Kindermörder; ihre Gottesdienste waren ein Vorwand für

namenlose Ausschweifungen. Justinus Martyr erzählt in treffender Weise, wie er, ein Heide, sein Ohr den Verleumdungen gegen die Christen lieh, bis die Untersuchung ihres wirklichen Charakters ihn einsehen lehrte, daß sie unmöglich solch böses, selbstbetrügerisches Leben führen konnten.

Aber damit ist das hier behandelte Thema durchaus nicht erschöpft. Die „Sünden der Heiligen“ sind nicht alle Erfindungen, noch Ausnahmen. Es gibt ernste Fehler, die gewissen Arten religiösen Temperaments anhaften, und vor denen alle, die ein reines und gesundes Leben führen wollen, auf der Hut sein müssen. Wir sind noch nicht lange zu der Einsicht gekommen, daß Christi strengste Worte gerade gegen diesen Charaktertypus gerichtet waren. Die Pharisäer waren die Puritaner ihrer Zeit. Wenn damals jemand nach den Heiligen gefragt hätte, die in der jüdischen Gemeinde in Mode wären, so würde man auf jene hingewiesen haben. Jesu Verhalten gegen sie, verglichen mit dem gegen weniger angesehene Klassen, wirft ein deutliches, klares Licht auf unser Thema. Wir sehen hieraus, nach der Wertschätzung unseres Herrn und Meisters, wie weit jegliches Temperament, selbst das in religiöser Beziehung am meisten ansprechende, davon entfernt ist, die wahre Menschlichkeit zu repräsentieren, und wie leicht man gewissen geistigen Eigenschaften einen falschen Wert beilegen kann. Es war eine langjährige und unter beständigem Umgang mit den strengsten Religionstypen gemachte Erfahrung, die Richard Baxter in seinem Alter zu äußern veranlaßte: „Ich finde, daß die guten Menschen nicht so gut sind, wie ich einmal glaubte, und ich sehe ein, daß wenig Menschen so schlecht sind, wie ihre Feinde sie schildern.“

Aber ehe wir von den Sünden der Heiligen sprechen, müssen wir uns vor allem klar machen, was sind Sünden, und was sind Heilige? Die Bedeutung dieser beiden Worte hängt von der fortschreitenden Entwicklung des ethischen Maßstabes ab. Wir sprechen von alttestamentlichen Heiligen, und dieser

Name ist in bezug auf sie nicht falsch. Ein gewöhnlicher Mensch dürfte heutzutage ihr Leben nicht nachahmen, wenn er auch nur den geringsten Anspruch auf Heiligkeit machte. Versuchte er es, so würde er sich innerhalb einer Woche hinter Schloß und Riegel befinden. David war ein wahrer geistiger Führer, aber seine Handlungen, nach dem moralischen Maßstab unserer Zeit gemessen, würden ihn geeigneter machen für das Gefängnis in Portland als für die Kanzel der St. Pauls-Kathedrale. Es ist falsch, die religiösen Charaktere ohne Rücksicht auf die moralische Höhe ihrer eigenen Zeit zu beurteilen. Auch das Christentum in seinem Glanz geistiger Offenbarungen hat Jahr auf Jahr warten und arbeiten müssen an der langsamen Entwicklung des Gewissens. Diese langsame, alles umfassende Bewegung hat den jetzigen Alltagsmenschen in wichtigen Punkten sogar hoch über die Heiligen früherer christlicher Jahrhunderte gestellt. Und es ist keine Veranlassung vorhanden, darüber zu spotten. Wenn wir lesen, wie Augustinus Religionsverfolgungen befahl, wie Calvin unsern Protektor Somerset anwies, „mit dem Schwerte gründlich die Katholiken und fanatischen Schwärmer zu bestrafen“ und dabei sorgfältig jede Schonung zu vermeiden, oder wie der fromme Fénelon die Verwüstungen durch Soldaten billigte, so liegt darin keine Anklage gegen ihre Heiligkeit als solche oder gegen diese Männer als rechtmäßige Besitzer einer solchen Glorie. Was solche Beispiele beweisen, ist, daß selbst die edelsten Persönlichkeiten dem Gesetz ihrer Umgebung gehorchen. Das ihnen innewohnende Licht zeigt sich von gewissen Seiten in voller Klarheit, in anderen Beziehungen aber zeichnet es sich nicht vor dem Verständnis ihrer Zeitgenossen aus. Aber nicht auf diesem Wege werden wir unserem Stoffe gerecht. Wir finden keine Aufklärung auf diesem oder auf anderen Gebieten dadurch, daß wir Löcher in die Mäntel der Großen der Vorzeit reißen, die doch ihr Bestes unter barbarischen Verhältnissen taten. Die wirklich wichtige

Frage dreht sich hier um die besonderen Gefahren des religiösen Temperaments. Die Religion in ihrer Gesamtheit ist etwas ganz anderes als ein Temperament. Nichtsdestoweniger gibt es Arten religiöser Betätigung, für die gewisse Temperamente besonders geeignet sind. Ihre Besitzer sind immer sicher, als Leiter und Führer gewählt zu werden. Es gibt unendlich verschiedene Varietäten, und eine genaue Analyse könnte nur unter Berücksichtigung der mannigfachsten subtilen Schattierungen gemacht werden. Im allgemeinen gibt es zwei ausgeprägte Formen religiösen Charakters, jede kräftig herrschend, jede edler Tat fähig, beide gefahr- und totbringenden Kämpfen ausgesetzt. Wir können sie die Ästhetik und die Asketik nennen.

Erstere, die in gewissen Abarten vielleicht besser als gefühlsmäßig bezeichnet würde, ist für Eindruck besonders empfänglich. Zart besaitet, mit des Künstlers offenem Sinn für das Schöne, vibrierend von den zartesten Grundtönen des Lebens, mit einer intensiven Empfänglichkeit für das Schauererregende und das Geheimnisvolle, ist sie für das religiöse Gefühl besonders veranlagt. Ihr Glaube in seiner höchsten Vollendung ist eine Entzückung, eine Ekstase. Es ist Epikuräismus der höheren Empfindung. Sie sieht Visionen, ihr inneres Ohr erlauscht Melodien, die keine sterbliche Musik hervorzaubern kann, und wenn es gilt, sich auszudrücken, dann kann niemand so überzeugend und ergreifend sprechen. Menschen glauben Engelstimmen zu hören. Aber dies alles hat auch seine Kehrseite. Die Menschheit würde sich in ihrer Religion ohne dieses Temperament schlecht zurecht gefunden haben, aber noch schlechter, wenn es das einzige gewesen wäre. Um uns zur Einsicht menschlicher Solidarität zu bringen und uns verstehen zu lehren, daß wir alle zusammen eine Einheit, kein Individuum oder Typus für sich, den wahren Menschen bilden, finden wir diesen Charakter voller Schwächen und sich stets fest an andere anlehnend.

Es hat wirklich Seelen dieser Art mit schönem, geistigem Ausdruck gegeben, und doch so haltlos in anderer Beziehung, daß sie nicht einmal eine anständige Moralität bewahren konnten. Es gab in England einst keinen wahreren religiös gesinnten oder größeren geistlichen Lehrer als Samuel Taylor Coleridge, doch sein Betragen stellt ihm, gelinde gesagt, ein furchtbares Armutszeugnis aus. In der nächsten Generation finden wir den armen Hartley Coleridge mit gleich tiefen religiösen Instinkten und der Sprache eines Engels ausgerüstet, doch vereinigt mit tierischen Ausbrüchen, die ihn zuweilen in den Schmutz hinunterzogen. Der Blick des Genies für geistige Schönheit ist leider allzuoft von einer überwältigenden sinnlichen Leidenschaft verdunkelt worden. Unser Antinomist ist so hoch gestiegen, daß er die zehn Gebote vollständig aus dem Gesicht verloren hatte. In Chateaubriand, sagt ein moderner Kritiker, wohnte auch ein schmutziger Chateaubriand; dasselbe kann auch von Lamartine gesagt werden. Oft genug sind diese Propheten nach Momenten höchster Exaltation am stärksten vom Teufel versucht worden.

Abgesehen von solch öffentlichen Vergehen gibt es auch andere Schwächen bei den gefühlsmäßig-religiösen Temperamenten, die wir aber nicht hier behandeln wollen. Nur eine wollen wir kurz anführen, nämlich den nicht seltenen Mangel an lauterer Wahrheitsliebe. Dieser Mangel bei religiösen Geistern früherer Zeiten verursacht uns heute nicht endende Verwirrung. Wenn doch die kirchlichen Chronikschreiber uns die Gunst erwiesen hätten, genaue und wahrheitsgetreue Berichte zu überliefern! Wenn nur Pascals Grundsatz, „die erste aller christlichen Wahrheiten ist, die Wahrheit über alles zu lieben,“ auf die Wand des Studierzimmers jedes Theologen geschrieben worden wäre.

So, wie es jetzt ist, haben wir eine Zeit frommer Betrügereien, einen St. Bonaventura, der seine Lebensbeschreibungen mit den unmöglichsten Legenden eines anderen Heiligen

ausschmückt, und einen ritualistischen Professor in Oxford, der im neunzehnten Jahrhundert folgende Sentenz ausspricht: „Werde dir erst klar, daß du ein Recht hast, zu betrügen, und dann lüge wie ein Jäger.“ Bevor wir weiter in das zwanzigste Jahrhundert hineinkommen, hoffen wir, uns klar zu sein, daß die Religion vor allem die Wahrheit sein muß.

Der Raum erlaubt uns nur in aller Kürze die andere Form des religiösen Temperaments — die Asketik — und die daranhaftenden moralischen Mängel zu nennen. Ein solcher Charakter, für den jedes Zeitalter Exempel bietet, bildet sich oft durch gesunde Reaktion gegen die träge Gleichgültigkeit der Massen zu einem kräftigen, großartigen, religiösen Leiter. Sich auf einen heroischen Mystizismus stützend, der von Anfang an die innere Leere materieller und sinnlicher Vergnügungen durchschaut, zwingt es ihn, hinter den Vorhang zu dringen und seine Freude in geistiger Wahrheit zu suchen. Er schwärmt für Weltverachtung und findet die höchste Befriedigung darin, dem rauhen Pfade zu folgen, den St. Johannes von Cross ihm in seinem Motto zeigt: „Alles, was Seele und Leib erfreut, vermeide; alles, was schmerzt, umfasse.“ Menschen mit diesem Temperament — der Engländer Pusey war ein deutliches Beispiel — haben ein Gefühl der Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit, das ihnen zuweilen die größten Seelenqualen verursacht. Eigentümlich ist es, daß es ihnen nie einfällt, sich ihres deutlich sichtbaren Fehlers anzuklagen. Sie haben eine innere Welt gefunden, die gut und herrlich ist; aber sie haben den unbegreiflichen Irrtum begangen, die Welt, der sie sich entwöhnt haben, für durch und durch böse zu erklären. Das ist sie nicht, und daß es ihnen nicht gelang, ihren Wert und ihren Reichtum an Freude zu erkennen, ist, wenn sie es nur wüßten, ein größerer Fehler als der, über den sie sich beklagen.

Es ist an der Zeit, daß wir uns von diesem Pseudo-Christentum, dessen Hauptcharakterzug die Verherrlichung der düstern

Anschauungen ist, frei machen. Es liegt nichts Anziehendes in diesem ewigen Novembernebel. Bitterkeit ist ein crimen laesae humanitatis. Wozu, mein mürrischer Bruder, willst du die Welt bekehren? Zu deiner eigenen Bitterkeit? Die Welt bedarf der Gesundheit und des Lichts, und sie zeigt ein gesundes Unterscheidungsvermögen, wenn sie jede Annäherung von Krankheit und Dunkel zurückweist. Wenn die Kirche dieses vollkommen einsieht, so wird sie sich in vielem bessern. Wenn sie uns über die unsichtbare höhere Welt belehrt, so muß sie auch die Schönheit der sichtbaren Welt recht zu schätzen wissen, die doch der Vorhof zu der unsichtbaren ist. Sie muß uns lehren, daß der Mensch beiden Welten angehört, und daß er eine gewisse Vollkommenheit in beiden erlangen kann. Man sagt von Sir Walter Scott, daß er in einem Tage mehr Freude empfinden konnte als andere Sterbliche in einer Woche. Der Mensch, der sich selbst freut, verhilft auch anderen zur Freude. Er kann seinen Sonnenschein nicht für sich behalten. Auch sehen wir, im Gegensatz zur sündigen Unvollkommenheit, die göttliche Vollkommenheit in dem Leben unseres Herrn. Christus selbst, ein Prophet des Unsichtbaren, kannte und liebte das Sichtbare. Die Welt der Vögel und Blumen, des segenspendenden Sonnenscheins, die Welt menschlicher Gemeinschaft war auch seine Welt. Ein Bote des Allerheiligsten, weilte er mit Freude im Vorhofe, wissend, daß auch dieser ein Teil des Vaterhauses war.





VI. Betrachtung.

DIE SCHÖNHEIT
DER WELT. 

Während der schönen Sommertage sind wir willige Sklaven der Natur. Sie ladet uns zum Spiel in ihre Welt ein. Mit kindlicher Freude folgen wir ihrer Einladung und wandern entzückt umher in ihrem bezaubernden Reiche. Uns allen, Fürsten wie Bauern, bietet sie königliche Bewirtung an. Wir brauchen nur den Fuß über die Schwelle zu setzen, so umgibt uns königliche Pracht. Sie feiert, bewirtet uns mit Schönheit. Wir brauchen keine tausend Meilen weit zu reisen, um sie zu finden; wir haben sie vor Augen. Unsere eigene Heimat ist voller Lieblichkeit und Schönheit. Wir durchstreifen vier Kontinente und finden, daß wir das Beste zu Hause gelassen haben. Und dieses ganze Freudenfest hat sich durch Jahrtausende hindurch sicherlich immer wiederholt. Man spricht von dunkeln Zeitaltern, aber mit Freude denken wir daran, daß die Natur unsern Ahnen auch solche Feste schenkte. Chaucers Frühlinge und Sommer waren ebenso bezaubernd wie unsere. Die Vögel sangen so fröhlich, die wilden Blumen blühten so herrlich, die Blätter der Eichen und Ulmen waren so grün und schön, die Flüsse so klar, die Himmel so blau wie in diesem Jahre der Gnade. Und es war eine Lust, zu leben.

Ist es uns jemals in den Sinn gekommen, die Bedeutung von der Schönheit der Welt zu erforschen? Wie kommt es, daß sich die Natur überall, im Flügelpaar der Schmetterlinge, im Kleide des Waldes, im Blau des Himmelsgewölbes, in der klaren Tiefe des Flusses, auf den felsigen Spitzen der Berge zu solcher Lieblichkeit und Herrlichkeit entwickelt? Warum

nennen wir etwas schön? Was ist schön? Das sind tiefgehende Fragen. Suchen wir nach Antwort, so werden wir direkt auf die Seele und ihr Wesen zurückgeführt. Denn das Schöne ist sichtlich eine Empfindung der Seele. Stelle ein Pferd vor eine unserer schönsten Aussichten; es sieht nichts von dem, was wir unter schön verstehen. Diese Empfindung entwickelt sich auch beim Menschen nur allmählich. Der Wilde hat wenig Sinn dafür. Lange Zeiten sind erforderlich gewesen, um gerade diesen Sinn zu entwickeln. Und doch liegt er in der Tiefe jeder Menschenseele, und in dem Maße, wie sich die Seele ihrer typischen Vollendung nähert, so nimmt auch dieses Gefühl an Größe und Fassungskraft zu.

Welchen Wert aber hat diese Gabe? fragen wir weiter. Was enthält unser Begriff von Schönheit? Hierüber haben Philosophen und Gelehrte von verschiedenen Standpunkten aus debattiert. Die Materialisten, die zur Lösung der Frage ihr ganzes Können aufboten, haben sie so behandelt, als beruhe sie auf Kurven, Flächen und Sinneseindrücken. Schopenhauer hat sie mit ungewöhnlicher Übertreibung und mangelhaften Beweisen behandelt. Aus allem geht hervor, daß das Vermögen der Seele, die Schönheit wiederzuerkennen, nur auf eine Weise befriedigend erklärt werden kann. Der eben gebrauchte Ausdruck enthält den Schlüssel in sich. Unser Schönheitsgefühl ist ein Wieder-Erkennen, d. h. ein Wieder-Aufleben, ein Erinnern an das, was die Seele schon einmal gekannt, und was seinen Ursprung in ihrem Reiche hat. Schelling ist auf dem rechten Wege, wenn er von der äußeren Welt spricht als von einem anderen Ausdruck für das ewige Leben, das in unserem Bewußtsein liegt. Die Schönheit der Natur ist das Werk eines souveränen Künstlers, dessen ursprüngliche Gedanken wir, wenn auch schwach, in unseren eigenen wiedergeben. Ohne einen solchen Zusammenhang wäre kein Erkennen der Schönheit bei uns möglich. Ein Maler, der ein Bild ausstellt, würde erstaunt sein, wenn er das

Publikum Gedanken darin bewundern hörte, die er selbst nicht hineingelegt hat. Der wahre Grund unseres Verständnisses, um nicht zu sagen, unserer Wertschätzung, für die Vorzüge eines Bildes liegt in der Übereinstimmung unseres Gefühls mit dem des Künstlers. Das Gesetz, das in den Gemäldeausstellungen gilt, herrscht, soweit wir sehen können, in allen Welten.

Aber wir haben noch nicht annähernd die Fragen erschöpft, die unser Thema stellt. Eine andere und keineswegs einfachere Frage ist die, die das Verhältnis von Schönheit und Moral berührt. Wir besprachen einmal die Frage, als wir mit einigen anglikanischen Geistlichen einen großartigen Sonnenuntergang auf der „Jungfrau“ bewunderten. Gibt es ein Band zwischen dieser Herrlichkeit und der Schönheit der Frömmigkeit? Gibt es eine natürliche Verwandtschaft zwischen der Anmut der Heiligkeit und der Anmut der äußeren Form? Die Frage schien ihnen neu und kaum wert zu sein, ernst genommen zu werden. Das ist zu entschuldigen, denn auf den ersten Blick scheinen diese Stoffe nicht in dieselbe Kategorie zu gehören. Eine weitere Betrachtung scheint positive Gründe gegen eine solche Verbindung hinzuzufügen. Der Sinn für die Schönheit der äußeren Welt hat scheinbar keinen Zusammenhang mit einem höheren moralischen Charakter. Die Zeitalter, in denen dieser Sinn am ausgeprägtesten war, wie in Griechenland zur Zeit Perikles', in Italien zur Zeit der Renaissance, zeichnen sich, so sagt man, durch ihre Sittenverderbnis aus. Die Künstlerwelt ist im allgemeinen eine Bohème-Welt gewesen.

Derartige Behauptungen müssen mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden. Hören wir solch übertriebene Urteile über gewisse Klassen und Zeitperioden, so werden wir an Talleyrands Worte erinnert: „Il n'y a rien qui s'arrange aussi facilement que les faits.“ Was die italienische Renaissance anbetrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie eine beachtenswerte Literatur hervorbrachte, die sich der Idealisierung der Liebe widmete und sie von den gröberen, schmutzigen

Elementen befreite. Auch ihre Künstler waren nicht alle Libertins. Sie brachte einen Michelangelo und einen Benvenuto Cellini hervor. Der Schöpfer der St. Peterskirche, der Maler der Sixtinischen Kapelle, der Verfasser der unsterblichen Sonette besaß eine größere Künstlerseele, als ein halbes Dutzend gewöhnlicher Berühmtheiten zusammen. Und doch konnte er sagen — wir finden es in einem Briefe an seinen Vater —: „Es genügt, Brot zu haben und im Glauben an Christus zu leben, so wie ich es hier tue, denn ich lebe bescheiden und frage nichts nach dem Leben oder den Ehren dieser Welt.“ Und in den letzten Jahren hat niemand einen solchen Geist gehabt, der mit Bildern von unsterblicher Schönheit so überfüllt war, wie unser Milton, aber „seine Seele war gleich einem Stern und wohnte in einer andern Welt.“ Unsere jetzige Zeit hat einen Wordsworth, Ruskin, Tennyson aufzuweisen, in denen der Sinn für die Schönheit der Natur und der Kunst sich zur höchsten Blüte entfaltete, der allen ein unmittelbarer Bundesgenosse zur geistigen Vervollkommnung wurde. Und was beweisen uns widersprechende Beispiele? Sicherlich nichts Unmoralisches in dem Formensinn dieser Männer; aber eine unvollkommene Entwicklung ihrer übrigen Sinne. Ihre Schilderung eines Teiles von Gottes Schönheitstempel ist nicht weniger zuverlässig, weil sie kein Auge für das Ganze hatten. Daß ein Musiker ein Wüstling sein kann, beweist nicht, daß die musikalischen Gesetze, denen er gehorcht, nicht göttlichen Ursprungs sind. Ihm sind nur die Augen für einen Teil der Gesetze des Himmels aufgegangen, nicht für alle. Die ganze Frage scheint ihre Lösung in der Natur Christi zu finden. Wenn die Evangelien uns recht berichten, so gab es keine andere Menschennatur, die so von der Schönheit der Welt durchdrungen war. Auch hat keine andere Natur uns Gottes Heiligkeit tiefer offenbart.

Je eingehender wir die Frage studieren, desto sicherer wird unsere Überzeugung, daß in aller Schönheit eine ideelle

Wesenseinheit liegt, die in Gott wurzelt. Große Taten und große Charaktere wirken ebenso auf uns und erwecken die gleichen Gefühle, wie die Größe und Erhabenheit der Berge und des Meeres. Wenn es denkbar wäre, daß eine reine Seele Gestalt annähme, so fühlen wir instinktiv, daß diese Gestalt schön sein würde. Diese innige Vereinigung zeigt sich auch in dem Einfluß des Charakters auf unsere Gesichtszüge. Die edlen Triebe des Geistes geben dem Fleische edlere Formen und übergießen es mit einem Glanz ätherischer Klarheit. Und um das letzte Siegel auf diese Anschauungsweise zu drücken, schildert die Bibel in der Offenbarung eine Reihe der wunderbarsten Gesichte, in denen die Gerechtigkeit im höchsten, vollkommensten Glanze thronet. Hier werden die beiden Elemente in ihrer wahren, ewigen Vereinigung dargestellt, die im Erdenleben oft getrennt und weit voneinander entfernt sind.

Wie der Stoff sich uns jetzt darbietet, bietet er mehr als nur ein spekulatives Interesse. Geben wir die Richtigkeit des Vorhergesagten zu, so müssen wir zugleich auch einige wichtige, praktische Konsequenzen zugeben. So müßte z. B. das Einprägen der Gerechtigkeit, die Verkündigung des Reiches Gottes stets mit dem natürlichen Schönheitsgefühl der Seele verkettet sein. Das Häßliche mag überall dem Teufel als Monopol überlassen werden. Es ist eigentümlich, zu beobachten, wie das Innerste im Menschen selbst unter den widrigsten Verhältnissen sein Recht verlangt und erreicht hat. Wenn bei Gebetsversammlungen mit ihrem auffallenden Mangel an Formen Menschen angezogen und ergriffen worden sind, so wird man finden, daß stets zuerst ihr Schönheitsgefühl angesprochen wurde. Was sie anzog, war die Musik einer betenden Stimme oder der strahlende Reichtum der Bilder oder der melodische Rhythmus der Worte oder, was tiefer liegt, das Gefühl, daß eine reine, tiefe Seele sich hier offenbarte. Andere Anziehungskräfte können später wirken, aber diese sind die ersten. Die Worte der heiligen Schrift

üben doppelte Gewalt auf uns aus, wenn sie in erhabene Musik gesetzt sind. „Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte“ dringt bis ins innerste Herz, wenn es uns in Händels Melodie entgegengtönt. Wie falsch ist es, das Schöne aus unserem Kultus auszuschließen, als sei es ein Fallstrick, und Dem einen düsteren Gottesdienst zu weihen, der Himmel und Erde mit dem Glanze von seiner Hände Werk erfüllt! Eine passende Frage für christliche Konferenzen wäre folgende: Wie weit ist die gebildete Jugend unserer Zeit durch falsche Vorstellungen der Kirche entfremdet worden, und welche Schritte müssen getan werden, um das Verlorene wiederzugewinnen? Es ist die Aufgabe der christlichen Lehrer, wie ein französischer Moralist sagt, „die Wahrheit liebenswert zu machen.“

Aber die Frage hat eine größere Bedeutung, als nur auf die Sonntage und Gottesdienste bezogen zu werden. Unser bürgerliches Leben ist noch in seinen Anfängen. Es hat sich in hundert verschiedenen Richtungen zu entwickeln, aber eine der dankbarsten und größten Aufgaben wird darin bestehen, den allgemeinen Schönheitssinn auszubilden und zu befriedigen. Die Menge des englischen Volkes ist hier auf diesem Gebiete wie die Kinder, wo die alten Griechen schon erwachsene Männer waren. Ich möchte wohl wissen, was ein gebildeter Athener von unserem rauchgeschwärzten Lande denken würde! Bei den kommenden Generationen werden unsere Städte keine Beleidigung der Natur sein, sondern eins mit ihr werden, eine Ergänzung der Natur durch die einfache Anmut der Kunst. Und die gepflegte Schönheit wird so sein, daß sie nicht nur unserem Auge, sondern auch unserem Ohre wohlthut. Warum können wir in England nicht das haben, was man so oft auf dem Kontinent findet; wo, während wir eine alte Stadt durchwandern, unser Ohr plötzlich von entzückender Chormusik gefesselt wird? Geschulte Bürgerstimmen bilden den Chor, und die Mitbürger lauschen still und versunken den herrlichen

Tönen. Wir nähern uns dem idealen Gemeinwesen, wenn die ganze bürgerliche Atmosphäre so von hohen, veredelnden Einflüssen, von künstlerischen, verfeinernden Elementen durchdrungen ist, daß der geringste Bürger durch bloße Berührung mit ihnen sein eigenes Leben unermesslich verschönt finden wird. In diesen edleren Zukunftsgemeinden wird kein Raum für die Antithese sein, die Plutarch zwischen verschiedenen athenischen Staatsmännern aufstellt: „Themistokles, Kimon und Perikles füllten die Stadt mit prächtigen Gebäuden . . . aber die Tugend war das einzige Ziel, das Aristides vor Augen hatte.“ Doch besser noch wird es sein, wenn die Tugend in der Schönheit erblüht, wie die Blüte den Baum verschönt.

Kurz! Der Glaube an die Schönheit ist ein Teil unseres Glaubens an Gott. Das Weltall erstrebt das Schöne als eine Verwirklichung der Gottesidee. Dem Häßlichen muß, weil es mit den himmlischen Plänen im Widerstreit steht, entgegen gearbeitet werden. Schönheit des Charakters und Schönheit der Form sind dem Wesen nach verwandt, und sie sollten erstrebt werden als Elemente zu des Lebens Fülle. Unser Gemeindeleben sollte eine innige, harmonische Verschmelzung des Geistigen und Materiellen sein und jedes als ein Teil der Heiligkeit Gottes angesehen werden. Ihre wahre Vereinigung wird ein soziales Gebäude hervorbringen, dessen dauernde Herrlichkeit eine Widerspiegelung der heiligen Stadt sein wird, des himmlischen Jerusalems, das Johannes hernieder kommen sah von Gott aus dem Himmel.



DIE ARCHITEKTUR DES GESICHTS.

Das Interesse für die Architektur des Gesichts dreht sich in gewissen Kreisen ausschließlich um die Frage der Dekoration. Zuweilen verrät sich ein tiefes Toilettengeheimnis der Damen der „geputzten Gesellschaft“. Wem es glückt, ein beliebtes Mundwasser, eine Schminke oder einen Puder herzustellen, der kann sich in kurzer Zeit ein Vermögen erwerben. Es gibt Gesichtskünstler, deren Spezialität die Behandlung der Lippen, Nasen, Augen und Augenbrauen ist. Das ist nichts Neues, es ist so alt wie die Welt. Montaigne erzählt uns die wunderlichsten Geschichten von den Qualen, denen sich die Damen seiner Zeit unterwarfen, um schön zu werden. Es gab in Paris eine Dame, die „das Abhäuten ihres Gesichts ertrug, um eine neue Haut zu bekommen.“ Er fügt hinzu: „Ich habe andere Sand, Asche, Kohlen, Erde, Talg, Wachs schlucken sehen, nur um eine matte, bleiche Gesichtsfarbe zu bekommen.“ Ebenso schlimm war es in der klassischen Vorzeit. Tibullus hat einige lustige Verse über die Geschicklichkeit der römischen Damen, ihr graues Haar zu verlieren und sich eine frische Gesichtsfarbe zu verschaffen, geschrieben. Und das alte Ägypten und das alte Babylon waren in dieser Beziehung kein Haar breit besser.

Außerhalb dieses Kreises der Schönen, seien es nun professionelle Schönheiten oder nicht, gibt es andere Formen der Gesichtsarchitektur, auch äußerer, dekorativer Art, die nicht ohne Interesse sind. Eine wunderbare, nicht zu verachtende Gabe befähigte Macready oder Irving, ein lebendes Bild von Richard III. darzustellen, uns mit den Gesichtszügen Hamlets anzusehen, Haß und Liebe, Grausamkeit und Milde, Freude und Leid nacheinander in Blick und Zügen widerzuspiegeln.

Großes mimisches Talent hat sein Recht und seine Aufgabe. Aber es ist widrig, es zur Unzeit angewendet zu sehen. Cowper hat einen Geistlichen geschildert, „der die Kanzel mit einem Sprung besteigt und dort sein Haar und seine Gesichtszüge mit Hilfe eines Taschenspiegels ordnet.“ Goethe versetzt einem solchen Künstler einen noch schärferen Hieb, wenn er im Gespräch zwischen Wagner und Faust den ersteren sagen läßt:

„Ich hab es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.“

Und Faust darauf antwortet:

„Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.“

Es gibt jedoch Künstler auf dem Gebiete des Mienenspiels, die wir mit freundlicheren Gefühlen betrachten. Welch rührender Passus ist Ciceros Beschreibung von der „Totenetikette“ der Gladiatoren! „Welchen Gladiatoren, wie mittelmäßig er auch sein mag, hörte man jemals jammern? Wer von ihnen veränderte jemals seinen Gesichtsausdruck? Wer von ihnen, wenn er fiel und den Todesstoß erwartete, rührte eine einzige Sehne, um ihm zu entgehen?“ Dasselbe werden unsere heutigen Truppen gelehrt, denen in den Instruktionbüchern befohlen wird, sich in der Front mit unerschrockener Miene zu zeigen, wenn sie dem Feuer der Feinde ausgesetzt sind, und möglichst lautlos zur Erde zu fallen, wenn sie tödlich verwundet werden. Auch eine Pose, wenn man so will, aber eines Mannes würdig.

Alles dieses ist aber nur eine oberflächliche Betrachtung der Architektur des Gesichts. Es ist zu verwundern, daß die Menschen, bedenkt man ihr Interesse für die Sache, nicht tiefer dringen. Noch sind wir nicht zu den wirklichen Gesichtskünstlern gekommen. Sie und ihr Werk kennen, heißt die zentralen Kräfte Himmels und der Erde kennen. Das Gesicht des Menschen, sobald es sich im geringsten dem Ideal nähert, ist die schönste Schöpfung. Daß diese Entwicklung möglich ist,

von der Vorgeschichte des Menschen und der animalen Vorfahren an, erweckt in uns das überwältigende Gefühl unermeßlicher Dauer, der unendlichen Geduld und der unzerstörbaren Kontinuität des Naturprozesses. Alles an Schönheit und Macht Denkbare spiegelt sich in einem edlen Gesicht. Plato sah darin die moralische und physische Vollendung. „Die größten Gemälde,“ sagt Ruskin, „stellen das menschliche Gesicht dar.“ Der wahre Künstler weiß das, und behandelt die übrige Leinwand als Nebensache im Verhältnis zu den zwei oder drei Zoll in der Mitte, von welchen uns eine lebendige Seele aus einem Paar strahlender Augen entgegenleuchtet. In einem Bilde wie „Christus verläßt das Pretorium“ studieren wir nacheinander die Treppenstufen, das Gebäude, die Volksmenge, die Soldaten, alles, nur um zum Hauptpunkt unseres Interesses geführt zu werden — dem dornengekrönten, müden und verwundeten Haupte, das wir immer ansehen möchten.

Was bewirkt die Gesichtsbildung? Zuerst natürlich die Umgebung. Der Breitengrad, unter dem ein Mensch lebt, verändert nicht nur seine Gesichtsfarbe, sondern auch die Grundform seines Gesichts. Amerika und Australien bilden einen besonderen Gesichtstypus aus. Das Klima, der Erdboden, die Nahrung und Beschäftigung wirken zusammen beim Hervorbringen der Rassenphysiognomie, die die Turanier von den Semiten und die Arier von den Negern unterscheidet. Buckle und seine Schule haben darin die ganze Erklärung zu finden versucht. Gib ihnen diese Faktoren, und sie glauben, den ganzen Menschen herstellen zu können. Ihre leichte Induktion befriedigt aber die tieferen Denker der Jetztzeit nicht. Man hat entdeckt, daß der Mensch sich nicht wie ein Rechenexempel in der Regeldetrie behandeln läßt. Wir haben unseren wirklichen Gesichtsbaumeister noch nicht gefunden.

Wenn wir durch jene unvergleichliche Bildergalerie, die offene Straße, wandern und studieren, was uns dort begegnet, so erhalten wir die Gewißheit, daß das, was die Gesichter ge-

schaffen hat, nicht so sehr die äußere, wie die innere Kraft ist. Geister umgeben uns, und diese sind die wahren Gesichtskünstler. Charles Kingsley hat einmal eine eigentümliche Äußerung getan, er spricht davon, daß die Seele den Körper abwirft, wie der Krebs die Schale. Ohne Zweifel ist das eine Übertreibung, aber Wahrheit liegt doch darin. Versuchen wir es, in diesem Punkte Materialist zu sein, so wendet sich unsere eigene Sprache gegen uns. Was meinen wir, wenn wir von einem „reinen Gesicht“ sprechen? Nichts, was sich auf Fleisch und Blut bezieht. Was war es, das Charles Lamb in den Gesichtern der Quäkerinnen, die ihm auf dem Wege zu seiner Versammlung in der Bishopsgate begegneten, zu sehen glaubte? Was machte sie zu „Truppen von verklärtem Wesen“? Ein gewisses Etwas, wahrscheinlich dasselbe, was das Volk in dem Gesichte St. Vincent de Paula sah, und das seinen alltäglichen, fast häßlichen Zügen einen verklärten Ausdruck gab. Es war der Schimmer des Übernatürlichen im Menschen, das Leuchten einer Sonne hinter der Sonne durch die sterbliche Hülle.

Das ist die höchste Schönheit in der Welt. Es gibt Gesichter, die sind Evangelien, und es gibt nur eine Art, sie zu schaffen. Sie erleuchten den Lauf der Geschichte des Christentums wie sonst nirgends. Ein solches Gesicht leuchtete England zu Ende des 14. Jahrhunderts von der abgezehrten Gestalt John Wycliffs entgegen. Es wundert uns nicht, wenn sein Schüler John Thorpe sagt: „Viele der vornehmsten Männer berieten sich mit ihm, wurden ihm warm ergeben und ließen sich von seiner Lebensanschauung leiten.“ Sie empfanden, daß ihnen hier ein Sonnenschein entgegenstrahlte, der von einem anderen Sommer zeugte, als Englands Juni ihn bringen kann. So war es bei allen großen Seelen. Um solche Gesichter zu sehen, haben die Menschen Pilgerreisen gemacht und Entbehrungen aller Art ertragen. Wir verstehen, was im Herzen Peters von Amiens vorging, als er in einem Schreiben an den heiligen Bernhard erklärte: „Wenn es mir erlaubt wäre,

und wenn es Gottes Wille wäre, so möchte ich lieber bei dir leben und durch ein unzerreißbares Band mit dir verbunden sein, als der Vornehmste unter den Sterblichen sein und auf einem Throne sitzen.“ Wir kennen die Gesichtszüge Macrinas, der Schwester des Basilius und Gregor von Nyssas nicht. Wir wissen aber, welches Licht es wiederstrahlte, wenn wir lesen, daß sie den einen „aus dem tiefen Schläfe zum wahren Licht des Evangeliums“ erweckte, und bei dem anderen eine so tiefe Liebe hervorrief, daß er, wie er selbst erzählt, „die Erde küßte, in die sie ihren Leib gebettet hatten.“

Das Geheimnis des menschlichen Gesichts, und was es verbirgt, hat christliche Gemüter aller Zeiten beschäftigt, so daß sie darüber nachdachten, wie das Gesicht des Galiläers ausgesehen habe, dessen Glanz ein anderes und höheres Licht über die Welt ausgegossen hat. Unter dem Staube, der noch die Städte der alten Welt bedeckt, liegen vielleicht kostbare Erinnerungen verschwundener Zeiten, die noch ans Tageslicht gebracht werden müssen. Wer weiß, ob wir nicht noch die Christusstatue finden, die der Kirchenvater Eusebius in Cäsarea Philippi sah, oder einige jener Bilder des Herrn, die er auch gesehen hat. Welche traditionelle Auffassung seines Gesichts war die richtige, diejenige Justinus Martyrs, Klemens' von Alexandria und Tertullianus', die ihn als „ohne Gestalt noch Schöne“ beschrieben, oder diejenige des Hieronymus und Augustinus, welche erklärten, daß er von göttlicher Schönheit war? Vielleicht sind beide wahr. Wir sind von der letzteren überzeugt. Bei der größten Einfachheit oder sogar Schärfe der Linien geht doch ein Glanz von ihm aus, der uns bezaubert und Ehrfurcht einflößt. Christi Worte „Folge mir nach“ besiegten die Menschen nicht so sehr durch die Worte selbst, als durch den Blick, der sie begleitete.

Fragen wir jetzt, wie bilden sich edle Gesichtszüge, so scheinen wir der Antwort näher zu sein. Es sind Spiegelbilder der Gesichter, die einer andern Welt angehören. Hinter

dem leiblichen Gesicht ist das Gesicht der Seele verborgen. Und das Gesicht der Seele hat ein großes, geistiges Absorptionsvermögen. Wie die Pflanzen ihre obere Seite der Sonne entgegenstrecken und die Strahlen aufsaugen, die sie treffen, um sie in Leben und Schönheit umzubilden, so ist bei diesen Naturen das ganze höhere, geistige Lebensorgan in seiner Länge und Breite empfänglich für den Pulsschlag, der unaufhörlich von dem Mittelpunkte ausgeht, von dem alle Seelen Leben empfangen. Und nicht einer dieser Pulsschläge geht verloren. Er ist verwoben mit der Seele, und in ihrem Ausdruck spiegelt er sich wieder. Das Gesicht wird auf diese Weise ein Register über das Leben, das wir führen. Es ist das Buch, in das unsere Geschichte niedergeschrieben wird, ein zuverlässiges Protokoll, in welchem kein Paragraph übersprungen wird, und das eingeweihte Augen von Blatt zu Blatt lesen können.

Der vorliegende Stoff ist überreich an praktischen Lehren. Die Kirche sollte ein großer Gesichtsbildner sein. Sie war es in früheren Zeiten, aber sie muß von neuem ihre Modelle studieren. Das geschichtliche Christentum hat Gesichtstypen entwickelt, wie sie die Welt nie vorher gesehen hat. Die geistigen Reichtümer, die die Kirche der Menschheit zu bieten hatte, haben dem Blick neuen Ausdruck, neue harmonische Gesichtszüge gegeben. Ihre Wirksamkeit hierin war nicht immer die beste. Unverständige, zuweilen erschreckende Mißdeutungen von göttlichen Dingen haben das seelenkranke und das fanatische Gesicht geschaffen; offene Gesichtszüge sind durch die Dürsterkeit religiöser Melancholie entstellt worden. Mit solcher Wirksamkeit muß die Religion aufhören. Ihre Aufgabe ist es, klare, lichte Fäden in das Gewebe der Menschenseele einzuschlagen. Laßt uns Robert Louis Stevensons Ausspruch zu Herzen nehmen: „Meiner Ansicht nach ist jedes düstere, entmutigende Wort etwas Böses, ein Verbrechen gegen die Menschheit, eine Sünde; jedes freundliche Wort oder Bild aber

ist eine heitere Melodie, die Sonnenlicht in die Welt bringt.“ Väter und Mütter sind hierin vielleicht die einflußreichsten Arbeiter in der Kirche der Menschheit. Ihre Aufgabe ist es, in der Kinder Gesicht die Anmut zu legen, die von hohen Gedanken und edlen Eingebungen erzeugt wird. Die Güte ist der Schönheit Anfang. Jugendliche Gemüter, die in einer Atmosphäre wahren Denkens und wahren Fühlens aufwachsen, werden unwissentlich von Harmonie durchdrungen, die ihre Natur in ideale Formen umgestaltet.

Sehen wir in dieser Weise auf andere, so müssen wir auch daran denken, wie es mit uns selbst bestellt ist. Hunderte von Künstlern in und um uns arbeiten an dem Ausdruck und den Zügen unserès Gesichts, von uns selbst aber empfangen sie die Befehle. Wie die Freude, die Sorge, der Erfolg, die Widerwärtigkeiten, alle Wechsel des Geschicks ihre Meißel gebrauchen sollen, das hängt von den Befehlen ab, die wir erteilen. Denn kein Ereignis liegt vollständig außer uns oder hat ein Dasein für sich selbst. Seine ganze Färbung und sein Aussehen hängt von der Seele ab, die es trifft. Gekreuzigt werden ist für einen Dieb etwas ganz anderes als für Christus. Wenn wir unser ganzes Leben als eine beständige Arbeit an der Ausbildung der Seele ansehen, so finden wir zuletzt, daß es eine Arbeit zweifacher Art war. Denn mit der Ausbildung der Seele hängt auch die Ausbildung des Körpers zusammen. Nicht die dieses leiblichen Körpers, durch den die Seele schwach hervorleuchtet, sondern die des geistigen, der für das ewige Leben geschickt ist. Und diesem wird es vergönnt sein, das Modell zu sehen, nach welchem alle göttlichen Linien geformt worden sind. „Denn sie werden sein Angesicht sehen, und sein Name wird auf ihren Stirnen zu lesen sein.“





VIII. Betrachtung.

NACH FÜNFZIG
LEBENSJAHREN.

Oft hören wir von der Kanzel ermahrende Worte, die uns sagen, daß dieses Leben eine gute oder schlechte Vorbereitung für ein zukünftiges Leben ist. Man sagt, daß unsere Handlungen hier im Leben eine große Einwirkung auf das zukünftige Leben hätten. Es würde reichlich so gut sein und für manche Gemüter noch wirksamer, wenn der Prediger bei seiner Schilderung von diesem Leben als einer Vorbereitung sich zur Abwechselung einmal auf den Rahmen der sichtbaren Welt beschränkte. Das Gebiet nach verlebten fünfzig Jahren werden wir alle durchschreiten müssen, wenn wir noch leben, und es ist eine Lehre, gegen die keine zweifelnde Stimme sich erheben kann, daß das, was wir dann erleben, größtenteils ein Ernten dessen ist, was wir in früheren Zeiten gesät haben. Daß eine glückliche Aussaat keine leichte Sache ist, sehen wir an den vielen mißratenen Ernten. Und wie häufig und unglücklich diese schlechten Ernten sind, zeigt sich am besten an dem schlechten Rufe, den das Alter in der Literatur sowohl als in der allgemeinen Auffassung genießt.

Es hat Philosophen gegeben, wie im Altertum Plato, und in neuerer Zeit Fontenelle, die das Alter als die glücklichste Lebenszeit verherrlichen; aber das allgemeine Urteil lautet anders. Im Altertum sah man im allgemeinen mit Schrecken auf das Ende der Jugendzeit. Bei Mimnermus heißt es: „Wenn die kurze Jugendzeit vergangen ist, ist es besser, gleich zu sterben, als noch weiter zu leben.“ Anakreon, der Frohe, der Dichter der Liebe und des Weines, sieht im Herbst des Lebens nichts anderes als ein Gefühl des Entbehrens und

des Schreckens vor der Unterwelt. Horaz, des vorigen römischer Gesangesbruder, schickt über sein vergangenes Leben das fruchtlose Gebet nach oben: „O, daß Jupiter mir die Jahre wiederschenken wollte, die vergangen sind!“ Montaigne, der sich mit 54 Jahren alt fühlte, erklärte, daß „das Alter der Seele mehr Runzeln mache als dem Gesicht.“ Selbst Wordsworth mit seinem inneren, geistigen Reichtum, scheint sich vor der letzten Hälfte des Lebens zu fürchten. Der Dichter, meint er, habe selten Grund, seinen Lebensabend zu preisen:

Wir Dichter fangen an mit Freuden,
Doch enden bald in Trauer und Wahnsinn.

Und in der ganzen Literatur gibt es keine lebendigere Schilderung des Verfalls als in dem Gedicht „Small Celandine“, das von dem letzten, hilflosen Stadium des Lebens erzählt und mit folgenden klagenden Zeilen schließt:

O Mensch, daß von dem Frühling des Lebens
Das Alter nur den Überschuß nähme!

Es gibt unleugbar vieles, was nicht nur bei flüchtiger Betrachtung die Richtigkeit dieser Anklagen bekräftigt. Das Alter ist in gewisser Beziehung eine Periode des Verfalls, eine Unvollkommenheit, eine Krankheit, für die es kein Heilmittel gibt. Auch in des alten Roger Bacons sonderbarem „*Libellus de retardandis senectutis accidentibus*“ mit den verschiedenen Mitteln, die er vorschlägt, um dem Vorrücken dieses Feindes zu widerstehen, wird keine Hoffnung ausgesprochen, ihn für immer fern zu halten. Worin auch unsere Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln bestanden haben, nach dem fünfzigsten Lebensjahre befinden wir uns dennoch im Abnehmen. Wir haben aufgehört, Athleten zu sein. Wir können nicht länger Wechsel auf einen unbegrenzten physischen Reservefonds ausstellen. Der Sensualist muß, wenn auch noch so ungern, mit seinen nuits blanches aufhören. Die Natur präsentiert ihm die Rechnung dafür mit überreichlichen Zinsen. Ihm ergeht es wie dem bekannten Juristen des vorigen Jahrhunderts, dessen

ausschweifendes Leben ihm die Gicht zuzog und der bei einem schweren Krankheitsanfall ausrief: „Verfluchte Beine! Hätte ich gewußt, daß ihr einen Großkanzler tragen würdet, so würde ich euch besser gepflegt haben!“

Aber das ist nicht alles, vielleicht nicht das Schlimmste. Die schwerste Anklage, die gegen die Zeit nach dem fünfzigsten Lebensjahre vorgebracht wird, ist, daß sie keine Interessen habe. Ein Mann kann sich bis dahin vielleicht ein Vermögen erworben haben, entdeckt dann aber, daß die Genüsse, die er sich dadurch zu verschaffen hoffte, nicht länger Genüsse für ihn sind. Eine Zeit tödlicher Langeweile ist eingetreten. Man kennt alles, hat alles gesehen und fängt an, es langweilig zu finden. Man glaubt, diese Beobachtung sei neueren Datums, in Wirklichkeit ist sie es aber nicht. Schon Markus Aurelius empfand vor fast zweitausend Jahren die gleichen Gefühle. „Eine kurze Zeit,“ sagt er, „genügt, um alles in der Welt zu sehen, denn alles wiederholt sich und kommt so schnell wieder. Es ist keinen Pfifferling mehr wert, wenn ein Mensch hundert oder hunderttausend Jahre lebt und gafft, denn alles, was er dabei gewinnt, ist, dieselbe Sache häufiger wiederzusehen.“ Ein Unglück ist es für manche Menschen in diesem Lebensalter, daß sie in den herrlichen Schöpfungen der Natur nichts Neues und nichts Belebendes sehen können. Goethe erzählt in seiner Selbstbiographie von einem Zeitgenossen, der mit Trauer das herrliche Grün des Frühlings sieht, und wünscht, es möge einmal rot sein. Dieser deutsche Verfasser hat einen gleichgesinnten Freund in unserem Walter Pater, dem es eine Qual war, alljährlich genötigt zu sein, „das rohe Gemüse des Frühlings zu sehen.“

Aber es gibt noch Schlimmeres. Verschiedene Psychologen und Physiologen haben gelehrt, daß in der späteren Lebensperiode eine Erschlaffung des moralischen Enthusiasmus eintritt, die den Durchschnittsmenschen nach erreichtem Mittelalter einen geringeren ethischen Wert gibt. Und will jemand diese

Ansicht verteidigen, so wird es ihm an Beweisen nicht fehlen. Die Geschichte wimmelt von Beispielen von einer Jugend, die große moralische Versprechen gab, sie aber in späteren Jahren nicht hielt. Wäre Heinrich VIII. jung gestorben, so würde er in unseren Annalen als Held und nicht als Ungeheuer geschildert worden sein. So lange Nero der Schüler Senecas war, zeigte er vortreffliche Anlagen. Und liest man die Lebensbeschreibung Alexanders des Großen von Plutarch, so erschrickt man über die Verschlechterung seines Charakters, der von der Herzenswärme und dem Edelmut jüngerer Jahre in Launenhaftigkeit und Grausamkeit späterer Jahre überging, als er sich von Aristoteles trennte und zum Mörder seiner beiden Freunde Klitus und Parmenio wurde. Der heutige „Religionsscharlatan“ ist gewöhnlich ein Mensch, der um eignen schnöden Gewinnes willen das Vertrauen anderer gewissenlos mißbraucht, das er sich in seinem Berufe, dem er in jüngeren Jahren treu ergeben war, erworben hatte. Die innere Verschlechterung, der manche Menschen in späteren Jahren unterworfen zu sein scheinen, fand bei einem seinerzeit berühmten Religionslehrer einen eigentümlichen Ausdruck; er sagte: „Ihr jungen Leute seid die Träger neuer Ideen. Es lohnt sich nicht, auf uns Alte zu rechnen, die an nichts und an niemand mehr glauben.“

Aus all diesem sehen wir, daß irgend etwas nicht richtig ist. Unser halbes Leben als ein unausweichliches Fiasko anzusehen, das heißt eine bedenkliche Anklage gegen das ganze Leben schleudern. Und gäbe es ein Recht zu dieser Anklage, so hätten wir zwischen zwei Alternativen zu wählen. Entweder ist das Gesetz im Universum, das uns ein so hohes Alter gestattet, falsch, oder der Fehler liegt darin, wie wir das Gesetz befolgen oder es auslegen. Durch eine von der Kirche seit Jahrhunderten verkündigte Lehre, die bezweckte, unser irdisches Leben, das Alter einbegriffen, herabzuwürdigen, um das zukünftige Leben desto mehr zu verherrlichen, ist die Sache nicht klarer, sondern eher noch verwirrt geworden.

Man muß sich wundern, daß christliche Lehrer diese falsche Auffassung nicht häufiger erkannt haben. Das irdische „Jetzt“ und „Hier“ in einen solch scharfen Gegensatz zu einem himmlischen „Dann“ und „Dort“ zu setzen, das heißt aus Zeit und Raum etwas herausziehen, wozu es nie bestimmt war. Wenn das Leben in Gott, das befriedigende Leben, das sich uns in und durch Christus offenbart, nicht hier und jetzt gelebt werden kann, so kann es nirgends und nie gelebt werden.

Wir kommen deshalb auf unsere vorher ausgesprochene Auffassung zurück, nach welcher das Leben als eine Prüfungszeit in dem Sinne aufzufassen ist, daß man in der späteren Lebenszeit erntet, was man in der früheren gesät hat. Das Verlieren liegt nicht am Spiel, sondern an unserer Art zu spielen. Irren wir uns nicht, so müßte unsere menschliche Lebensbahn bis zum Ende voll Kraft und Segen sein. Die ganze Streitfrage ist auf die Frage zurückzuführen, ob der spätere Teil unseres Lebens von uns als ein Verfall oder als ein Teil der Entwicklung anzusehen ist. Hierbei auf physische und in gewisser Hinsicht auch psychische Verschlechterung als Beweis für den Verfall zu deuten, heißt unzweifelhaft die Sache umgehen. Verfall ist überall in jedem Entwicklungsstadium. Das Leben des Foetus zerfällt, wenn das Kind geboren wird. Die Kindheit und die Jugend haben, jede für sich, Anfang, Höhepunkt und Ende, während der Knabe sich zum Manne entwickelt. Die ganze Frage beruht darauf, was wir meinen, wenn wir von einer Abnahme des Lebens sprechen. Denken wir dabei an körperliche Kräfte oder Genüsse oder gewisse Seelenkräfte, so ist kein Widerspruch möglich, und niemand bestreitet diese Tatsachen. Wenn das alles ist, was der Mensch ist oder hat, so haben die Pessimisten recht, und das Alter ist ein bedauernswerter Zustand, von dem man am besten so wenig als möglich spricht.

Können wir in der unverhüllten Darstellung der Natur von diesem Verfall des Alters — wie sie es in seiner

ganzen Nacktheit zeigt — nicht ihr Bemühen sehen, eine tiefe Auffassung in uns zu erwecken? Erst im Lichte einer solchen Auffassung wird uns die Sache überhaupt verständlich. In dieser Beleuchtung erhält alles ein anderes Aussehen. Der Mensch erscheint uns dann in diesem Alter als ein Wesen voller Wünsche und Verlangen, welche diese von ihm durchwanderte Welt nicht mehr befriedigen kann, und dessen Sinnesorgane keine Antwort in der sichtbaren und körperlichen Welt finden können. Dieser unauslöschliche Durst ist sicherlich, wenn er kein Gaukelspiel ist, für den Menschen die größte Verheißung. Nackt wäre er in der Tat, wenn nicht ein unsichtbares Etwas da wäre; womit er sich bekleiden könnte! Selbst im Sterben; denn wenn sein Sinn für seine eigentliche Bedeutung empfänglich ist, so wird er einsehen, daß das, was bei ihm sterblich ist, ebenso wenig sein wahres und tiefstes Wesen ist, als das, was bei der Entwicklung des Kindes zum Manne zerfiel.


Wohl uns, wenn wir zu der Überzeugung gekommen sind, und je eher wir das tun, desto besser, daß es keine Möglichkeit für uns gibt, ein Glück „nach dem mittleren Alter“ zu erreichen, es sei denn, daß wir erkennen, daß wir einzig und allein zu unserem geistigen Wachstum in der Welt sind. Nur das allein kann diese spätere Lebenszeit vor der Einförmigkeit bewahren, und das tut es auch auf die wirksamste Art. Marc Aurel hat dann unrecht. Wir sehen nicht immer wieder dasselbe. Wie unser inneres Erfahren und Erleben sich erweitert, so wird unsere Welt schöner, mystisch inspirierter. Wenn uns nicht jeder neue Frühling eine tiefere Botschaft bringt, so kommt das nur von der Vernachlässigung unseres inneren Lebens. Für die wachsende Seele verjüngt sich die Welt beständig auf die wunderbarste Art. Unsere Mitmenschen werden uns immer lieber, immer anziehender. Und wieviel anziehender wird nicht Gott für uns!

Dieser Grundsatz allein bewahrt uns vor des Alters sonst unausweichlicher moralischer Erschlaffung. Wenn wir nicht durch den Glauben des Lebens höhere Vollendung „erfassen“, so entgehen wir sicherlich nicht den „Runzeln der Seele“, von denen Montaigne spricht. Aber niemand darf hierbei an eine psychologische Notwendigkeit denken. Paulus und Augustinus, John Wesley und Catharina Booth wurden nicht unvollkommener, als sie älter wurden; sie wurden besser, reifer. Und erreichen solche Menschen einen Zeitpunkt in ihrem Leben, an dem ihr Wunsch, länger in dieser Welt zu bleiben, sichtlich abnimmt, so liegt darin nicht, daß ihr Interesse fürs Leben abgenommen hat, sondern daß sie sich für die nächste Entwicklungsform vorbereitet fühlen.

„Wie die Jahre kommen und den Schleier lichter machen, daß wir hindurchsehen können“ — so empfinden solche Geister ein Gefühl des Entzückens über „das Leben jenseits der Himmelsbrücke“, nach welchem sie sich sehnen, und wohin sie verlangen.



IX. Betrachtung.

DIE KUNST, GLÜCK-
LICH ZU SEIN. 

Glücklich ist, wer das Leben mit der festen Überzeugung beginnt, daß der, der unser Leben auf diesem Planeten bestimmt hat, sich die Freude als ein Hauptelement dachte! Daß das Leben auch noch anderes zu bedeuten hat — Arbeit, Aufopferung, Erziehung, Entwicklung und tausend andere Dinge,

die wir nicht ahnen — darüber kann kein Zweifel herrschen. Aber eine seiner Hauptabsichten ist die Lebensfreude. Gibt es für irgend etwas einen Beweis, so ist's hierfür. Sie guckt aus allen Einzelheiten des Schemas hervor. Der Grund zur Freude ist mit der ganzen Weltordnung so verwebt, daß wir nirgend einen Spatenstich tun können, ohne sie auszugraben. Der Mensch findet Freude auf sehr verschiedene Weise; durch Reisen, durch Zuhausebleiben; durch Arbeit, durch Ausruhen; durch Muskel- oder Gerhirnübungen; durch Reden, durch Schweigen; durch Einsamkeit, durch Gesellschaft; durch Hülfeleistung oder durch Hilfeempfangen; durch Nehmen, durch Geben. Man kann, in der Tat alle Prozesse des Lebens durchmachen, und findet als Resultat die Freude. Wir genießen, wenn wir essen und wenn wir trinken, wenn wir unsere Augen öffnen und in die Welt hinausschauen, wenn wir unsere Glieder auf einem Spaziergange bewegen. Wenn wir fragen, woher kommt es, daß die Rose uns durch ihren Duft erfreut und unseren Schönheitssinn durch ihre Form entzückt; woher kommt es, daß das Einatmen des frischen Windes uns ein Genuß und kein Schmerz ist; daß der Anblick einer schönen Gegend unser Herz höher schlagen macht — dann scheint es nur eine Antwort zu geben. Das Äußere ist in Übereinstimmung mit dem Inneren geschaffen worden, um dieses Resultat zu bezwecken. Die Freude der Menschen, und nicht allein der Menschen, sondern aller lebenden Wesen, ist wenigstens eins der letzten Ziele der Schöpfung. Die Glückseligkeitsidee, wie innig sie auch mit der Natur verbunden ist, wurzelt noch tiefer in dem Menschenherzen. Es ist rührend und zugleich lehrreich, wie die Jugend jederzeit an das Glück glaubt. Ein 40jähriger Amiel kann wohl von fehlgeschlagenen Hoffnungen und von einer düsteren Zukunft reden, aber selbst ein 20jähriger Amiel kann das nicht. Dieser ursprüngliche Glückseligkeitstrieb, der mit jeder neuen Generation neugeboren wird, hat eine große Bedeutung. Er ist nicht nur ein Durst,

sondern eine Verheißung. Was anfangs ein Wunsch der Menschheit ist, kommt schließlich zu einem Resultat. Der Mensch glaubt an Freude, selbst wenn er traurig ist. „Est quaedam flere voluptas“ (Selbst im Weinen liegt Freude) sagte ein Kenner der Menschennatur. Selbst wenn man sich seinen Launen hingibt, findet man ein Vergnügen darin. Wenn Burton singt:

„All meine Freude ist Torheit dagegen,
Nichts ist so süß wie Melancholie,“

so will er nur einen der vielen Widersprüche des menschlichen Gemütes andeuten, daß man oft ein Glück empfindet bei dem, was scheinbar das Gegenteil ist.

Das Glücksmaterial verlangt, wie gesagt, ein Zerlegen, und hierfür gibt es bestimmte Regeln. Man könnte sie einfach nennen, wenn nicht vielen begabten Menschen ihre Anwendung mißglückte. Die Begabung der Menschen, wenn sie nicht mit Weisheit vereint war, hat oft ihre Freude verdorben. In neun unter zehn Fällen fühlt der Mensch sich deshalb unglücklich, weil er der Einbildung erlaubt hat, ihm einen Streich zu spielen. Er hat z. B. seine Welt durch falsche Religionsformen und böse Dämonen verdunkelt. Sonderbar, daß er sich in einer Welt, wo ihm alles so freundlich zulächelt, eine personifizierte Bosheit als Urheber denken kann. Diese Verkehrt-heit scheint uns umso größer, wenn wir sehen, wie die Ethnologie überall Beweise einer alten Tradition ausgräbt, daß die wildesten Völkerstämme schon die Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers anerkannten. Noch wunderbarer ist es, daß diese Auffassung das christliche Evangelium entstellen und noch in unseren Tagen seine Lebensauffassung so abschreckend machen konnte, daß ein Geistlicher es als eine Wohltat ansah, wenn das ganze Menschengeschlecht im vierten Lebensalter ausstürbe. Wenn der griechische Apologet Athenagoras bewies, daß der heidnische Gebrauch der Selbstquälerei, um die Götter zu versöhnen, ein Beweis für den falschen

Ursprung der Heidenreligion sei, so konnte er kaum voraussehen, daß das Christentum eine ähnliche Lehre in noch größerem Maßstabe erzeugen würde. Doch es ist so, und die Menschen müssen deshalb ihr Erbe von neuem wieder kennen lernen, von neuem ihr Recht an den natürlichen Menschenfreuden einsehen und aufhören zu zittern, wenn sie an dem gedeckten Tische des Lebens sitzen. Sie sind noch nicht ganz sicher, daß sie Gott wohlgefällig sind und nicht seinen Zorn erregen, wenn sie die Freuden des Lebens genießen.

Um aber das Glück recht zu genießen, genügt es nicht, sich von diesem dunklen Gespenst befreit zu haben. Die Seele muß in gewisser Beziehung zum Genuß erzogen werden. Sie muß lernen, einfach zu werden. Die Kunst, glücklich zu sein, ist die Kunst, die Tiefen zu entdecken, die in den alltäglichen Dingen liegen. Freude an dem Einfachen ist die edelste Frucht der Kultur. Die natürliche Fröhlichkeit des Kindes bei seinen Spielen in der frischen Luft, seine Lebenslust wird bei geschulten Seelen zu einem tiefen, feineren Gefühl. Es bemächtigt sich unser das Gefühl, daß etwas darin liegt. Man ist berauscht von dem Gefühl, dem ein moderner Mystiker in folgenden Worten Ausdruck gibt: „Ich sehe, rieche, schmecke, höre und fühle das ewige Etwas, mit dem wir alle vereint sind, das zugleich unser Schöpfer, unser Heim, unser Geschick, unser eigenes Ich ist.“ Das ist eine Erziehung zur Einfachheit. Sie nimmt uns die Lust, dem Außergewöhnlichen, der sogenannten Pracht des Lebens nachzujagen. Sie führt uns immer weiter auf dem Wege zum Gewöhnlichen und Allgemeinen und zu einer tieferen Wertschätzung dessen, was darin liegt. Sie erweckt in uns ein Verlangen nicht nach dem Gefühl, das ein Millionär hat, wenn er seinen neuen Palast zeigt, sondern vielmehr nach dem Gefühl, das ein Wordsworth oder Ruskin hat, wenn er an einem herrlichen Frühlingmorgen einen grünenden Baum betrachtet. Dieser Genuß hat seinen garantierten Wert in der Tatsache, daß das Material dazu —

die alltäglichen Dinge, die sich bei näherer Betrachtung in himmlische Wunder und Herrlichkeiten verwandeln — uns hier umgibt, jeden Zoll Raum und jeden Bruchteil Zeit erfüllt. Ein Mensch mit einfachem Gemüt, geläutertem Auge und reinem Herzen hat täglich das Bewußtsein, sich mitten in einem Universum göttlicher Schönheit zu befinden, das sein eigen ist.

Ein anderer Gesichtspunkt ist, daß das Geheimnis der wahren Lebensfreude in der richtigen Wertschätzung dessen liegt, was wir besitzen. Das nicht uns gehörende Reich, nach welchem wir so töricht dürsten, ist nicht halb so viel wert, wie das, was wir besitzen. Das Kind weint vor Trauer über das zerbrochene Spielzeug und ist nicht durch den Gedanken an die herrliche Gabe, die es an Jugend, Gesundheit und kommenden Jahren hat, zu trösten. Es denkt nicht daran. Wir Älteren sind oft kaum weiser. Als Coningsby, in Disraeli's Roman, den Verlust seines Vermögens beweint, sucht ihn sein Freund mit dem Gedanken zu trösten, daß er noch den Gebrauch seiner Glieder habe. Das ist ein guter Gedanke, und er sollte ernster genommen werden. In unseren dunkeln Stunden können wir nichts Besseres tun, als an das zu denken, was wir besitzen, im Vergleich zu dem, was wir verloren haben. Haben wir den rechten Wert unserer persönlichen Gaben erkannt, wissen wir, was es heißt, sich frei und sorglos bewegen zu können, mit offenen Augen die Schönheit der Welt zu sehen, mit Appetit essen zu können; einen gesunden Verstand, ein gesundes Gedächtnis und eine gesunde Einbildungskraft zu besitzen, anstatt alle oder wenigstens einige dieser Gaben zu entbehren, dann werden wir uns reich finden, wo wir arm zu sein glaubten. Am schlimmsten ist es, wenn wir unseren Reichtum an Liebe gering schätzen. Viele unter uns verzehren sich in einem falschen Gefühl von Armut, obgleich treue Herzen dicht bei ihnen schlagen, die, wenn sie uns genommen würden, was bald sein kann, eine Leere hinterlassen, die selbst Indiens

Schätze nicht ersetzen können. Wir sind nur arm, wenn wir uns selbst für arm halten. Es ist in der Tat eine verkehrte Ansicht, daß jeder Tag uns zum besten habe. — Wenn wir unsere Lebensstudien fortsetzen, so entdecken wir die unendlichen Komplexe, die bodenlosen Tiefen, die für die wachsende Seele in dem Glück zu finden sind. Mit wachsender Geschicklichkeit schlägt sie höhere Saiten an, bis das, was sie erfährt, sich zu den äußeren Freuden verhält wie Beethovensche Sonaten zu einer Tingel-Tangel-Melodie. Das Evangelium von Jesus steht hier als typisch hohes Exempel da. Im Anfang sehen wir die ungetrübte Freude eines reinen Herzens im Schoße der Natur, wo Blumen und Vögel die Güte des himmlischen Vaters verkündigen. Schließlich hatte diese Seele, die immer strebte und wuchs, eine Vollkommenheit erreicht, daß selbst der Kreuzestod nur eine tiefere Harmonie hervorrief. Die Freude, die Jesus seinen Jüngern machte, als er das Abendmahl einsetzte, war reicher als die Freude, die sie erfuhren, als sie die Bergpredigt hörten. Und dieses Wunder wiederholt sich oft. Die Menschen haben von Christus gelernt, Freude im Schmerz zu finden, glücklich im Leiden und im Tode zu sein. Es war kein eitles Rühmen oder unberechtigtes Verherrlichen, sondern die Darstellung einer reinen Wirklichkeit, wenn Minucius Felix von den Märtyrern seiner Zeit sagen konnte: „Gottes Streiter sind nicht verlassen im Leiden, noch durch den Tod vernichtet. Unsere Jünglinge und Jungfrauen ertragen mit Verachtung und begeistertem Leidensmut Kreuz und Qualen, wilde Tiere und Foltern.“ Heute können wir von Bushnell sagen, daß „sein Tod ihm ein Spiel war.“ Solche Geschichten liefern uns den vortrefflichsten Beweis, daß das Leben für die lernende Seele auch in seinen dunkelsten und schwersten Stadien unendlichen Wert hat. Darum Mut in den Tagen der Trübsal. Wenn der Winter kommt, ist der Frühling nicht weit.

Ist in Freude meist auch Schmerz,
Mut entfalle nie dem Herz.
Lerne bei den größten Plagen
Niemals über Schmerz zu klagen.



X. Betrachtung.

DIE AUFGABE DER ILLUSION.

Zu den Fragen, die heutzutage kein christlicher Religionslehrer unbeachtet lassen darf, gehört auch die Frage über die Bedeutung der Illusion im Leben und in der Religion. Sie läßt sich nicht unterdrücken, und alle, die irgendwie die Interessen des Glaubens vertreten, müssen eine feste Stellung zu ihr einnehmen. Für die jetzige Generation wird es immer klarer, daß vieles, das man als eine religiöse Tatsache zu betrachten gewöhnt war, in Wirklichkeit keine Tatsache ist. Diese Entdeckung enthält eine große Gefahr für das innere Leben, wenn ihre wirkliche Bedeutung nicht vollständig aufgeklärt wird. Die Kirche ist in gewisser Hinsicht mit Illusionen großgezogen, und wenn einem gewöhnlichen Menschen die Augen für diese Wahrheit aufgehen, so empört er sich sofort darüber. Sein erster Gedanke ist „Verrat“ zu schreien.

Die Religion hat ihn betrogen; der Lehrer hat sich als falsch erwiesen und verdient nicht länger sein Vertrauen. Was hier sehr nötig ist, ist eine Lehre von der Illusion, die seine falsche Auffassung zerstört und ihn in den neuen Verhältnissen heimisch macht. Er muß lernen, wie der Franzose Joubert

kurz und gut sagt, daß „die Illusionen vom Himmel kommen, die Irrtümer aber aus uns selbst.“ Mit anderen Worten, das Dasein der Illusion im Leben und in der Religion ist kein Betrug, sondern ein Teil der göttlichen Bestimmungen zur Erziehung der Menschheit. Sie folgen bestimmten Gesetzen, und ihre Wirkungen können, wenn sie recht verstanden werden, nur wohlthätig sein.

Das Gesetz der Illusion steht in großen Buchstaben über jedem Ereignis des Lebens geschrieben. Die Kinder leben in einer Welt der Einbildung, und die gleiche Methode, der die Natur in bezug auf die Jugend folgt, wendet sie auch auf den Menschen überhaupt an. Ihr Lebensziel ist, uns zur Wahrheit zu führen, aber sie beeilt sich nicht, uns dahin zu bringen. Sie beschränkt sich darauf, uns im ersten Entwicklungsstadium mit elementaren und provisorischen Begriffen auszurüsten, die unserem Entwicklungsstadium und Bedürfnis entsprechen, und wenn die Zeit da ist, durch vollkommeneren zu ersetzen. Wir leben anfangs in einer Welt der Phantasie, wo unsere Sinne uns in jeder Weise täuschen. Sie stellen uns das Verhältnis der Erde zum Himmelsgewölbe, die Bewegung der Sonne, des Himmels Blau, die Anzahl und Beschaffenheit der Elemente als Tatsachen dar, die sich nachher als eitel Illusionen erweisen. Und sind wir wohl vollkommen sicher, daß nicht ein großer Teil unserer jetzigen sogenannten wissenschaftlichen Beobachtungen über das Universum sich als Illusionen erweisen werden? Im günstigsten Falle sind unsere Theorien eine Reihe anwendbarer Hypothesen, die vielleicht auf ganz unrichtigen Voraussetzungen fußen. Wir stützen alles auf die sogenannte Atomtheorie, ohne auch nur im allergeringsten die innere Natur oder die Entstehung eines Atoms zu kennen. Und wenn wir die äußerste Grenze des Wissens erreicht haben, so ist das alles in allem nur eine Form unseres besonderen Begriffsvermögens. Fichte sagte: „Wir müssen immer fortfahren, unsere eigene Welt zu schaffen.“

Wir können über die letzte Form unseres Daseins nichts anderes sagen, als was Spinoza sagt, „die Dinge müssen existieren, nicht nur so, wie sie erscheinen, sondern in jeglicher Art, in der sie der unbegrenzte Verstand erfassen kann.“

Weil die Illusion eine solche Rolle in den weitesten Lebensgebieten spielt, so wäre es erstaunlich, wenn ihr Gesetz auf gewissen Lebensgebieten ungültig wäre, wie z. B. auf dem der Religion. Eine unbestreitbare Tatsache ist ihre große Wirksamkeit gerade auf diesem Gebiete, und es ist höchste Zeit, sie gebührend zu berücksichtigen. Die aufeinanderfolgenden Formen der Gottesverehrung: der Fetischismus, der Sternendienst und der Polytheismus, durch die der Mensch schließlich bis zum Monotheismus durchdrang, sind die verschiedenen Gefäße gewesen, die alle in ihrer Weise die Schätze des wachsenden geistigen Lebens bargen. Als diese vorbereitenden Ideen ihre Zeit gedient hatten, wurden sie durch dieselbe Kraft zerstört, die sie vorher entwickelt hatte. Die Seele hat ebenso gewiß wie der Körper einen Zerstörungsapparat, der ebenso gewiß ihr Entwicklungsapparat ist. Durch einen Prozeß, den niemand hindern kann, trennt er, sondert ab und löst jedes Element auf, das aufgehört hat, ihm von Nutzen zu sein. Alle Anstrengungen eines Julian, das römische Heidentum wiederzuerwecken, waren fruchtlos, obgleich ihm die Macht eines Kaiserreichs zur Verfügung stand. Das Heidentum verfiel, denn seine Stunde war gekommen.

Die Theologie hat nur mit äußerstem Widerwillen die Gültigkeit dieses Gesetzes auf dem Gebiet der Kirche anerkannt, und doch ist es eine Tatsache, die nicht länger geleugnet werden kann. Was wir jetzt entdecken, ist, daß das christliche Bewußtsein, welches das Leben der Kirche darstellt, ein Gewand nach dem andern anlegte, aus dem es beständig herauswuchs und das es ablegte. Der Behälter des Lebenswassers ist aus dem gröbsten Material gewesen. Die älteste Kirche

ist in Illusionen eingewiegt gewesen. Vorwärts und rückwärts, überall Fata Morgana. Hinter sich eine Auffassung des alten Testaments, die wir jetzt belächeln. Viele der Kirchenväter huldigten ohne weiteres der Ansicht, daß der Prophet Esra die Bücher der hebräischen heiligen Schrift, die während des Exils verloren gingen, durch ein Wunder wieder hergestellt hat; und ebenso nahmen sie als richtig an, daß die älteste bekannte Bibelübersetzung, Septuaginta, durch ein Wunder von den siebenzig Ältesten, die einzeln in Zellen eingeschlossen waren, genau in demselben Wortlaut geschrieben war. Beim Blicke vorwärts machte die älteste christliche Gemeinde auch eine ähnliche Erfahrung. Wenn wir jetzt auf diese Zeiten zurückblicken, so ist es rührend, das unbeschränkte Vertrauen zu den ersten prophetischen Aussagen zu sehen, und wie sie in späterer Zeit durch die Ereignisse vollständig widerlegt wurden; zu sehen, wie nacheinander Männer wie Justinus Martyr, Irenaeus, Tertullian und Cyprian und später Hieronymus und Augustinus in allem, was geschah, ein Vorzeichen für den bevorstehenden Untergang der Welt erblickten. In alledem hatten sie unrecht; aber was folgt daraus? War ihre Religion in ihrem innersten Kern ein Haar breit weniger wahr oder weniger göttlich, weil sie in den Rahmen dieser primitiven Begriffe eingeschlossen war? Ihre Religion war nicht mit diesem äußeren Rahmen identisch, sondern mit der Tatsache, daß die Liebe zu Christus sie beherrschte; daß ihre Herzen von ihm erfüllt wurden mit einer Sehnsucht nach Heiligkeit und Gerechtigkeit, daß sein unendliches Erbarmen für alle, die mühselig und beladen waren, in ihnen wirkte. Hierin lag der Beweis der Wahrheit und des göttlichen Ursprungs ihrer Religion. Die Entwicklung der religiösen Ideen schritt inzwischen ruhig fort.

Heute müssen wir zugeben, daß ein gewisser Teil der kirchlichen Bekenntnisse in einer Atmosphäre der Illusion entstand. Sie hängen mit der Vorstellung eines kleineren Weltalls zusammen, als das ist, das wir jetzt kennen. Dem allen

liegt eine geozentrische Weltauffassung zugrunde. Die Erde ist der Mittelpunkt der Welt, und Himmel und Hölle ihr Anhang und ihre Ergänzung. Sie entbehren der Wirklichkeit, weil sie unseren Planeten nicht als einen Flecken Staub in dem unermesslichen Raume zahlloser Welten ansehen.

At contra nusquam apparent Acherusia templa. Jakobs Leiter reicht nicht mehr bis zum Himmel. Die Himmel sind uns ferner gerückt und astronomisch geworden. Kurz gesagt, die allgemeinen Begriffe, die den kirchlichen Glaubensartikeln zugrunde lagen, zeigen uns, um mit einem Verfasser der Jetztzeit zu sprechen, „eine unentwickelte Wissenschaft, eine unvollkommene Philosophie und eine verkehrte Geschichtsauffassung.“ Sie bedürfen einer Revision. Ihre Auffassung vom Christentum muß immer mehr einer Auffassung Platz machen, die besser mit den Gesetzen übereinstimmt, die das äußere Weltall und die Entwicklung der Menschenseele leiten.

Was aber wird die Folge sein? Wird das Aufgeben der früheren Illusionen die christlichen Völker auf eine magere Weide für ihr Geistesleben führen? Wird ihre Religion durch die Veränderung einiger tonangebender Grundgedanken ärmer werden? Die frühere Geschichte menschlicher Entwicklung sollte uns in diesem Punkte vollständig beruhigen. Was sie bis jetzt gezeigt, ist, daß die neue Wirklichkeit, die der Mensch erreicht, immer größer und befriedigender wird als die alten verlassenen Illusionen. Der Alten scharf begrenzter Kosmos kann an Größe nicht verglichen werden mit den Welten, die uns die moderne Astronomie und Geologie erschlossen haben. Und wenn es sich so mit der äußeren Welt verhält, so muß man analogisch daraus schließen, daß es sich mit der inneren, geistigen Welt ebenso verhält. Wir können nicht auf jedem andern Gebiete vorwärts gehen und hier rückwärts schreiten. Die neuen Begriffe, die wir uns nach dem Aufgeben der früheren Illusionen über Ursprung und Natur des Christentums erworben haben, werden erhabener, religiöser wirksam sein

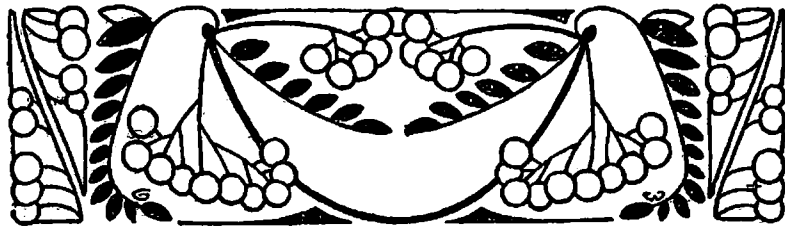
als die früheren, weil sie in einem richtigeren und befriedigenderen Verhältnis zu des Lebens unendlichem Ganzen stehen. „Wir werden,“ wie Goethe sagt, „von einem Christentum in Worten zu einem Christentum des Gefühls und des Handelns fortschreiten.“ Und wie die Forschungen der Wissenschaft uns eine äußere Welt entschleiern, deren Weiten immer unermesslicher werden, so offenbaren sich unserem religiösen Sinn während seiner fortschreitenden Entwicklung immer weitere Gebiete, auf denen Liebe, Glaube und Heiligkeit wächst und sich immer mehr verbreitet.

Es gibt noch eine andere Betrachtungsweise der Illusion, die wir alle kennen lernen müssen. Sie bezieht sich auf ihr Verhältnis zu unserm persönlichem Leben. Die Illusion ist der Seele Zauber und Poesie und eine der wirksamsten Begeisterungskräfte. Die Kinder leben in ihrem Zauberreich, und wenn wir klug sind, flüchten auch wir Älteren uns oft dahin. Einen kleinen Kunstgriff will der Verfasser seine Leser lehren, daß, wenn man ein Konzert besucht, wo die schönste Musik dargeboten wird, man sich diesen Genuß noch erhöhen kann durch das einfache Mittel, die Augen zu schließen und sich einzubilden, man sei in seinem eigenen Zimmer, und das ganze entzückende Tongedicht sei eine improvisierte Serenade. Indem man sich auf diese Weise von allen anspruchsvollen Erwartungen befreit und alles als eine Überraschung ansieht, hat man doppelten Genuß. Auch entlockt uns die Natur durch die Illusion das Beste, was wir haben. Junge Leute gehen auf Abenteuer aus oder auf Reisen in Erwartung kommender Freude oder kommenden Nutzens, die sich in neun unter zehn Fällen nicht erfüllt. Aber sie tun doch etwas zu ihrem und der Welt Frommen, das in anderem Falle nicht geschehen würde. Die Gedanken des Jünglings von seiner eigenen Kraft und Zukunft sind zur Hälfte Illusionen. Aber das Gute, das er ausrichtet, und die Zukunft, die er sich schafft, verdankt er größtenteils der Illusion. Unter dem

gleichen Regenbogen gehen Männer und Frauen zum Traualtar und in ihr neugegründetes Heim. Die Natur lächelt über ihre Vorstellungen, weil sie sich auf deren Kosten ihre eigene Ernte sichert.

Und doch ist ihr Lächeln, obgleich es ein wenig ironisch ist, stets wohlwollend. Aus der Illusion der Leidenschaft, die die Menschenherzen oft so grausam zu täuschen scheint, geht ein besseres Resultat hervor, als sie erträumten. Das Familienleben, das oft aus bitteren Wirklichkeiten besteht, hat einen höheren Einfluß auf den Charakter, als die sentimentale Begeisterung, die vorausging.

Und diese Enttäuschungen und Sorgen zeigen, daß die Illusion eine der größten erziehenden Kräfte des Menschengestes ist. Durch den Kontrast zwischen irdischen Versprechungen und ihren Erfüllungen wird die Seele mit einer inneren Notwendigkeit gezwungen, ihren Frieden bei den unvergänglichen Schätzen zu suchen, die nicht enttäuschen.



XI. Betrachtung.

DIE STIMME DER SEELE.

Eins der größten Ereignisse in der Geschichte unseres Planeten war der erste Laut einer artikulierten Sprache. Die Entwicklung hat bis jetzt keinen größeren Triumph gefeiert als den, daß eine Seele ihre Gedanken in Lauten der anderen Seele mitzuteilen verstand. Wie das kam, wissen wir nicht; obgleich die Wissenschaft von jeher nach einer Lösung dieses

Problems sucht. Die Tiere haben, wie wir wissen, ihr Signalsystem. In Afrika jagen die Löwen gemeinschaftlich miteinander und stoßen, um sich zu benachrichtigen, Töne aus, worauf sie die Kette um die beabsichtigte Beute dichter zusammenziehen. Das Geplapper der Affen ist als eine rudimentäre Sprache bezeichnet worden, und der Versuch ist gemacht worden, sie zu deuten. Die menschliche Sprache begann wahrscheinlich in ebenso bescheidener Weise, aber ihre Bestimmung war großartig. Wir wissen nicht, in welcher Ordnung die Sprache und das Sprachorgan bei ihrer Entwicklung mitgewirkt haben, inwieweit die kämpfende Menschenseele ihr eigenes Ausdrucksorgan zu schaffen vermochte, oder inwieweit die vollkommene Entwicklung des Organs der Seele neue Ausdrucksweise verlieh. Vielleicht hat Spencer in seiner platonischen Versicherung recht:

„Die Seele gibt dem Körper Form,

Denn Seele ist Form und macht den Körper.“

Wie aber die Anstrengungen des inneren Lebens an der Bildung und Verfeinerung des Stimmorgans arbeiteten, bis es zu dem jetzigen Grad der Vollendung gelangte, das ist ein ebenso großes Geheimnis wie die Art seines jetzigen Gebrauchs. Haben wir einmal das Geheimnis beachtet, wie unser Verstand, unsere Gemütsbewegungen, unser Wille, sich des Stimmbandes bedienen, wann sie wollen und ohne das geringste Zögern genau die Kombinationen anschlagen können, die sie nötig haben, und die sie genau in den erforderlichen Tönen vibrieren lassen können, und wie wir einer anderen Seele den Inhalt unserer innersten Seele mitteilen können in Form von Tönen, die für das Ohr vernehmbar sind?

Bei der Behandlung dieses Themas stoßen wir auf solche Fragen, aber nicht zu ihrer Beantwortung haben wir das Thema aufgestellt. Es gibt Dinge, die mit der Stimme der Seele zusammenhängen, die uns näher berühren als die damit verbundenen rein wissenschaftlichen Probleme. Wie nahe die

Stimme und ihr verwandtes Reich, die Harmonie, mit dem moralischen und geistigen Leben des Menschen verbunden sind, das hat schon die antike Welt anerkannt. Plato zeigt diese wichtige Bedeutung, wenn er in seiner „Republik“ von dem Rhythmus und der Harmonie, die sich den Tiefen der Seele mitteilen, spricht und erklärt, „daß wir durch den für die Harmonie geschulten Sinn Gutes und Böses, Häßliches und Schönes auf allen Gebieten unterscheiden lernen.“ Ruskin spricht denselben Gedanken aus, wenn er daran erinnert, daß „die höchste Musik durch die menschliche Stimme ausgeführt wird,“ und „daß bei den Griechen der Gott der Musik auch der Gott der Gerechtigkeit war.“

Es ist der Mühe wert, zu sehen, worauf diese Gedanken hinauslaufen. Was Plato in seiner Lehre von der Musik besonders hervorzuheben scheint, ist, daß der Rhythmus und die Harmonie des Klanges mit dem inneren Zustand des Menschen eine wunderbare Übereinstimmung haben; daß die Musik wie die Seele heiter, frivol, zornig oder feierlich, ernst, hinreißend sein kann; daß des Menschen höchste und tiefste Gefühle, seine Größe und seine Kleinheit, ihm in den Tönen und durch die Töne ausgelegt und fühlbar gemacht werden können. Doch nicht nur das. Der Töne Einklang mit unserem tiefsten Gefühlsleben ist uns nicht klar, ehe wir nicht eine bestimmte Erscheinung im Ausdruck studiert haben, die zwar ungewöhnlich, die aber, wo sie vorhanden ist, einen eigentümlichen, unverkennbaren Eindruck hinterläßt. Haben wir alles gesagt, wenn wir die Eigentümlichkeiten einer Stimme nach den allgemeinen Regeln bestimmt haben? wenn wir ihre Macht bei dem Sänger, dem Lehrer der Beredsamkeit oder dem Schauspieler anerkannt haben? Die Schönheit ihrer Stimme mag noch so groß sein, es ist ein Element in der Stimme, das sie noch nicht ausgedrückt haben und auch nicht ausdrücken können. Es ist das seltene, unbestimmbare Element, das darin besteht, daß wir hinter der Stimme eine große und feurige Seele vernehmen.

Nicht bei den gewöhnlichen Gesprächen im Leben erfassen wir diesen seltsamen Klang. Die Stimme wird meistens dazu gebraucht, der Seele gewöhnliche Arbeit zu verrichten. Sie verbreitet Neuigkeiten, sie erörtert Fragen der Wirklichkeit oder logischen Notwendigkeit, sie gibt in verschiedenen Tonarten den täglich wiederkehrenden Erregungen Ausdruck, doch alles, ohne ihre geheimen Pforten zu öffnen. Zuweilen aber öffnen sie sich doch, und ein Hauch aus der inneren Welt, etwas Geheimnisvolles, teilt sich der Stimme mit. Der Redner, der über wichtige Fragen des Lebens spricht, kennt das aus eigener Erfahrung. Zuweilen hat seine Stimme mechanisch ausgesprochen, was er auf dem Herzen hatte, gleichsam wie durch eine harte, pumpende Bewegung, und jeder Satz bedurfte eines neuen Griffes an den Pumpenschwengel — teils Tatsachen und teils Beweise und weiter nichts. Ein anderes Mal dagegen, wenn er vielleicht dieselben Worte äußerte, erbebt seine Stimme in Vibrationen, von einer unsichtbaren Quelle ausgehend; jeder Ton hatte Myriaden Übertöne, gleichsam ein geistiges Echo von dem, was geäußert wurde. Seine Stimme verwandelte sich zu einem Instrument einer neuen Musik; seine Seele sprach, angeregt durch eine höhere Seele, die mächtiger war als seine eigene. Sokrates gab uns eine Beschreibung dieser Erscheinung in den Worten: „getrieben von einem göttlichen, geistigen Einfluß“. Derselbe Ton klang zuweilen in Newmans Worten, und auch von den Aussprüchen Kebles sagt Thomas Mozley: „Sie schienen aus einer anderen und heiligeren Sphäre zu kommen.“ Wenn die Juden von den Worten Jesu sagten: „Niemals hat jemand gesprochen wie dieser Mann“, so können wir sicher sein, daß sich dies nicht nur auf den Inhalt der Worte bezog. Es war auch der Ausdruck einer unergründlichen Seele, die sich in Tönen offenbarte und sie mit mystischem Wesen erfüllte. Welch ein unendlicher Unterschied liegt darin, wie zwei verschiedene Personen denselben Ausspruch tun! Es ist ebenso verschieden

wie die Größe der Seelen beider. Man kann mit wenigen Worten sagen: niemand kennt die Fähigkeiten seiner Stimme, ehe er nicht die Fähigkeiten seiner Seele erkannte.

Es ist der Mühe wert, die Weltgeschichte nur zu dem Zwecke zu lesen, die herrlichen geistigen Töne zu entdecken, die von Zeit zu Zeit die Harmonie menschlicher Stimmen unterbrechen. Es gibt Zeiten, wo alles in Ausschweifungen und Torheiten unterzugehen scheint, wo die menschliche Stimme nur leeres Geschwätz ist und tiefere Menschennaturen ausgestorben zu sein scheinen. Plötzlich bricht der unbeschreiblich vibrierende Ton durch die Luft. Eine Stimme tönt durch die Nacht, welche, wie der römische Dichter sagt, „unsterbliche Dinge in menschlichen Zungen“ erklärt, und aus jeder Menschenseele tönt ihr eine bebende Antwort entgegen. *Terrena coelestibus cedunt*. Man fühlt, daß ein prophetisches Wort ausgesprochen worden ist, daß der tiefste Inhalt der Zeit, die Größe ihres Fühlens, Strebens und Wünschens in diesem Rufe sich äußerte und darin ihr geistiges Zeugnis ablegte. Auf diese Weise war auch Luther, wie Harnack in seiner Luther-Biographie gezeigt hat, der Prophet der westlichen Welt. Was seiner Stimme eine höhere Macht verlieh, als nur Worte vermögen, war die hinter den Worten befindliche, von neuer Erkenntnis Gottes entflammte Seele. Niemand dürfte sich für einen Propheten ausgeben, in dem nicht dieser Ton erklingt. Wo er aber erklingt, da kann nichts ihn hindern, selbst wenn es, wie Luther sagt, „sieben Tage Teufel regnen sollte“.

Welch gewaltige und Ehrfurcht einflößende Wirkungen auch entstehen, wenn sich eine Seele in menschlicher Sprache ausdrückt und sich der Welt zu erkennen gibt, so ist doch das Resultat nicht weniger wunderbar, wenn diese himmlische Musik rein innerlich und nur für ein einziges Ohr bestimmt ist. Dieser zuweilen unwillkommene Ton aus der verborgensten Tiefe genügte oft, einen Menschen zu zerschmettern. Höchst

lehrreich ist hier jene Geschichte — eine von tausend ähnlichen — von Lacordaire, dem großen französischen Prediger. Als jungen Gerichtsadvokaten mit unwiderstehlicher Rednergabe und großem Talent, mit einer gesicherten Zukunft und der Welt zu seinen Füßen, traf ihn sein Freund einmal weinend und gebrochen auf seinem Zimmer. Was fehlte Lacordaire? Mitten in seinen glänzendsten Erfolgen hatte sich seine innere Tiefe plötzlich aufgetan und seine Vergnügungssucht verschlungen. Eine Stimme in ihm hatte gesprochen und ihm gesagt, daß diese Welt ein Trugbild und er selbst ein verfehltes Wesen sei. „Ein Wahn,“ wird vielleicht jemand einwenden, „ein Augenblick der Selbstverachtung.“ Des Predigers ganze Laufbahn datierte aber von diesem Augenblick. Paulus, Augustinus und viele andere erlebten ähnliche Stunden, die in ihren Händen sozusagen die geistigen Interessen einer ganzen Welt trugen. Ob diese Stimmen, die sie hörten, glaubwürdig waren, das können sie sicherlich selbst ebensogut beurteilen als ihre Gegner.

Das häusliche Leben ist voller großer, tragischer Geschichten von dem seltsamen, tragischen Schweigen, das zuletzt und leider oft zu spät von einem Ruf aus der innersten Tiefe gebrochen wurde. Oft kommt es vor, daß die wahre Zuneigung edler Herzen unter dem drückenden Einfluß täglicher Bitterkeiten und Mißverständnisse verborgen für beide Teile bleibt, bis die plötzliche Warnung einer nahe bevorstehenden Trennung die Seele zu der Einsicht bringt, was sie im Begriff steht zu verlieren, und ihr einen herzerreißenden Schrei geängstigter Liebe erpreßt! Welche Lehre, mit Flammenschrift eingebrannt, gibt uns die Äußerung Carlyles beim Tode seiner Frau: „O, wenn ich sie nur noch fünf Minuten behalten könnte, um ihr zu sagen, wie ich sie trotz allem liebe!“ Wie gut wäre es für viele von uns, wenn wir dem Beispiele des edlen Siebenkäs in Jean Paul Richters Erzählung folgten, in der es in bezug auf sein Verhältnis zu Lenette heißt: „Jeden

Morgen und jeden Abend sagte er zu sich selbst: „Wie sollte ich nicht vergeben; wir bleiben ja noch so kurz beisammen!“

Es wäre wahrlich für uns alle besser, wenn wir die Stimme der Seele im Verkehr mit anderen öfter ertönen ließen. Das heutige oberflächliche Geschwätz ist in seiner Leere und Nichtigkeit fast schlimmer, als es im 16. Jahrhundert war, und das damals Pascal zu den Worten veranlaßte: „Diseur de bons mots, mauvais caractère!“ Verstünden es die Menschen, so würden sie durch die Macht ihrer Stimme herrschen können; nicht dadurch, daß sie lärmen oder schreien, sondern dadurch, daß sie Seele hineinlegen. Der Geist, der die Gesichtszüge meielt, kann auch die Stimme mit seinem mystischen Wesen prägen. Der Familienkreis kann zu einem Paradies verwandelt werden durch die bezaubernde Musik einer milden, lieblichen Stimme. Man kann zuweilen Töne bei religiösen Naturen hören, die uns einen Einblick in die heilige Welt tun lassen, vor welchen mancher irrende Mensch sich wie der gefallene Erzengel bei Zephons Vorwürfen verhält:

Er fühlte tief, wie groß die Güte, und sah,
Wie lieblich die Gestalt der Tugend; sah, beklagte
Den Verlust.

Der Ton, auf den wir hier hindeuten, ist wahrlich eine Stimme vom Himmel, und ihr zu lauschen, wie wir es zuweilen dürfen, heißt von neuem die Versicherung erhalten, daß der Mensch nicht von Gott verlassen ist. Dieser Ton ist es wohl wert, daß wir ihm in unserer Rede nachstreben. Der Lehrer der Beredsamkeit kann ihn nicht lehren, noch finden wir ihn in der ganzen Stimmskala, die ein Opernstern beherrscht. Um ihn wiederzugeben, müssen wir tiefer gehen als nur zu den Stimmorganen. Sein Sitz ist in der Seele.



XII. Betrachtung.

RELIGION UND
GESCHLECHT.

Wenn wir auf das Verhältnis des Geschlechts zur Religion eingehen wollen, stehen uns zwei Wege offen. Wir können, wenn wir die Menschheit als das Subjekt der Religion ansehen, auf das eine gemeinnisvolle, unsichtbare geistige Kraft einwirkt, versuchen, die besondere Wirkung dieser Kraft auf die männliche oder weibliche Natur zu analysieren. Oder wir können auch umgekehrt die Religion, als menschliches Produkt betrachtet, zum Ausgangspunkt nehmen und sehen, in welchem Grade jedes Geschlecht zu der Entwicklung ihrer Institutionen und theologischen Begriffe beigetragen hat. Welchen Weg wir auch einschlagen, wir werden bei eingehenderer Betrachtung viele bemerkenswerte Resultate finden. Die Verschiedenheiten zwischen Mann und Frau stellen sich bei dieser Beleuchtung in ein ganz neues Licht. Jede Hälfte des Geschlechts hat in dieser Beziehung ihren eigenen, besonderen Charakter. Sicher ist, daß wir weder die Religion noch die Menschennatur recht verstehen können, ehe wir dergleichen Untersuchungen gemacht haben. Viele der schwersten Mißgriffe vergangener Zeiten beruhen auf solcher Versäumnis. Bei dem religiösen Wiederaufbauen, das wir in der Zukunft zu erwarten haben, wird ohne Zweifel ein Gutmachen dieses Versäumnisses von größter Bedeutung sein.

Sehen wir einen Augenblick die Religion als Menschenprodukt an, so könnten wir im ersten Augenblick glauben, sie sei ausschließlich eine männliche Sache. Überall ist es der Mann, der ihre metaphysischen Fragen erforscht, der ihre theologischen Lehren aufbaut, ihre Institutionen gründet und leitet. Der Mann ist ihr Papst, Priester und Prophet; der Mann ist

ihr Gesetzgeber, Prediger und Pastor. Ihre Geistlichen sind immer Männer gewesen. Die großen Weltreligionen, die ihren Ursprung im Morgenlande haben, haben eine ganz orientalische Auffassung von der Rolle des Mannes und des Weibes auf diesem Gebiete. In dem jüdischen Dekalog nimmt die Frau eine untergeordnete und dienende Stellung ein. „Deines Nächsten Weib“ in dem Gebot gegen die Gelüste ist in dem Verzeichnis der Habe des Mannes eingeschlossen. Der Mohammedaner war nicht geneigt, der Frau eine Seele zuzusprechen. Während des ältesten und mittelalterlichen Katholizismus ist sie mit wenig Höflichkeit behandelt worden. In der Mönchliteratur wird sie als eine Verführerin dargestellt, die man fliehen muß, als das größte Übel in der Welt, gegen dessen Einfluß der Heilige vor allem seine Seele stählen muß. Dieses Gefühl kommt in Tertullians brutalem Ausruf zum Ausdruck: „O Weib, du bist die Pforte der Hölle.“ In einer späteren, aufgeklärteren Zeit sehen wir, daß Erasmus sich so weit erniedrigt, die Frau als „ein dummes, närrisches, obgleich unterhaltendes und spaßhaftes Tier“ darzustellen; seinem Zeitgenossen Rabelais ist kein Wort plump genug, sie damit zu beschimpfen. In einem späteren Jahrhundert glaubt der verfeinerte La Bruyère das letzte Wort über die Frau gesagt zu haben, wenn er erklärt, daß „die meisten Frauen kaum Grundsätze hätten, sich jedoch von den Eingebungen ihres Herzens leiten ließen, und daß ihre Moral von denen abhinge, die sie liebten.“ Anfangs nahm die Frau keine wichtige Stellung in der Kirche ein. Ihre Stimme wurde in der Versammlung nie gehört, ihre Feder hat nie einen Glaubensartikel geformt. Das heutige England gibt durch die Bestimmungen, die sich auf die Frauen der kirchlichen Würdenträger beziehen, ein sonderbares Beispiel für den Bann, der über ihnen schwebt. Ein Erzbischof kann einen sozialen Vortritt vor einem Herzog haben, seine Frau ist aber schlichtweg „Mrs. Smith“. Einer Frau war es beschieden, der Sache die Krone aufzusetzen;

nachdem die Königin Elisabeth im Hause des Erzbischofs Gastfreundschaft genossen hatte, sagte sie zu des Erzbischofs Parkers Frau: „Madame‘ darf ich nicht sagen, und ‚Mistress‘ möchte ich Sie nicht gerne nennen. Ich weiß deshalb nicht, wie ich Sie nennen soll, aber ich danke Ihnen für einen angenehmen Abend.“

Wäre die Frau rachsüchtig, so könnte sie sich leicht damit trösten, darüber nachzudenken, welchen Preis der Mann für seine Sonderstellung bezahlen mußte. Sie könnte so denken: er hat sich das Recht der Gesetzgebung in der Kirche angeeignet, ihre Lehren zu bestimmen, ihr Gedankensystem aufzubauen, und er hat ein schönes Durcheinander daraus gemacht. Seine kirchliche Politik hat das Christentum in tausend Stücke zersplittert, und seine Theologie hat den großen Massen freimütiger Seelen die Religion verhaßt gemacht! Man kann getrost behaupten, daß die mütterliche Hälfte der Menschheit nie die Hölle des Mittelalters errichtet, oder Thomas Aquinas Äußerung, daß „die Freude der Seligen durch den Anblick der Qual der Verdammten erhöht würde“, als reine Lehre bezeichnet hätte, ebensowenig Calvins Ausspruch über die Verdammnis der von Ewigkeit Nicht-Erwählten. Der männlichen Geistlichkeit, die sich die Religion als trockene Verstandssache dachte, als eine Formel, die auf der Mühle logischer Begriffe gemahlen werden konnte, glückte es, die Religion antihuman zu machen. Der Mann führte das überraschende Kunststück aus, die ursprünglichen einfachen Begriffe von Gott und der Seele so auszuschmücken, daß die Theologie zum Alpdruck wurde, und das ganze Gebiet, wo die Seele die höchste Nahrung finden sollte, zu einem Wirrwarr von Widersprüchen zu machen, die zugleich Glaubenshindernisse und Steine des Anstoßes für das moralische Gefühl wurden. Nichts zeigt deutlicher, daß der Versuch, die Religion aus rein männlichen Elementen aufzubauen, ein schwerer Mißgriff ist, für den die vergewaltigte Natur stets Rache fordert.

Doch wir greifen vor, und das bis jetzt Gesagte ist außerdem keine vollständige Darstellung der Sache. Wir müssen daran denken, was im Anfang angedeutet wurde, daß nur eine rein oberflächliche Auffassung der Frau in der Geschichte religiöser Geisteswerke die Bedeutung abspricht. Der Mann hat sein Bestes getan, sie auf diesem Gebiete auszuschließen, aber es ist ihm glücklicherweise nicht ganz gelungen. Es scheint eine Art poetischer Gerechtigkeit in dem Umstande zu liegen, auf den Professor Brinton hindeutet, daß bei gewissen primitiven Stämmen nur die Frau und nicht der Mann im Besitz einer unsterblichen Seele sein solle. Der Polytheismus in all seinen Formen hat ein unbestimmtes Gefühl für die Bedeutung des weiblichen Elementes in der Religion gehabt, als er die himmlischen Mächte unter Götter und Göttinnen verteilte. Im Katholizismus kann die Vergötterung der Jungfrau Maria ihren Grund in dem Gefühle haben, daß ein weibliches Element zur Gottesidee nötig ist. Renan spricht sich in seiner drastischen Art über dieselbe Sache aus, daß in dem katholischen System Maria mit vollem Recht in die Dreieinigkeit getreten sei und die Stelle der unfaßbaren Idee des heiligen Geistes eingenommen habe. Wie man auch diese eigentümliche Äußerung auffassen mag, soviel kann wenigstens gesagt werden, daß die einzige Art der Erklärung für den Fortschritt eines Kultus mit so losem Untergrunde in Vernunft und Geschichte darin liegt, daß man ihn als einen plumpen Ausdruck des menschlichen Verlangens nach einer göttlichen Mutterschaft, vereinigt mit der Strenge der ewigen Vaterschaft im Herzen des Weltalls, ansieht.

Dringen wir etwas tiefer in die Geschichte der Religion ein, so werden wir wenig überrascht sein, Ideen zu finden, die trotz aller Anstrengung in entgegengesetzter Richtung deutlich die religiösen Anschauungen einer Frau zeigen, die einen bedeutenden Einfluß auf die kirchliche Denkungsweise ausübten. Denn hinter den meisten großen Religionslehrern steht eine Frau. Augustinus hatte seiner Mutter Monica alles zu ver-

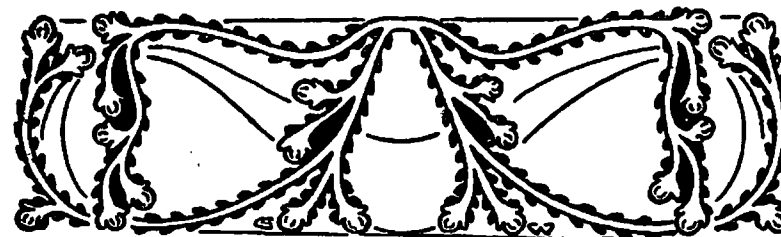
danken. Hinter Basilius und Gregorius von Nyssa sehen wir die Gestalt ihrer Schwester Macrina, „die beide zum Glauben führte und sie zu ihrer Arbeit begeisterte“, und von der Gregor bekennt, daß er unter ihrem inspirierenden Einfluß seine Abhandlung „Die Seele und die Auferstehung“ schrieb. Wir erinnern uns, was Jacquelin für Pascal und Henriette für Renan war. Laßt uns auch nicht den direkten Einfluß vergessen, den die Frauen von Zeit zu Zeit ausübten, selbst zu einer Zeit, wo die männliche Autokratie den Höhepunkt erreicht hatte. Jedes Jahrhundert der dunkeln Zeitalter wird durch einige weibliche Lehrmeister erhellt. Hieronymus lobt seine Paula, eine bedeutende Römerin und gründliche Kennerin des Hebräischen, und der lateinische Bibelübersetzer war froh, sich bei einigen schwierigen Stellen seines Kommentars über Hesekiel auf sie berufen zu können. Im 8. Jahrhundert finden wir die Benediktinerinnen, die unter der Leitung des Bonifatius viel für die Ausbreitung des Christentums in Europa taten, wie Lioba, Walburga und Berthgytha, die die Germanen bekehrten und, wie man sagt, auf der Höhe des Wissens und der Bildung ihrer Zeit standen. Welch herrliche Gestalt des 11. Jahrhunderts war Hildegard, „eine Erzieherin des Volkes, eine Ratgeberin der Bischöfe und Könige, eine Wiederaufrichterin der Frömmigkeit und der guten Sitten, ein Orakel der Kirche“, wie Rohrbacher sie nennt. „Sie war unter den Frauen, was St. Bernhard unter den Männern war“. Was könnte man nicht auch von einer Katharina von Siena des 14. Jahrhunderts sagen, die von den Armen geliebt, von den Päpsten gefürchtet wurde, und der sie dennoch gehorchten; oder von der Spanierin Theresia des 16. Jahrhunderts, die geistliche Orden gründete, Königen Rat erteilte, und deren „Abhandlung über das Gebet“ eins der wunderbarsten Erbauungsbücher ist.

Wenn wir den weiblichen Einfluß in der Religion während der vergangenen Zeiten weiter verfolgen und darauf achten, wie er in unserer jetzigen Zeit immer bedeutender wird, so

sehen wir immer mehr die Größe der Torheit ein; die lange Zeiten hindurch ihn eigensinnig zu unterdrücken suchte. Es dämmert uns, daß das Gebiet des vernünftigen und logischen Denkens, auf dem der Mann am stärksten ist, und wo er von alters her mit Lust und Liebe seine theologischen Systeme ausgearbeitet hat, doch nicht der Ort ist, wo wir das finden, was wir suchen. Der wahre Sitz des Glaubens ist anderswo, in der Seele. Ein moderner Forscher behauptet, die Wissenschaft habe ihren Ursprung in dem bewußten, die Religion in dem unbewußten Zustande des Menschen. Dies mag vielleicht eine übertriebene Verallgemeinerung sein, aber es gibt unzweifelhaft die wahre Richtung an. Wir verstehen jetzt Pascals tief-sinnige Bemerkung in ihrer Anwendung auf die Religion besser, daß, „was nur auf die Vernunft gegründet, schlecht gegründet ist“. In der Region, die über die Vernunft hinausliegt, in der Sphäre der Betrachtung, der Gefühle, des Verlangens, des Formlosen, das Goethe als das Höchste im Menschen ansieht, da findet die Religion ihre nie versiegende Quelle, ihre uneinnehmbare Festung. Und weil gerade in diesen Regionen die Frauennatur am ergiebigsten ist, deshalb fangen wir an zu verstehen, welcher wichtigen und wesentlichen Beitrag sie dazu liefert. Weil die Menschheit auch hier am schnellsten und sichersten den Schauer der Unendlichkeit empfindet, muß die Frau in Zukunft sicher als Erzpriesterin der Religion angesehen werden.

In dem Maße, wie das Element des Suprationalen — das sowohl beim Manne wie bei der Frau existiert, aber beim Manne häufig mangelhaft — sich ohne Sophisterei den rechten Platz in der Religion aneignet, werden wir auch die richtige Wertschätzung dafür finden. Die Bastardreligion der Dogmen muß der wahren Religion des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe weichen. Die Kirche wird aufhören, über alles im Weltall Erklärungen zu erfinden, ihre Anathemen gegen alle zu schleudern, die sie nicht anerkennen können, und sich statt

dessen ihrer eigentlichen Aufgabe widmen — zu lieben, zu beten und zu dienen. Sie wird mit aller Macht daran arbeiten, zu verstehen, aber sie wird nicht von neuem die Sünde begehen, der Welt eine syllogistische Erlösung zu bieten. Sie wird Gott so kennen lehren, wie jede mütterliche Seele ihn stets kennen gelernt hat, aber wie die Logik nie gelehrt hat, ihn aufzufassen. Sie wird die Sünder an ihr Herz nehmen, wie die Mutter ihren verlorenen Sohn. Auf diese Weise wird sie zu der wahren Orthodoxie, der rechten Erkenntnis Gottes gelangen und dabei bleiben. Denn nur weil Gottes Herz im innersten von dieser mütterlichen Liebe erfüllt ist, ist er unser Gott. Weil Christi Leben der Ausdruck solches Herzens war, ist er der Heiland der Welt.



XIII. Betrachtung.

FALSCHES
GEWISSEN.

Die von Sokrates und später auch von Plato geäußerte Ansicht, daß die Tugend mit dem Wissen identisch sei, ist einer scharfen Kritik ausgesetzt gewesen und kann leicht als fehlerhaft bewiesen werden. Die hierüber geführte Polemik hat aber dazu beigetragen, uns einsehen zu lehren, welcher wichtiger Faktor für jeden moralischen Fortschritt das Wissen, und welcher verhängnisvolles Hindernis für solchen Fortschritt die Unwissenheit ist. Die Äußerung des Dekans Church: „Es ist nicht genug, religiös zu sein, wir müssen auch wissen, welcher Religion wir angehören“, ist hier vollständig angebracht.

Es genügt nicht, daß wir uns selbst gewissenhaft nennen. Wir müssen erkennen, welcher Art von Gewissen wir folgen. Die Gewohnheit vieler Religionslehrer, das Gewissen als etwas Göttliches in uns zu beschreiben, dessen Urteile unfehlbare, moralische Wahrheiten seien, ist ein Beweis flüchtigen Denkens. Daß eine göttliche Wirksamkeit im Gewissen des Menschen vorhanden ist, das ist schon glaublich, aber das Forschen danach offenbart uns zwei Elemente, die scharf voneinander getrennt gehalten werden müssen. Das eine ist das zentrale Licht, das von Anfang an auf die Menschheit ausströmte; das andere ist das menschliche Organ oder Medium, auf welches dieses Licht fiel, und das sich bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten in allen Graden unvollkommener Entwicklung gezeigt hat. Der Strahl, der auf die Linse fällt, ist ganz rein. Die grobe und rudimentäre Beschaffenheit des Instrumentes selbst, seine unvollkommene Politur, die fremden Stoffe, welche dem Material anhaften, sind oft die Ursache, daß das reine Licht die seltsamsten, entstelltesten Bilder wirft.

Erst wenn wir das vollständig eingesehen haben, werden uns die alten Geschichten von Proben der Gewissenhaftigkeit, die oft eine so unangenehme und rätselhafte Lektüre sind, begreiflich. Wir finden darin eine Mischung von religiöser Eingebung und seltsamer, falscher Auffassung vom Weltall. Wenn die Lakedämonier der Diana zum Opfer ihre Knaben zu Tode prügelten; wenn die Mutter Xerxes', ehe er sich auf seine Eroberungsfeldzüge begab, eine Anzahl Jünglinge lebendig begraben ließ, um die unterirdischen Mächte zu besänftigen; wenn die Karthager ihre kleinen Kinder in den Schoß des Molochs warfen, so war das alles ein Ausdruck ihrer Gottesfurcht; aber ihr Gott war ein schlechter Gott. Lange Zeiten hindurch und bei vielen Völkern kann die Stimme des Gewissens durch Verehrung schlechter Götter erklärt werden. Ein solcher Kultus steht auch heute noch in voller Blüte. Der

Verfasser sah neulich die Photographie eines indischen Fakirs, mit langem, abgemagertem, nach oben gestrecktem Arm. Er hatte ihn gewissenhaft einige 30 Jahre so gehalten! In Paris starb neulich eine Frau, deren Körper mit Narben und Brandwunden bedeckt war. Sie hatte im Namen der Religion gehungert und sich zu Tode gequält. Der Fakir und die Pariser Katholikin gehören äußerlich verschiedenen Religionen an. Sie sind einander aber gleich im Anbeten einer Gottheit, die, wenn sie wirklich da wäre, als grausam und barbarisch bezeichnet werden müßte, und deren moralischer Charakter keine nähere Nachforschung ertragen kann.

Die meisten von uns machen den Anspruch, dergleichen Seelenzustände hinter sich zu haben. Wir sind den Begriffen entwachsen, nach welchen die Religion, um das schreckliche Wort Lukretius' zu gebrauchen, „ihr Haupt im Himmel zeigt, um Sterbliche durch ihren erschreckenden Anblick zu bedrohen.“ Wir haben eine reinere Auffassung von Gott und haben einen höheren Maßstab für das Beurteilen des Charakters und des Lebenswandels. Unsere Selbstzufriedenheit in dieser Beziehung kann begründet sein. Unser Gewissen kann in den gewöhnlich benutzten Spuren des religiösen Denkens und des praktischen Lebens ein Resultat hervorbringen, das im Vergleich mit dem Angeführten als achtenswert und ihm bedeutend überlegen angesehen werden kann. Und doch ist keine eingehende Beobachtung erforderlich, um auch in uns nahestehenden Kreisen schlecht geschulte und schlecht ernährte Gewissen zu entdecken, die infolge mangelhaften Verständnisses für ihren Wert in vieler Weise den höchsten Lebensinteressen entgegenarbeiten.

Es gibt eine Abirrung des Gewissens, die sich besonders bei religiösen Naturen geltend macht, und deren feine Wirkungen, soviel wir wissen, noch nicht genügend analysiert worden sind. Die verwirrende Ursache kann hier als kurz-sichtige Selbstsucht religiösen Genusses bezeichnet werden.

Die innere Geschichte eines solchen Gewissens ist im allgemeinen folgende: Eine besonders empfindsame Natur wird, sei es durch eine plötzliche, ergreifende Einwirkung oder durch ruhige, innere Bewegung, von Gefühlen ergriffen, die als die höchste und reinste Freude, welche das Leben bisher geboten hat, angesehen werden können. Nennen wir es, wie wir wollen — „Versöhnung“, „Gottesbewußtsein“, „Bekehrung“, „das höhere Leben“ — es liegt darin eine hinreißende Erfahrung, die Tausende machen durften, und die von ihnen als ein unvergleichlicher Schatz und Reichtum der Seele angesehen wird.

Die natürliche und unmittelbare Folge dieser Erfahrung ist der Wunsch und Entschluß, diese Freude um jeden Preis festzuhalten. Was ihre Intensität zu vermindern scheint, oder was nicht zu ihrer Vermehrung beiträgt, wird als etwas Feindliches angesehen, das man meiden muß. Alles, was ihr Bestehen erleichtert oder ihr neue Quellen eröffnet, wird mit Freude begrüßt und mit Zuversicht angenommen. Die Jahrhunderte alte Erfahrung des menschlichen Geistes hat aber angefangen, uns klar zu machen, daß die erhabenste Phase des inneren Lebens ihre eigenen Gefahren hat, daß man ihren Eingebungen nicht immer trauen kann, daß ihre Urteile von einem anderen Gericht geprüft werden müssen, wenn sie uns nicht irreleiten sollen.

Wie oft dieses Gefühl, wenn es sich selbst überlassen war, auf die traurigste Art irre gegangen ist, das steht mit großen Buchstaben in der Geschichte der Menschheit geschrieben. Man kann drei verschiedene Irrwege unterscheiden, auf die dieser Instinkt die Menschen geführt hat. Zuerst, besonders in früheren Zeiten, hat er beim Suchen nach geeigneter Nahrung einen falschen Kurs nach dem Wunderbaren und Übernatürlichen eingeschlagen. Das beständige Sehnen, noch einmal das Gefühl von Gottes unmittelbarer Nähe zu erfahren, brachte sie zu der Annahme, daß es am deutlichsten auf dem

Gebiete, das über die gewöhnliche Ordnung der Natur erhaben war, vernommen werden konnte. Hier ist der Ursprung jener „Wundergeschichten“, die der Einbildungskraft frommer Männer früherer Zeiten entsprangen, und die ausschließlich zu dem Zwecke niedergeschrieben wurden, um das Gefühl religiöser Entzückung zu erwecken, das nur im Übernatürlichen seine Nahrung fand. Sind es nun jüdische Haggadahs, in denen Propheten an den Haaren ihres Hauptes über weitgestreckte Länder befördert wurden, oder „Evangelien von der Kindheit Jesu“, in denen der Erlöser schon in der Wiege der Jungfrau Maria tiefe Wahrheiten mitteilte, oder mittelalterliche Schilderungen vom Leben der Heiligen, wie Bonaventuras Lebensbeschreibung von Franz von Assisi, die voller unglaublicher Geschichten steckt: alle tragen denselben Stempel und sind in demselben Münzwerk geprägt. Protestanten wie Katholiken haben diesem Impulse nachgegeben. Es wird erzählt, daß zur Zeit der Regierung der Königin Maria eine Stimme, die von einer Mauer in Aldgate gegen die Messe sprach, vom Volke für die Stimme eines Engels gehalten wurde, der sich aber als ein Mädchen entpuppte, das sich hinter einem Mauervorsprung verborgen hatte. Diese Verirrungen des Gewissens im Interesse des religiösen Gefühls haben ihre besonders schweren Folgen für die Jetztzeit. Siebürden der Kirche eine der schwersten und peinlichsten Aufgaben auf — die Wahrheit vom Irrtum zu trennen.

Der Wunsch der Seele, das Gottesbewußtsein rein und unbefleckt zu erhalten, hat die Religion auf eine andere verhängnisvolle Bahn gebracht, nämlich: die Forschung und jede widersprechende Ansicht zu verbannen. Die erhaltenen Glaubenslehren wurden als das Gefäß angesehen, das den Schatz enthielt; eine derselben angreifen, hieß alles gefährden. Daher diese „Kastration des Verstandes“ — um Nietzsches greulichen Ausdruck anzuwenden, — die Jahrhunderte hindurch das Vorgehen der Kirche charakterisiert; daher das Gefühl, das Augustinus zu der Behauptung verleitete, daß Abtrünnige ewige

Strafe erleiden müßten, „selbst wenn sie um Christi willen lebendig verbrannt worden wären“; daher die Äußerung des Kardinals Pole, daß Mord und Ehebruch in all ihrer Abscheulichkeit ein Nichts sei im Vergleich zur Ketzerei; daher in unserer Zeit Newmans Erklärung, daß „der Herausgeber ketzerischer Schriften als das verkörperte Böse behandelt werden müsse“; daher des sanftmütigen Kebles Ansicht, gelehrte Männer, die sich der modernen, wissenschaftlichen Bibelkritik befleißigen, als „allzu böse, um mit ihnen zu disputieren“ anzusehen. Eine mildere Form desselben religiösen Gefühls ist die, die Forschung aus Furcht zu unterdrücken, weil das Resultat störend auf den eigenen religiösen Genuß wirken könnte. Im sechzehnten Jahrhundert gab dies Erasmus zu den höhnenden Worten Veranlassung: „Unsere Theologen sehen es für ein Zeichen ihrer Heiligkeit an, nicht lesen zu können“. Noch unglaublicher scheint, wenn wir es nicht mit eigenen Ohren gehört hätten, die Danksagung, die kürzlich ein Pfarrer der Dissenters aussprach, daß er nie Deutsch gelernt habe! „Das deutsche religiöse Denken war so beunruhigend!“ Daß ein Mann, dessen Aufgabe es ist, zu lehren und zu unterrichten, in unseren Tagen Dankbarkeit für seine Unwissenheit ausspricht, das würde auf anderem Gebiete unfaßbar sein. In der Theologie sind alle Dinge möglich. Nur mit großer Langsamkeit fängt das religiöse Gewissen an zu verstehen, was Pascal vor mehr als 200 Jahren einzuprägen versuchte, nämlich: „die höchste aller christlichen Wahrheiten ist, die Wahrheit über alles zu lieben“. Erst jetzt fängt man an einzusehen, daß das Gottesbewußtsein, das man unter so viel Unwissenheit zu bewahren versuchte, nur seine höchste Form erreicht, wenn es dem Verstande erlaubt ist, sich am vollsten und freisten zu entfalten.

Die dritte Art, auf welche das unaufgeklärte, instinkt-mäßige Streben nach religiösem Genuß das Gewissen irre zu leiten versucht, war die Ausübung einer scheinbar leichtfertigen

Ausschließung. Weltliche Beschäftigungen, Interessen und Vergnügungen zogen den Sinn von Gott ab und mußten deshalb, soweit irgend möglich, vermieden werden. Deshalb wurden Wissenschaften, Künste, Theater, körperliche Übungen und Spiele als gefährlich für das Leben in Gott in den Bann getan. Noch heute ist in vielen Kreisen dieser Bann nicht aufgehoben. Man erzählt, daß ein moderner Prediger die Augen zumachte, als er über den Rhein fuhr, damit ihn die Schönheit der Landschaft nicht in Versuchung führte. Selbst die Wissenschaft ist von manchen religiösen Schwärmern gemieden worden, weil sie von der wahren Frömmigkeit ableite. Es spricht zu Gunsten der Jesuiten, trotz aller ihrer Fehler, daß der Stifter des Ordens, Ignatius Loyola, die Haltlosigkeit dieser Lehren einsah und lehrte, daß die religiösen Gemütsregungen, wie fesselnd ihre Milde auch sei, kein Hindernis für wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung sein dürften. Man muß in diesem Sinne „von Gott weggehen, um zu Gott zu kommen; ad majorem Dei gloriam.“ Dies ist eine der großen Lehren für das innere Leben, wie wir es heutzutage auffassen. Wir müssen, wie ein französischer Verfasser so treffend sagt, „uns vor einer Religion hüten, die alles ersetzen will; sie schafft Mönche. Sucht eine Religion, die alles durchdringt; sie schafft Christen.“ Wir entdecken jetzt, daß Gott nicht nur die Quelle und der Gegenstand alles religiösen Fühlens ist, sondern daß er auch die innerste Seele in der Welt der Töne, der Kunst und dem Reiche der Wissenschaften ist, der Schöpfer und Geber aller Schönheit; und daß wir, wenn wir hierin nach Vollkommenheit streben, ihn suchen. Es ist ein falsches Gewissen, das unsere religiösen Interessen auf den engen Kreis einiger weniger Begriffe beschränken will. Das heißt, der Religion die Pflege eines Gemüsegartens anzuvertrauen, obgleich ihre wahre Rolle ist, ein Weltall zu regieren.





XIV. Betrachtung.

RELIGION UND
MEDIZIN.  

In der modernen Zivilisation stehen Pfarrer und Arzt einander so fern, daß es uns schwer fällt, uns vorzustellen, daß sie ursprünglich ein und dieselbe Person waren. Dennoch gab es eine Zeit, wo die Medizin — die ganze Heilkunst — ausschließlich ein priesterliches Amt war. Bei den wilden Stämmen ist noch heute „der Medizinmann“ zugleich der Priester. Der Grund hierfür ist klar. Der primitive Glaube betrachtete die Krankheit als Folge geistiger Ursachen und wandte sich um Heilung zu dem Übernatürlichen. Die Landbevölkerung Indiens schreibt, wie Mr. Crooke in seinen „Folk-Lore“ erzählt, die Krankheit den Geistern oder dem Zorn beleidigter Vorväter zu, und der Priester oder „der heilige Mann“ wird gerufen, um die Macht der bösen Geister zu besänftigen oder zu beschwören. Und wir brauchen auch nicht weit zu gehen, um gleiche Vorstellungen zu finden. In England findet man auf dem Lande häufig den Glauben, daß Krämpfe, Wechselfieber, Epilepsie und andere Leiden von dämonischen Mächten herrühren, die nur durch Zauberformeln und mystische Beschwörungen geheilt werden können. Die medizinische Kunst hat einen langwierigen Prozeß durchmachen müssen gemäß dem von Herbert Spencer formulierten Gesetze über die Spezialisierung des Amtes, um die hervorragende Stellung zu erreichen, die sie heute bei allen zivilisierten Völkern einnimmt.

Ehe die Medizin sich zu einer Wissenschaft und einer Kunst entwickelte, hat sie herbe Erfahrungen gemacht. Ihre ersten Stadien waren kaum eine Verbesserung des alten Supranaturalismus. Denn wenn Zauberformeln oder Beschwörungen nichts Gutes ausrichteten, so schädeten sie wenigstens

nicht. Oft glückte es ihnen, Wunder zu tun, denn sie überließen es der Natur, verbündet mit dem mächtigen Genossen, dem Glauben, zu wirken. Etwas anderes war es, wenn ein wirkliches Experiment an einer menschlichen Person mit Drogen und Operationsmessern vorgenommen wurde. Das bedenkliche Geschäft, wie Voltaire sich so boshaft ausdrückt, „Drogen, von denen man wenig weiß, einem Körper, von dem man nichts weiß“, beizubringen, brachte die Heilkunst in einen bedenklichen Ruf. Sie ist auch der Gegenstand der ältesten Witzeleien geworden. So z. B. die Geschichte von dem Lake-dämonier, der auf die Frage, wie es käme, daß er so alt würde, antwortete: er habe noch keine Bekanntschaft mit der Medizin gemacht; und Diogenes' Worte zu einem ungeschickten Ringkämpfer, der Arzt geworden war: „Mut, Freund, du wirst die unter die Erde bringen, die dich früher auf sie gebracht haben.“ Montaigne läßt uns schauern bei seiner Schilderung über den Gebrauch der Heilmittel seiner Zeit. Man denke sich folgendes Rezept: der linke Fuß einer Schildkröte, Elefanten-dreck, eine Maulwurfsleber, Blut unter dem linken Flügel einer weißen Taube entnommen, und Ratten, alles pulverisiert. Wahrlich eine widerstandsfähige Rasse, die das alles vertrug und überlebte, um es wiederzuerzählen.

Es ist der Mühe wert, sich die frühesten Phasen der Heilkunst und die Geschichte ihrer Vertreter zu vergegenwärtigen, damit man besser die ungeheuere Veränderung, die wir heute bezeugen können, verstehen lerne. Sich auf einen festen Grund gründlichen Wissens stützend, im Besitze von über tausend Geheimnissen, mit einer Vorgeschichte von ehrenreichen Siegen im Streite gegen Krankheiten und Leiden, mit berühmten Namen, mit Männern von leuchtendem Geiste und hohem Menschenwerte ist der medizinische Beruf im modernen Leben ein Gegenstand der Vergötterung geworden. Die bildenden Künste geben ihrer Verehrung Ausdruck in Mr. Fildes schönem Bilde „Der Arzt“, und in der Literatur haben wir

Jan Maclarens ausgezeichnete Schilderung des Drumtochty-Arztes. Man sieht immer mehr ein, daß dieser Beruf, der eine beständige Ausübung des Wissens und des Mitgefühls verlangt, der die lockendsten Probleme für den Verstand und unabweisbare Forderungen an das Herz stellt, dessen Ziel die Förderung des Lebens und die Bekämpfung des Todes ist, besonders ein Beruf für edle Seelen ist; und viele edle Seelen haben sich ihm gewidmet. Der Ärztestand, die Stellung und die Ausübung des ärztlichen Berufes repräsentieren eine der wertvollsten Errungenschaften der jetzigen Zivilisation.

Gerade deshalb ist die Frage über die jetzigen Beziehungen der Medizin zur Religion von so großem Interesse. Das Gefühl, daß diese Verhältnisse einer Besserung bedürfen, ist ein Grund zur Behandlung der Frage.

Es ist erstens eine weitverbreitete Annahme, daß die Vertreter der Physiologie stark zum Materialismus neigen. Das alte Schlagwort „tres medici duo athei“ wird noch angeführt. Miß Power Cobbe beklagte sich vor einiger Zeit in einem Zeitungsartikel darüber, daß die medizinische Fakultät im Begriff sei, eine neue Geistlichkeit zu bilden, die die Fürsorge für die Seele durch die Fürsorge für den Körper ersetze. Es gibt gewiß keine Gruppe unter den gebildeten Männern, an deren Sinne der Materialismus so oft appelliert, wie an unsere Ärzte und Chirurgen. Mehr als wir anderen sind sie für Lukretius' Gedankengang empfänglich:

„Praeterea gigni pariter cum corpore et una

Crescere sentimus, pariterque senescere mentem.“

„Außerdem sehen wir ja die Seele zugleich mit dem Körper entstehen, zugleich mit ihm wachsen und zugleich mit ihm verfallen.“ Sie kommen beständig in Berührung mit dem Tode, als dem scheinbaren Sieger und Vertilger des Seelenlebens. Und dadurch kam es, daß einige der schärfsten Angriffe gegen die religiöse Orthodoxie von medizinischer und physiologischer Seite ausgingen. François Rabelais, der Erzspötter des sechzehnten Jahr-

hunderts, war zugleich Arzt und Mönch, Darwin und Huxley, die das religiöse Gefühl der letzten Generation so gewaltsam aufrüttelten, waren beide in dieser Schule aufgewachsen. Und es kann in diesem Zusammenhang als ein eigentümliches Zusammentreffen angeführt werden, daß derjenige, von dem das moderne Widerstreben, Moses als Verfasser des Pentateuch anzuerkennen, ein Arzt war — der Franzose Jean Astruc.

Eine der unglücklichsten Folgen der modernen Spezialisierung der Studien ist die, daß die begabtesten und ernstesten Menschen fast ausnahmslos einseitig werden. Und nirgends ist dies mehr zu bedauern, als auf dem Gebiete der Medizin. Denn die unbedingte Notwendigkeit, sich den ungeheuren Haufen technischen Wissens in ihrem eigenen Fache anzueignen und auf seiner Höhe zu bleiben, läßt manchen Arzt auf einem Gebiete unausgebildet, das doch für seinen Beruf von so großem Werte ist und die gründlichste Ausbildung erfordert. Wir meinen hier nicht die persönliche Stellung zu diesem oder jenem theologischen Dogma, sondern ob die verhältnismäßig geringe Aufmerksamkeit, die einige Mitglieder dieser Fakultät der geistigen Seite des menschlichen Lebens schenken, nicht in manchen sehr wichtigen Punkten ihre Berufsarbeit stört und hemmt. Aus abstrakten Gründen wäre es sicherlich nicht schwierig zu zeigen, wie die moderne spiritualistische Philosophie, wie sie Caird, Green und Martineau entwickelten, im wesentlichen die Beweisführung des jetzigen Materialismus widerlegt. Es ist ein geraderer Weg zu zeigen, wie die Medizin weder sich selbst noch der Menschheit, der sie dient, gerecht werden kann, es sei denn, daß sie das Dasein des Geistigen anerkennt, und was mehr ist, eine bestimmte Ausbildung in seinen Gesetzen erhält. Die Vernachlässigung dieses Zweiges der medizinischen Ausbildung hat einem Schwarm von Quacksalbern und Abenteurern das Feld frei gelassen. Die Heterodoxie hat zu allen Zeiten der Orthodoxie neue Bahnen geöffnet, und das trifft besonders bei der

medizinischen Schule zu. Außerhalbstehenden, die mehrere Generationen hindurch den Zorn der orthodoxen Medizin erregt haben, ist es vorbehalten gewesen, etwas anderes vorzuschlagen, das sich schließlich als eine unbestreitbare Wahrheit bewies. Was enthält z. B. die Lehre von der Heilung durch den Glauben, für welche „Dr.“ Dowie von einem Haufen tobender Mediziner angegriffen wurde, anders als die Behauptung einer Wahrheit, wengleich in extravaganter Form, die jetzt auf dem Wege zur allgemeinen Anerkennung ist, nämlich — sich dem Körper zu allererst durch die Seele zu nähern? Die Welt ist in dieser Frage voll unformulierter Tatsachen. Die Heilungen, die Christus und seine Apostel vollbrachten, die wunderbaren Kuren, von denen Irenäus im zweiten Jahrhundert Zeugnis ablegt, die wunderbaren physischen Wirkungen der Predigten des heiligen Bernhard, Melanchthons Rettung von einem scheinbar nahen Tode durch das Gebet Luthers, das sind Beispiele einer reichhaltigen Überlieferung, die alle nach einer Richtung deuten. Sie sind ein Zeugnis für das Dasein geheimer geistiger Kräfte, welche zur Hebung der Krankheit und zur Erhaltung des Lebens wirksam sind und unter gewissen Bedingungen der Menschheit zur Verfügung stehen, und Menschen, deren verantwortungsvoller Beruf auf diesem Gebiete liegt, sollten sie sorgfältig studieren.

Aber die Beziehungen der Medizin zur geistigen Welt beschränken sich nicht nur hierauf. Die besten Vertreter dieses Berufes sehen immer mehr die damit verknüpfte, schwere, moralische Verantwortung und die damit zusammenhängenden, ernstesten Fragen ein. Ihr Beruf stellt sie Auge in Auge des Lebens höchsten Problemen gegenüber. Sie stellen sich zwischen die jungen Männer und ihre Laster. Sie sehen die Menschheit in ihrer Erniedrigung, ihrer Erschöpfung und ihrer Verzweiflung. Sie werden zu dem Schauspiel eines Lebensbankrotts herbeigerufen, wo alle physischen Kräfte verpraßt sind und nichts an Lebenskraft und Lebenslust übrig geblieben

ist. Täglich sehen sie Menschen mit aller Lebensphilosophie, deren sie mächtig sind, vor dem letzten Feinde stehen. Sie kommen in alle Gesellschaftsklassen. Sie werden an Orte gerufen, wo der Pfarrer ausgeschlossen ist. In ihrer Versammlung gibt es in der Tat keine Dissenters. Für einen Mann mit edleren Empfindungen müßte das Appellieren der Hilflosigkeit und der Verzweiflung unwiderstehlich sein. Aber womit kann er helfen? In neun unter zehn Fällen ist die physische Linderung das Geringste, dessen der leidende Mensch bedarf. Was er vor allem nötig hat, ist Hoffnung und Mut. Woher aber sollte der um Rat Gefragte diese haben? woher sollte er Kraft nehmen, das moralische Rückgrat der verführten Jugend zu stärken oder den einsamen Kranken, dessen Tage eine Pein und dessen Nächte ein Schrecken sind, aufzuheitern oder den Menschen helfen, den entscheidenden moralischen Sieg über Leiden oder über den Tod zu gewinnen? Man muß rein heraus sagen, der kann kein guter Arzt sein, der nicht durch und durch ein guter Mensch ist. Besonders gilt es für seinen Beruf, daß „ein Mann mit Glauben mehr wert ist, als zehn Männer mit nur Interessen“. Was wir hier gesagt haben, hat nichts mit dem Sektengeist zu tun; noch weniger mit jener handwerksmäßigen Religiosität, die die hassenswerteste aller gekünstelten Posen ist. Es ist nur die Behauptung gewisser fundamentaler Wahrheiten, die in keinem medizinischen Lehrbuch zu finden sind und die wir so zusammenfassen wollen: Die medizinische Wissenschaft ist im Grunde ein Zweig der geistigen Wissenschaft; die Heilung des Körpers setzt psychische und physische Kenntnisse voraus; und schließlich können die Segnungen der Heilkunst für die leidende und verdorbene Menschheit nur dann zu ihrem vollen Rechte kommen, wenn diese Kunst zur Vermittelung der ewigen Güte und Liebe dient.





XV. Betrachtung.

 GEISTIGE 
 STRÖMUNGEN.

Wenn ein Mann, der sich einen Acker Land gekauft hat, den vollen Wert seines Besitztums kennen und ihn sich zu nutze machen würde, so würde er sich von seinem Reichtum überwältigt fühlen. Er tut, was er kann, mit dem, was auf der Oberfläche ist, aber er weiß nichts von dem, was sich darunter befindet. Vielleicht wird einmal eine Andeutung gemacht von dem, was dort verborgen liegt, und die Begünstigten, die davon gehört haben, gewinnen ein Vermögen in Kohlen, Petroleum oder Gold. Das alles aber ist immer nur ein leichtes Kratzen auf der Oberfläche und läßt bodenlose Tiefen unerforscht. Ganz allmählich erkennen wir, daß wir uns über einem Reich wunderbarer Kräfte befinden. Wir erkennen, daß Körper, die miteinander durch rein chemische Eigenschaften und Ähnlichkeiten verwandt sind, unter dem gemeinsamen Einfluß geheimnisvoller Erdströmungen stehen, magnetischer und anderer, die die zentralen Tiefen streifen und sich von Pol zu Pol fühlbar machen. Die Welt als rein physisches System wird mehr von dem, was verborgen ist, als von dem, was sichtbar ist, regiert.

Wenn wir unsere Aufmerksamkeit von dem runden Erdball auf das Wesen lenken, das darauf lebt, so scheint es uns, als wiederhole sich das gleiche in anderer Sphäre bei ihm. Ein Mensch darf nicht nur nach dem, was er ist, beurteilt werden, sondern auch nach der Summe der in ihm wirkenden Kräfte. Wer kann von dem rein physischen Leben sagen, ob die äußere Luft, die seine Lungen einatmen, ob die Nahrung, die er zu sich nimmt, der Mensch ist oder nicht ist? Wenn wir die sichtbare Ausrüstung des Menschen be-

denken, sein bißchen Gehirn, seinen Kulturstandpunkt, den Reichtum seiner Fähigkeiten — haben wir damit die Summe seiner Lebensbedingungen gefunden? Noch lange nicht. Um das zu können, müssen wir das geistige System, zu dem er gehört, in Berechnung ziehen, und zu beurteilen suchen, was er unter dem Einfluß dieser geheimnisvollen Kräfte tun oder werden kann. Auch auf diesem Gebiete empfinden wir mächtige Strömungen. Sie streifen über die ganze unsichtbare Kraftregion, die unterhalb des Niveaus der Menschheit liegt, und wir lernen jetzt verstehen, daß sie eines der wesentlichsten Elemente des Lebens sind. Es gibt Nebenzweige dieses Themas, die uns in Versuchung führen, dahin abzuschweifen. Man könnte z. B. die seltsamen psychischen Erscheinungen untersuchen, über die Kant nur sagt, „daß er nicht wisse, wie der Geist des Menschen aus dieser Welt hinausgehe, und wie er hineinkomme. . . . Ebendieselbe Unwissenheit macht auch, daß ich mich nicht unterstehe, gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen.“

Diese Seite der Sache aber, wie sehr sie auch viele Gemüter unserer Zeit beschäftigt, ist doch nicht die Hauptsache. Und an diese müssen wir uns halten.

Für das geistige System, auf das wir vorher als den wirklichen Maßstab für unsere besonderen Entwicklungsmöglichkeiten hindeuteten, ist das Neue Testament das Haupt-handbuch; und doch ist es in dieser Beziehung das am häufigsten mißverstandene Buch. Das Christentum, das darin ausgemalt wird, bietet uns einen wunderbaren Einblick in die Menschennatur und ihre unsichtbare Umgebung. Es zeigt uns, was aus einem gewöhnlichen Menschen werden kann, wenn eine neue Kraft ihn durchströmt. Selbst seine Sprache und die Tatsachen, die es erzählt, die „Ausrüstung mit Kraft“ und die „Gabe des heiligen Geistes“ betreffend, sind ein Stück geistiger Geographie, die mit nie vorher geschauter

Klarheit und Gewißheit der Welt die Grundzüge des großen Reiches der Kräfte ausmalt, das die Welt umgibt. Die Deutung dieses Handbuches ist bisher auf eine krasse und unwissenschaftliche Weise geschehen, und erst jetzt ist eine neue Ansicht der Tatsachen aufgetaucht, die zuverlässig und befriedigend ist. Hörte man auf verschiedene Reden, wie sie noch gang und gäbe sind, so müßte man glauben, „die Gabe“ oder „die Ausgießung“ des heiligen Geistes sei eine Art Parochialerscheinung, die sich zufällig bei dieser oder jener Gruppe von Enthusiasten zeigt, und deren Hauptcharakterzug Laune und Unberechenbarkeit sei. Die Menschen führen die Textworte an: „der Wind bläst, wo er will“ und schließen sofort daraus, daß sie es mit etwas zu tun haben, das über Gesetz und Gleichförmigkeit erhaben ist. Als wenn der Wind außerhalb des Bereiches der Gesetze stände! Auf keinem anderen Gebiete machen wir uns solch leeren Geschwätzes schuldig. Die Elektrizität ist eine außer uns liegende Kraft, mit deren Hülfe wir unsere Kräfte vervielfachen, aber wir haben zuviel Verstand, um ihr Kommen und Gehen auf das Gebiet des Ungewissen und Unerklärlichen zu verweisen. Es lohnt sich bei dieser Analogie stehen zu bleiben. Was meinen wir damit, wenn wir unsere Zeit das Zeitalter der Elektrizität nennen? Sicherlich nicht, daß die Elektrizität erst in unserer Zeit in die Welt gekommen ist. Sie war schon immer da. Wir haben freilich erst in unserer Zeit ihre Existenz erkannt, ihre Gesetze erforscht und uns ihre Kräfte, wenigstens teilweise, zu nutze gemacht. Es kann sein, daß das zwanzigste Jahrhundert sich im Vergleich zu früheren Zeiten, aus ähnlichem Grunde, das Zeitalter des Geistes nennen wird. Es werden keine neuen Kräfte geschaffen werden, aber die alten, die geistigen Strömungen, die von Anbeginn wirkten, werden aufgedeckt und in neue Bahnen gelenkt werden, damit die menschliche Seele sich in dieser nie versiegenden Fülle baden kann.

Was unser Denken in dieser Sache so verwirrt hat, ist die Frage über die Persönlichkeit, und besonders unsere Gedanken über die höchste Persönlichkeit, über Christus. Wir sprechen von dem Geiste als von seiner Gabe, und das auf Grund der besten Autorität, denn es steht so im Neuen Testament. Und auf Grund derselben Autorität sprechen wir von dem heiligen Geist als einer Person, als Teil der Persönlichkeit Gottes. Und wir tun recht daran. Nicht aber in Bezug auf die Schlußfolgerungen, die wir geneigt sind zu ziehen. Wie gab uns Jesus den Geist? Wie gab uns Faraday die Elektrizität? Nicht durch Schaffen derselben, sondern durch Offenbaren. Die Gabe war in beiden Fällen schon da, alt wie die Ewigkeit, aber mit verschleiertem Angesicht. In beiden Fällen kam in der menschlichen Entwicklung die Zeit, die für ihre Entschleierung reif war. Jesus war in seiner historischen Offenbarung, durch das neue Verhältnis seiner Persönlichkeit zu den geistigen Kräften, dasselbe was Faraday, obgleich in unendlich niedrigerer Sphäre, durch seine neuen Beziehungen zu den elektrischen Kräften war. Das Neue Testament ist in diesem Punkte außerordentlich klar. Christus erhielt seine Gewalt durch das „Erfülltsein mit dem heiligen Geiste“. Nach seinem eigenen Ausspruch konnte er „nichts von sich selber tun.“ Seine Stelle in der Geschichte war und ist ohnegleichen auf Grund seiner einzig dastehenden Empfänglichkeit für die Fülle göttlichen Lebens.

Das, um was es sich hauptsächlich handelt, ist zu zeigen, daß die geistigen Strömungen, auf denen das höhere Leben beruht, nicht veränderlich, sondern konstant sind. Es handelt sich hier nicht um Ebbe und Flut, denn Ebbe kennen sie nicht, sondern um die Ausdehnung und die Empfindlichkeit der Fläche, die wir ihrem Einfluß darbieten können. Dadurch erleidet die Analogie zwischen der natürlichen und der geistigen Welt keinen Abbruch. Die Übereinstimmung der Gesetze, von denen wir im Reiche der Natur abhängen, ist nicht ge-

nauer als die Übereinstimmung, die wir im Reich der Gnade wiederfinden. Bei beiden haben wir es mit derselben unerforschlichen Persönlichkeit zu tun. Bei der Gravitation wie bei der Inspiration kommen wir mit dem ewigen Geiste Gottes in Berührung.

Die Bedeutung der Geschichte Jesu liegt deshalb wenigstens teilweise in der Art, in der sie uns die Entwicklungsmöglichkeiten der Menschheit offenbart, wenn sie in voller Gemeinschaft mit ihrer geistigen Umgebung ist. Wahrlich hier ist er der Erstgeborene einer neuen Schöpfung, der Vorbote eines neuen, höheren Entwicklungsstadiums. Durch sein vollkommenes Leben, mit seinem göttlichen Selbstbewußtsein, seiner unbefleckten Reinheit, seiner Liebe, seinem Golgatha - Opfer wurden sozusagen die Schleusen geöffnet, durch welche die zurückgedämmten, geistigen Ströme, die bisher verborgen waren, sich über eine verdurstende Menschheit ergießen konnten, ein Paradies in ihren Fluten mit sich führend. Unsagbar kostbar ist jeder Schluck aus diesem Strom, und unsagbar kostbar er, dem wir dafür zu danken haben. „Die Menschheit“, sagt Goethe, „schreitet immer fort, und der Mensch bleibt immer derselbe.“ Derselbe, nämlich in seinem innersten Bedürfnis, einem Bedürfnis, das kein Fortschritt der Zivilisation jemals befriedigen kann, dem aber Christus abhilft, und das er stillt. Je besser die Menschen dies verstehen, desto tiefer werden sie in die reine, anbetungswürdige Liebe Christi eindringen, die das Neue Testament durchweht. Christina Rossettis Worte eignen wir uns als unsere eignen an: „Wie schön sind die Arme, die Christum umfaßt, die Hände, die Christum berührt, die Augen, die Christum geschaut, die Lippen, die mit Christo gesprochen haben, und die Füße, die Christo nachgefolgt sind; wie schön sind die Hände, die Christi Werke ausführten, die Füße, die in seinen Fußstapfen wandelten und umhergingen, Gutes zu tun, die Lippen, die

seinen Namen verbreitet haben, die Menschenleben, die sich ihm freudig opferten!“

Das Verhältnis der Persönlichkeit Christi zu den geistigen Strömungen ist, wenn auch in geringerem Grade, bei all seinen Nachfolgern das gleiche. Es ist ungefähr wie beim Magnetismus, wo außer den großen zentralen, unveränderlichen Erdströmungen jeder Gegenstand und jedes Element seine besondere, verschiedene magnetische Empfänglichkeit hat. Die geistigen Strömungen konzentrieren sich in uns, bilden Kraftreservoirs in uns und gebrauchen uns als Mittel für ihre mächtigen Bewegungen. Genau in dem Maße, in dem wir mit ihnen in Berührung kommen, sei es als Kirchengemeinde oder Individuum, besitzen wir eine religiöse Bedeutung für die Welt. Welch ein Anblick ist eine Kirchengemeinde, die bereit ist, mit ihrem ganzen Organismus und mit der Triebkraft eines Stromes ausgerüstet, sich selbst einen Weg zu bahnen und alle ekklesiastischen Gewächse hoch und vertrocknet auf dem einsamen Strande zurückzulassen. Ein solcher Anblick schwebte auch Carlyle vor, als er vor 60 Jahren die Worte, die auch heute ihre Bedeutung noch nicht verloren haben, schrieb, über „diese verwirrenden Zeiten, in denen religiöse Grundsätze aus den meisten Kirchen vertrieben sind, jedoch unsichtbar in den Herzen guter Menschen weiterleben und sich dort nach einer neuen Offenbarung sehnen und dafür arbeiten oder auch heimatlos die Welt durchirren und, als Seele ohne Körper, nach einer irdischen Hülle suchen!“

Die heutige Kirche muß versuchen eine solche Katastrophe unmöglich zu machen, und gerade jetzt bietet sich die beste Gelegenheit dazu. Mit der ganzen Weltgeschichte hinter sich, mit einer klareren Auffassung als jemals vorher von ihrer Aufgabe und ihrer Macht, mit dem sichtlich offenen Herzen der Menschheit für ein neues und tieferes Verständnis der Wahrheit und des Lebens, das sie mit sich führt, hat jetzt die

Kirche die Möglichkeit, die Welt umzustürzen, und auf dem unwandelbaren Grundwall von Gottes geistigem Gesetz wieder aufzubauen. Ihr neues Regime wird im besten Sinne wissenschaftlich werden. Wie auf dem Gebiete der Elektrizität kein wissenschaftlicher Lehrer gebraucht werden kann, der die dabei geltenden Gesetze nicht kennt oder sie außer acht läßt, so sollte auf geistigem Gebiete keine kirchliche Autorität anerkannt werden, die sich nicht auf Kenntnisse der inneren Gesetze und den Gehorsam gegen sie gründet. Die Vorstellung von einer Kirche, die durch eine andere Macht, als diejenige, die in der geistigen Welt ihren Ursprung hat, besteht und wirkt, muß als ebenso absurd angesehen werden, wie Laputas Vorschlag, Sonnenstrahlen aus Gurken zu ziehen. Der Kirche Rede, der Kirche Gebete, ja sogar ihr Stillschweigen müssen Kanäle für die mächtigen Strömungen des Geistes werden. Kein Prediger dürfte es wagen, eine Äußerung zu tun, die in Form und Inhalt gegen die Harmonie der Gesetze des geistigen Reiches verstößt.

Wie ein Krater beim Ausbruch nur das Organ oder der Mund für die Kräfte ist, die in der Tiefe unendlich weit von dem eigenen Gebiete des Kraters arbeiten, so soll auch jeder Arbeiter in diesem Reiche, sei er noch so hervorragend, noch so unbedeutend, erkennen, daß es sich mit ihm ebenso verhält. Wenn seine Arbeit den geringsten Wert hat, so wird er erkennen, daß dieser Wert gerade darin besteht, daß er aus einer Sphäre stammt, die über ihm liegt.



XVI. Betrachtung.

DAS   
UNTERLEGENSEIN.

Eins der besten Erziehungsmittel für unser inneres Leben liegt darin, wie wir unser eigenes Unterlegensein auffassen. Es ist eine Zuchtrute, der sich niemand entziehen kann. Einige von uns stehen auf einem sehr niedrigen Standpunkte. Es gibt viele, viele Klassen im sichtbaren Menschenleben, die weit über uns stehen. Aber das Gefühl des Unterlegenseins beschränkt sich keineswegs nur auf die Armen und Minderbegabten. Die höchststehenden Menschen befinden sich in derselben Lage und empfinden dies Gefühl oft bitter genug. Ehe wir jedoch Beispiele anführen, wollen wir die Sache selbst betrachten. Daß die darin liegende Lehre schwer ist, geht deutlich aus den Versehen hervor, die wir überall machen. Es gibt z. B. niedriggesinnte Seelen, die durch ein nichtiges, boshaftes Bemühen, alles herunterzusetzen, die Ungleichheiten ebnen wollen. Eine Abart dieser Spezies ist der Mensch, dessen krankhafte Selbsttäuschung ihn dazu führt, in einem glücklichen Zuge seiner Individualität, in dem er seine Nachbarn übertrifft, einen Grund zu sehen, über tausend Punkte, in denen er ihnen nachsteht, hinwegzusehen. Oft genug ist dieser Zug von lächerlich geringem Wert. Ein solcher Mann ist z. B. „Thrasylbulus auf dem Walle von Stira, der die stärkste Stimme von allen Athenern hatte“. Andererseits gibt es Menschen, die im Gefühle ihrer Gebrechen alles männliche Selbstvertrauen verlieren. Der gerade Gegensatz zu der rechten Art, das eigene Unterlegensein aufzufassen, veranlaßte den armen Benediktus XII., als er hörte, daß er zum Papste gewählt sei, vor versammeltem Konklave auszurufen: „Brüder, ihr habt

einen Esel gewählt!“ Auch heute gibt es nicht wenig Menschen, die über ihre geringe Stellung und Begabung spotten und sie als einen Beweis für das große System der Ungleichheit ansehen, das in ihren Augen das schlagendste Beispiel für die Ungerechtigkeit des Lebens und somit auch für eine unmoralische Weltordnung ist.

Sicherlich nicht um solcher Resultate willen bringt uns das Leben die Zuchtrute des Unterlegenseins. Wenn wir nach dem wahren Zwecke suchen, müssen wir zuerst die wirklichen Tatsachen erkennen lernen. Hierbei bemerken wir sofort, daß die Tatsache, daß einer dem andern irgendwie unterlegen ist, ein sehr kompliziertes Verhältnis ist. Es gibt keine absolute Überlegenheit. Wir sind alle zugleich überlegen und unterlegen. Der Mischungsprozeß beginnt schon auf der untersten Rangstufe. Gladstone sagte mit Vorliebe, daß die englische Sozietät unveränderlich auf einem fein abgestuften und klar zu erkennenden Klassensystem aufgebaut sei, von dem der Thron die Spitze bilde. Man hört zuweilen, daß in der neuen Welt dieses System abgeschafft sei und ein anderes auf der Basis menschlicher Gleichheit gebildet sei. Das verhält sich nicht so. Die Namen sind verändert, aber nicht die Sache. Es herrscht nicht mehr Gleichheit in Amerika als in England; und das wäre auch undenkbar, denn das liegt nicht in der menschlichen Natur. Sonderbar ist es, den verbissensten Republikaner einer direkt entgegengesetzten Lehre huldigen, ja sich sogar zu einer absoluten Monarchie in seiner Religion bekennen zu sehen, in der er den höchsten Regenten anbetet und von einer Hierarchie der Engel und Heiligen spricht. Kein aufrichtiger Mensch verachtet den Rang als solchen. Er weiß, daß er etwas Wertvolles ist, wenn auch nicht durch seine aktiven Inhaber, so doch sicherlich durch die Kraft, die ihn schuf. Er steht da als ein Zeugnis ursprünglicher Lebenskraft, die sich einmal über die Menge erhob und sich Achtung verschaffte.

Der aber, der die höchste soziale Stellung einnimmt, ist in vielen Beziehungen der am meisten Unterlegene. Als Karl V. Tizians heruntergefallenen Pinsel aufhob und ihn dem Maler mit den Worten reichte, daß er stolz sei, einem so großen Genie zu dienen, sprach der Beherrscher einer halben Welt im vollen Gefühl des Unterlegenseins zu dem Überlegenen. Er fühlte, daß er in des Künstlers großem Lebensreiche einen geringen Platz einnahm. In der höheren Sphäre von Sittlichkeit und Religion ist diese Umwertung noch schlagender. Der Stoiker Epictetus, der Kaiser zu Schülern hatte, war ein griechischer Sklave. Der galiläische Zimmermannssohn, der von Pilatus zum Tode verurteilt wurde, bestritt keinen Augenblick den höheren sozialen Rang seines Richters. Heute aber nennen Richter und Große der Erde den Namen des Galiläers mit religiöser Ehrfurcht und finden keine Worte, um ihrem Gefühle für seinen Rang in der Welt angemessenen Ausdruck zu geben. In der ganzen Weltgeschichte scheint durch eine Art Gesetz die moralische und geistige Überlegenheit mit der Anspruchslosigkeit der äußeren Stellung verbunden zu sein. Libanius machte sich über die ältesten Christen lustig als über einen Haufen von Kesselflickern und Flickschustern, die Hammer und Pfriemen weggelegt hatten, um das Himmelreich zu predigen. Spinoza verdiente seinen Lebensunterhalt mit Linsenschleifen, George Fox und Jakob Böhme als Schuhmacher. In der Literatur finden wir dasselbe. Von Homer bis auf unsere Tage scheinen die Könige der „Ideen“ oft arm an Münze gewesen zu sein. Und doch haben Reiche und Vornehme immer ein Gefühl eigener Kleinheit diesen Bettlern gegenüber gehabt. *Pauperemque dives me petit.* „Der reiche Mann sucht mich, den Armen“ ist zu allen Zeiten des Dichters Ruhm gewesen.

Dies aber, könnte jemand einwenden, ist nur eine einseitige und oberflächliche Ansicht. Einen Vergleich zwischen dem intellektuellen und moralischem Werte einerseits und dem

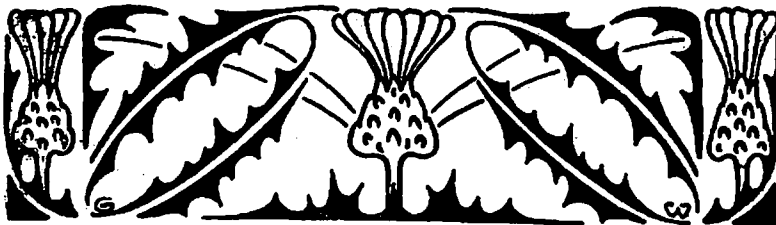
materiellen und sozialen anderseits zu ziehen, hieße nur mit der Sache spielen. Denn da die Überlegenheit des Geldes und Ranges, des Verstandes und des Herzens in Berechnung gezogen ist, so bleibt die Hauptfrage noch übrig. Diese innerlich und äußerlich reich Begabten gehören nur zu den Ausnahmen. Was aber soll man vom Volke im allgemeinen sagen, von den großen Massen, die keine besonderen Gaben haben, weder Vermögen, Rang noch Geistesanlagen? Das ist wahrlich ein „Unterlegensein“ ohne allen poetischen Wert, bei dem man völlig vergebens nach einem Ideal sucht! Niemand denkt so, der offene Augen hat. Je höher ein Mensch steht, desto größer wird seine Achtung vor der Menschheit im allgemeinen sein, und desto geringer wird er sich in ihrer Nähe fühlen. Denn hier, mitten im Alltäglichen und Normalen — in der starken Strömung des Lebens — eher als unter den Ausnahmen, fühlt er mit Ehrfurcht das Dasein einer Macht in der Menschheit, mächtiger als seine eigene, einer Macht, die unendlich größere Gedanken ausarbeitet als jemals der begabteste Mensch.

Dieses Studium der Überlegenheit, die überall aus dem Leben der Menschen herausguckt, ist in der Tat das Notwendigste, obgleich leider nur selten Vorkommende bei den heutigen Lieferanten unserer moralischen Ideen. Vielen unserer Lehnstuhltheologen, die die Menschheit nach ihren systematisch aufgestellten Verzeichnissen über kirchliche „Tugenden und deren entsprechende Laster“ beurteilen, würde es unendlich gut tun, wenn sie nur einige Monate, sagen wir, unter den gewöhnlichen Seeleuten an Bord eines Ozeandampfers zubringen würden. Sonntags, wo der Besitzer des Fahrzeugs und das fromme britische Volk zur Kirche geht, da würden sie diese Männer an irgend einem fremden Hafen Korn oder Kohlen einladen sehen. Ihre Rede wird nicht erbauend sein, und wenn sie einen Tag ans Land kommen, so entspricht ihr Betragen nicht den Vorschriften des Katechismus. Das ist zweifellos

sehr zu beklagen. Langsam aber wird unser Theologe einsehen, wenn es ihm vergönnt ist, daß der sittliche und religiöse Mangel bei diesen Männern das Opfer ist, das sie dem Interesse des religiösen britischen Volkes darbringen; daß ihre Sonntags- und Alltagsarbeit, daß ihr Ausgesetztsein gegen die Stürme des Ozeans, gegen Diebe und Huren in fremden Häfen der Preis ist, für den das zu Hause gebliebene Volk sein Korn, seinen Wein, seine Bequemlichkeit und seinen Luxus erhält; kurz, dreiviertel von allem, was sie essen, trinken, und womit sie sich kleiden. Er würde einsehen, daß, wenn ein stellvertretendes Opfer die höchste und tiefste Moral ist, dann diese Männer, die das Interesse ihres Körpers und ihrer Seele für uns andere opferten, in ihrem unkirchlichen Heidentum viel höher stehen als wir. Wenn er außerdem diesen Männern die Hand geschüttelt hat, ihre kindliche Einfalt, ihre schnelle Empfänglichkeit für alles Höhere, das man ihnen bietet, ihren großartigen Mut, ihre edle Hingebung erkannt hat, dann wird er, wenn er heimkommt, mehr als je geneigt sein, seine Theologie zu revidieren. Er würde nach neuen Erklärungen für die Frage suchen: Wer ist der Erste und wer der Letzte im Himmelreich?

Wir finden also, daß das Überlegensein mit dem Unterlegensein Hand in Hand geht und haben vielleicht jetzt eine Antwort auf die im Anfang gestellte Frage gefunden, welche Bedeutung dieses Verhältnis in unserem Leben für uns hat. Der aufrichtige Mensch ist einfach erstaunt über die Behauptung, daß etwas Ungerechtes in dem Unterlegensein liegt. Für ihn ist im Gegenteil dies Gefühl, recht verstanden, eine unserer größten inneren Stützen. Es ist auf die Dauer schrecklich, stets nach unten zu sehen. Wir brauchen etwas zum Hinaufsehen. Die Höhen veranlassen uns zu klettern. Eine geistig wache Natur sehnt sich danach, andere achten und verehren zu können. Und sie findet sie überall, am meisten unter dem gewöhnlichen Volke. Gegen eine Natur, die unbestreitbar

besser ist als die eigene, nimmt sie dieselbe Stellung ein wie vor einem neu entdeckten Schatze. Eine große Seele ist wie ein Gastmahl, zu dem wir alle geladen sind. Sollen wir neidisch sein, daß das Fest, an dem wir selbst teilnehmen, so glänzend ist? „Gegen große Vorzüge eines andern,“ sagt Goethe, „gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ Ein tief-sinniges Wort, aber doch sagt es nur die halbe Wahrheit; denn wo Liebe unser Licht und Leitstern ist, bedarf es keines „Rettungsmittels“ gegen die Überlegenheit. Hier handelt es sich nur darum, wie wir uns am besten für die Kraft der Liebe empfänglich machen und immer höher auf ihren Flügeln getragen werden.



XVII. Betrachtung.

UNSER BEITRAG ZUM LEBEN.

Die apokalyptische Idee vom letzten Gericht über die Menschheit, bei dem große Bücher geöffnet und vorgelesen werden sollen, gibt uns viel Veranlassung zum Nachdenken. Der Gedanke an eine himmlische Buchführung mit ihrem besonderen Soll und Haben zwischen uns und dem Weltall klingt sonderbar; je mehr wir aber über die Sache nachdenken, desto mehr scheint sie sich der tatsächlichen Wirklichkeit zu nähern. Das Leben, wie wir es kennen, ruft unwillkürlich den Gedanken an einen Kapitalisten wach, der ein großes Kapital in uns angelegt hat und dafür genügende Ausbeute erwartet. Anfangs wird die Rechnung ausschließlich auf dem einen Konto ge-

führt. Unser Dasein ist da noch rein passiv, ein unermeßliches, fortwährendes Empfangen. Unser Eintritt in die Welt als ein kleines Bündel Schicksal und Verhängnis, ein kleines Segment der Unendlichkeit, ein Glied zwischen nichts und allem, ist an und für sich ein wichtiger Beitrag zum Leben, aber er ist nicht unser eigener. Selbst das kleine „Ich“, an das wir uns als unser zentralstes Besitztum anklammern, haben wir uns nicht selbst gewählt. Daß das neue Bewußtsein, das mit uns in die Welt kam, gerade auf diesem kleinen, unbedeutenden Planeten auftauchen sollte anstatt auf einem Trabanten des Sirius, daß es im 19. Jahrhundert geschah und nicht im sechsten oder sechzehnten, daß es diese bestimmte geistige Ausrüstung, gerade dieses Temperament besaß — diese und tausend andere Entscheidungen unter zehn Millionen Möglichkeiten müssen alle dem großen Kapitalisten zugeschrieben werden, aber nicht uns selbst. Uns schwindelt, wenn wir an die lange Kette denken, von der wir nur das letzte Glied bilden. Haben wir wohl ein Gefühl der Zuneigung, der kindlichen Ehrfurcht für unseren urweltlichen Stammvater, den wir uns roh und wild in den Wäldern der Urzeit lebend denken? Und doch verdanken wir ihm unser Dasein. Wäre es ihm im harten Kampfe nicht gelungen, die Fackel des Lebens, trotz aller widrigen Winde, brennend zu erhalten und sie noch glühend dem zu überlassen, der nach ihm kam, so würden wir nicht sein.

Nach unserem Erscheinen hier sind wir anfangs vollständig, später zum großen Teil Rezipienten und Absorbenten. Des Lebens aufgehäuftes Kapital ergießt sich zu jeder Stunde verschwenderisch über uns. Durch Myriaden offener Tore ergießt sich das Weltall in unsere Seele, von seinem unermeßlichen Reichtum Güter aller Art zurücklassend. Wir saugen die Gegenwart und die Vergangenheit ein. Sie mag uns persönlich unbekannt sein, sie schafft dennoch die Atmosphäre, in der wir atmen. Die Leiden der Märtyrer, die Gesichte der Seher, die Kämpfe der Patrioten, die Werke der Wissenschaft,

die Früchte des Abenteurers, alles trägt dazu bei, unser Einkommen zu vergrößern. Keine Arithmetik kann die Kosten des Denkens, der Anstrengungen, der Leiden und dessen, was die höchsten Werte ausmacht, berechnen, die dazu gehören, um den Geringsten unseres Geschlechts auszurüsten.

Das ist die eine Seite dieser wunderbaren Buchführung. Nicht weniger beachtenswert ist die andere. Wir entdecken beim Studium derselben, daß der Kapitalist, mit dem wir es zu tun haben, wie freigebig er auch sein mag, kein zweckloser Verschwender ist. Er erwartet Renten und besteht darauf, sie auch zu erhalten. Nichts ist wunderbarer als die Art, auf die sich diese Forderung äußert, und die Weise, auf welche wir erwählt und auf das für uns bestimmte Arbeitsfeld geschickt werden. Es ist, als ob die Himmel offen wären und unsere Namen gerufen würden. Aus unseren Wünschen, unserer Willenskraft, unseren Lebensverhältnissen, aus dem, was uns unerwartet geschieht, aus unseren Erfolgen, Versehen und Nöten geht schließlich ein formloses, geheimnisvolles, unberechenbares Etwas hervor, das wir mit Verwunderung und Beben als unseren Beitrag zum Leben verstehen und erfassen.

Formlos und unberechenbar sagen wir, denn wir haben nicht die entfernteste Ahnung davon, wie hoch sich unser Anteil an der Summe aller Dinge beläuft. Uns fehlt der richtige Maßstab für die Bedeutung des einen oder des anderen. Paulus hat sich wohl nicht träumen lassen, daß seine zufällige Korrespondenz, die in großer Eile geführt wurde, und die die verschiedenen Verhältnisse gewisser Zeiten und Orte behandelte, die ihm selbst vielleicht bald aus dem Gedächtnis kamen — wie es uns so oft geschieht, wenn wir die Feder weggelegt haben — daß diese Schriften bestimmt waren, einen bedeutenden Teil eines heiligen Buches zu bilden und als Schatzkammer der Lehren, als Kernpunkt und Grundwall eines Weltglaubens angesehen zu werden. Oft ist das, was der Mensch am wenigsten schätzt, seine größte Abzahlung. Goethe

rühmt sich mehr seiner Farbenlehre als seines „Faust“. Welch verschwindend kleinen Teil im Vergleich zu der Summe ihrer Tätigkeit und Interessen nimmt Kens „Evening hymn“ oder Newmanns „Lead kindly light“ ein. Und doch scheint es immer mehr, als ob diese Männer nur gelebt hätten, um diese Loblieder zu dichten.

Solche Überraschungen aber bilden nur einen kleinen Teil unseres Themas. Das wunderbare Geschick der Briefe Pauli, für ihn selbst verborgen, ist uns geoffenbart. Der größte Teil unseres eigenen Beitrags zum Leben, sei es nun als Apostel oder Ackerknecht, ist, so lange wir auf dieser Seite des Vorhangs weilen, nicht nur uns selbst und unseren Zeitgenossen, sondern auch der Nachwelt verborgen. Versuchen wir einmal die Rätsel der Menschengeschicke zu lösen, so neigen wir dazu, uns nur an die leuchtendsten und glänzendsten Punkte zu halten; als ob wir hier eine Erklärung für die dunkeln und rätselhaften Seiten finden könnten. So ist es aber nicht. Finden wir z. B. — um ein historisches Beispiel zu nehmen — daß John Knox' spätere glänzende Laufbahn als Evangelist und Reformator eine Art Erklärung ist für die Jahre der Heimsuchung als Dominikanermönch oder die schrecklichen Erfahrungen als Galeerensklave? Das Glück während einer Lebensperiode oder in einem Weltteil ist keine Vergeltung für das Leiden in einer anderen Periode oder in einem anderen Weltteil. Daß ein so großer Teil unseres Lebensbeitrags nur die Form geduldigen Ertragens und die Ausführung mühsamer Beschäftigungen ist, das fordert eine tiefere Lösung. Und wir brauchen nicht lange danach zu suchen. Die pessimistische Auslegung des Lebens begeht den großen Fehler zu glauben, daß unsere scheinbar gewinnlosen und traurigen Erfahrungen ein für allemal ihren Zweck erfüllt haben, daß es ihre letzte Form ist, und daß wir nichts anderes tun können, als sie beklagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach verhält es sich jedoch so, daß solche Erfahrungen nur ihren Lauf begonnen haben;

daß ihre scheinbare Gewinnlosigkeit und Widerwärtigkeit nur grobe Kontüren sind, das erste Stadium einer Reihe unermeßlicher Verwandlungen und Erfolge, die die Zukunft offenbaren wird.

Nur auf diesem Wege, auf dem alten Wege des Glaubens, sind wir imstande, uns mit dem Vergangenen auszusöhnen. In diesem Lichte erhalten selbst unsere Fehler und Versehen eine Weihe, die uns Kraft gibt, sie zu tragen. Die Freude, die wir verloren, und der Schmerz, der an ihre Stelle trat, sind das Kreuz, das, mit männlicher Geduld ertragen, unseren hauptsächlichsten, geforderten Beitrag zum Leben ausmacht. Freudig stehen wir inmitten der Versuchungen, wissend, daß unser Anführer uns einen schwierigen Posten anvertraut hat, und fest entschlossen, daß dieses Vertrauen nicht zu Schanden werden soll.

Unser Beitrag zum Leben ist noch in der Entwicklung begriffen; bei einigen liegt er noch in den Windeln. Welche Form die unentwickelten Teile annehmen werden, ist uns ein Geheimnis; viele dabei mitwirkende Faktoren sind uns verborgen. Doch eines Faktors können wir uns versichern, und das ist unser eigener Wille. Keine Vereinigung aller Naturkräfte auf unserem Planeten kann sich auch nur einen Augenblick mit den Möglichkeiten der menschlichen Willenskraft messen. In ihrer geheimen Werkstatt können wir Geschicke schmieden. Die Vereinigung von Freiheit und Notwendigkeit, die dort stattfindet, ist ein Geheimnis, das wir wahrscheinlich nie entdecken können. Vielleicht liegt die nächste Lösung in der Formel Hegels: Nur wie wir in uns selbst sind, können wir uns entwickeln, und doch sind wir es selbst, die sich entwickeln. Trotz des dichten, sophistischen Gewebes, das diesen Stoff umhüllt, hat der Mensch immer an seine Freiheit geglaubt. Plutarch gibt diesem uralten Glauben einen schönen Ausdruck, wenn er von Homer sagt: „Der Dichter stellt die Gottheit niemals dar als dem Menschen den Gebrauch seines

freien Willens nehmend, sondern nur als seinen Willen anregend.“ Er schildert die himmlischen Mächte nicht als die Hervorbringer unserer Entschlüsse, sondern der Ideen, die zu unseren Entschlüssen führen.

Aber diese lebenbestimmende Kraft muß, um uns von Nutzen zu sein, geübt und gestärkt werden. Das Höchste, was wir Menschen erreichen können, ist: einen Beschluß fassen und daran festhalten. Kann ein Mensch keinen Beschluß für sein ganzes Leben fassen, so muß er es für einen Tag tun. Seine Willenskraft für den morgenden Tag wird durch diese Anstrengung bedeutend stärker werden. Die Emanzipation der Welt, das Kommen des irdischen Paradieses hängt nicht von der Anhäufung des Kapitals ab, sondern von der Befreiung des Willens und dem Sammeln seiner ganzen Kraft zu einem edlen Leben. Auf welche Höhe der Glückseligkeit würde die Menschheit erhoben, wenn die herrlichen Worte Tertullians bei uns zu einem festen Beschluß würden: „Böses wünschen, Böses sprechen oder denken, über wen es auch sein mag, ist uns allen ohne Ausnahme verboten.“

Das ist der denkbar edelste Beitrag zum Leben, den jeder von uns leisten kann. Es kann sein, daß wir nicht den Reichtum der Welt durch große Erfindungen oder geistreiche Werke vermehren. Es kann sein, daß es uns nicht vergönnt war, das zu tun, was uns am meisten am Herzen lag. In einer Beziehung bietet sich aber auch uns noch ein Reich herrlicher Freiheit. Das ist die Freiheit, der Welt zu einer neuen, einer christlichen Gesinnung zu verhelfen. Wenn wir in täglicher Selbstzucht jeden keimenden lieblosen Gedanken gegen unsere Mitmenschen ersticken; wenn wir unserem Bruder dadurch helfen, daß wir seine täglichen Beschwerden in der strahlenden Atmosphäre unseres eigenen Glaubens baden; wenn es uns durch Gottes Gnade und eigenen inneren Kampf geglückt ist, die edelste und schönste aller Schöpfungen, ein reich entwickeltes, inneres Leben hervorzubringen, so haben wir das beste Mittel ergriffen,

die Schuld unseres Lebens einzulösen. Das reichste Gut der Welt sind die Seelen, die sie hervorbringt. Laßt uns zusehen, daß unsere eigene ein würdiger Beitrag sei.



XVIII. Betrachtung.

DAS EVANGELIUM DES GESETZES.

Es gibt wenig Fragen, die das Denken der Menschen in solchem Grade verwirrt haben, wie die Frage nach der Stellung des Gesetzes zur Religion. Auch der Apostel Paulus hat etwas mit dieser Frage zu tun, obgleich die Schuld der Verwirrung nicht an ihm liegt. Die Menschen glaubten, ihm zu folgen, wenn sie das Gesetz der Gnade gegenüberstellten und das Gesetz zur Antithese des Evangeliums machten. Das ist aber ihr Fehler und nicht der Fehler des Apostels. Paulus hat nie versucht, das Gesetz zu umgehen. Sein Evangelium ist voll davon. Bei ihm handelt es sich nicht um die Frage: Gesetz oder kein Gesetz, sondern um ein höheres oder niedrigeres Gesetz. Er erhebt sich über die Sinai- und Levitikus-Sphäre, wie Organisches sich über Anorganisches erhebt. Das höhere Leben ist ein Leben unter dem Gesetze. Es bringt die Gesetze aus der Region, der sie entstammen, in eine höhere Synthese und prägt sie in neue Formen mit höheren Ansprüchen. Paulus faßt dies in eine einzige, tiefsinnige Äußerung zusammen, er sagt: „Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich freigemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.“

Die Anschauung, das Gesetz sei eine Antithese des Evangeliums, ist im modernen Denken in neuen Formen

Donnerstag

21

Juli

Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von
Christus für meine Brüder. Röm. 9, 3

Kennen wir das noch in unsern christlichen Kreisen: die brennende Liebe zu den „Verlorenen“ und die tiefe Traurigkeit über die, die Christus fern sind? Paulus kannte sie und gibt seinem untröstlichen Schmerz über die jüdischen Volksgenossen Ausdruck, die Christus ablehnen. Er würde gern das größte Opfer bringen, so die Verbannung aus der Gemeinschaft mit Christus auf sich nehmen, wenn er dadurch seine Volksgenossen in die Gemeinschaft mit Christus hineinretten könnte. Kein leidenschaftlich übertreibender Ausdruck des Schmerzes über Israels Unglaube ist das, sondern echter Ausdruck eines Willens zur Stellvertretung, die wirkliche Liebe ist. Ob nicht die Menschen aufgeschlossener für die Christusbotschaft sein würden, wenn bei denen, die im Glauben stehen, mehr aus herzlicher Liebe kommender Schmerz zu spüren wäre über die „Verlorenen“ - in der eigenen Familie und in unserer täglichen Umgebung? Solcher Schmerz treibt in die Fürbitte vor dem Gott, der will, „daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“.

L.-Mi.

Röm. 9, 1-5

Mark. 16, 14-18

seines Vaters und ...
vielen einen andern Standpunkt ein, als der deistische Tindal, aber sein Ausspruch „das Christentum ist so alt als die Schöpfung“ enthält doch einen wahren und richtigen Gedanken. Im großen und ganzen ist das Christentum ein Bekenntnis dessen, was in der Natur war, aber was zu entdecken dem Menschen nicht glückte. Wir bezeichnen die Natur als Femininum und das mit Recht. Denn sie ist voll von mütterlichem Element. Richard Hooker hat im 16. Jahrhundert schon eine freiere Auffassung als viele unserer modernen Theologen, wenn er am Schlusse des ersten Buches seiner großen Arbeit „Polity“ von dem Gesetze äußert: „Von dem Gesetze kann nichts sicherer ausgesagt werden, als daß es seinen Ursprung in Gottes Schoße hat, daß seine Stimme

die Schuld unseres Lebens einzulösen. Das reichste Gut der Welt sind die Seelen, die sie hervorbringt. Laßt uns zusehen, daß unsere eigene ein würdiger Beitrag sei.



XVIII. Betrachtung.

DAS EVANGELIUM

Anna Schieber: **Die Macht der Güte**

125 Seiten, gebd. 1,80 DM, Leinen 4,80 DM.

Das Schönste aus dem Schrifttum von Anna Schieber sind ihre meisterlichen Erzählungen. In ihrer warmherzigen Art zeigt sie, wie die Güte im täglichen Leben — von Mensch zu Mensch — eine starke Lebenshilfe sein kann.

Lieferung nur durch Ihren Buchhändler
EUGEN SALZER VERLAG HEILBRONN

21. 7. 55

Für die Brüder.

Es war Ende 1949. Auf dem Flugplatz von Kunming (Prov. Yunnan, West-China) nehme ich Abschied von dem jungen amerikanischen Missionar Foreman. Er ist schwer lungenkrank. Auf meine Frage, weshalb er nicht mit vielen andern Amerikanern das Land vor der neuen Besetzung verlassen habe, sagt er: „Weil ich glaube, daß jetzt meine eigentliche Aufgabe beginnt. Einige hundert Meilen von hier sind große Bergwerke. Die Arbeiter sind 10-14jährige Jungen, die um einen Hundelohn und zwei Schälchen Reis schaffen müssen, bis sie völlig ruiniert und vom Tode gezeichnet entlassen werden. Nie haben sie von Jesus gehört. Bisher durfte ich nicht ins Bergwerksgebiet, weil die Regierung es verbot. Jetzt aber, wo die neue Regierung kommt, habe ich Hoffnung. Ich werde zu ihnen gehen und ihnen von Jesus sagen. Und wenn ich demnächst meiner Krankheit erliegen sein werde, hat es sich dennoch gelohnt. Sie wissen dann etwas von Jesus, ehe sie sterben. Und sie sterben alle sehr früh, diese Jungen ...“ Der Missionar ist dabei kein Phantast. Was ihn treibt, dort auszuhalten, ist Jesus, der Sekreuzigte.

Miss.-Dir. Möller.

Lied: Wach auf, du Geist der ersten ... GL 205 Kl. 458 Gf. 104 (216)

wieder aufgelebt. Verschiedene Richtungen und hohe Autoritäten haben erklärt, daß das große Gesetzsystem, das wir Natur nennen, kein Evangelium für den Menschen und keine prophetische Andeutung für ein solches enthält. Professor Huxley meint dasselbe, wenn er in seinen „Romanes“-Vorlesungen behauptet, daß die Natur ohne Moral sei, und daß die menschliche Ethik ein Bekämpfen ihrer Methoden sei. Die moderne Dichtkunst hat sie als grausam geschildert, „red in tooth and claw“, und es hat auch nicht an Religionslehrern gefehlt, die verkündigt haben, daß man, abgesehen von der direkten Offenbarung in Christo, nirgends im Weltall einen Gedanken von Gnade und Liebe finde und auch keinen Hinweis auf einen himmlischen Vater.

Es ist der Mühe wert zu prüfen, ob es sich so verhält. Wir lesen verschieden im Buch der Natur. Daß Christi Offenbarung der Hauptschlüssel zum Rätsel der Natur ist, das glauben wir alle fest und sicher. Ein Schlüssel aber, wenn er von Nutzen sein soll, setzt ein Schloß voraus, in das er paßt. Wenn die Natur nicht voller Gnade ist, so hat Christus falsch gelesen. Er fand überall in der Welt die Handschrift seines Vaters und lehrte sie uns kennen. Wir nehmen in vielem einen andern Standpunkt ein, als der deistische Tindal, aber sein Ausspruch „das Christentum ist so alt als die Schöpfung“ enthält doch einen wahren und richtigen Gedanken. Im großen und ganzen ist das Christentum ein Bekenntnis dessen, was in der Natur war, aber was zu entdecken dem Menschen nicht glückte. Wir bezeichnen die Natur als Femininum und das mit Recht. Denn sie ist voll von mütterlichem Element. Richard Hooker hat im 16. Jahrhundert schon eine freiere Auffassung als viele unserer modernen Theologen, wenn er am Schlusse des ersten Buches seiner großen Arbeit „Polity“ von dem Gesetze äußert: „Von dem Gesetze kann nichts sicherer ausgesagt werden, als daß es seinen Ursprung in Gottes Schoße hat, daß seine Stimme

ein Wiederklang der Weltharmonie ist; alle Dinge im Himmel und auf Erden huldigen ihm, die kleinsten, die seine Sorgfalt erfahren und die größten, die sich seiner Gewalt nicht entziehen können.“

Wir sagen: das Gesetz ist voller Gnade. Seine Wirkungen, seine Bedingungen, seine Versprechungen, seine Erfüllungen drücken überall das aus, was wir unter Evangelium verstehen. Ein Mensch will schwimmen oder radeln lernen. Sofort kommt er mit bestimmten Gesetzen in Berührung. Sie sagen ihm: „Glaube, gehorche, und es wird geschehen, wie du geglaubt hast.“ Ist unser Neuling nervös veranlagt, so bildet er sich ein, daß andere unter dem Einfluß der Gnade stehen, während er zu den Verworfenen gehöre. Die Gesetze, kraft deren ein Mensch sich auf der Oberfläche des Wassers oder im Gleichgewicht auf dem Rade halten kann, haben sicherlich — so denkt er in seiner Angst — ein Statut der Einschränkung, das ihn ausschließt. Laßt ihn abwarten und sehen. Er lernt schließlich, daß das Gesetz, anstatt zu verwerfen, zu begünstigen, zu beschränken, sagt: „Wer nur will“. Allen und jedem, Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen, Klugen und Törichten, Guten und Schlechten bietet das Gesetz ohne Ausnahme den ganzen Reichtum seiner Dienste an, vorausgesetzt freilich, daß man ihm glaubt und gehorcht.

Zugegeben sagt man; aber es gibt noch eine andere Seite der Sache. Wie ergeht es dem Menschen, der nicht gehorcht und nicht imstande ist, es zu lernen? Welches Evangelium liegt in der Unbarmherzigkeit der Natur, in ihrem Gesetz der Schwere, wenn es einen Menschen in der Tiefe des Abgrundes zerschmettert, oder wenn in der blinden Raserei des Sturmes die tobende See die Schiffbrüchigen im Anblick des Landes verschlingt? Gibt es hier eine verzeihende Milde in der Natur, eine Rettung aus den Ketten der eisernen Notwendigkeit? Sind unsere menschlichen Gesellschaften, unser Glaube, unsere

Hoffnung nicht eher ein Protest gegen die Natur, als eine Inspiration von ihr?

Keine Übereilung, und eins nach dem anderen! Die Natur hat gewiß ihre grausame und harte Seite; aber ist sie wirklich so grausam, wie sie oft geschildert wird? Expertis crede. Manche sind dem Tode durch Ertrinken oder Abstürzen nahe gewesen, ohne ihn wirklich erfahren zu haben — sie sind ihm so nahe gewesen, daß sie die unmittelbar vorhergehenden Gefühle schon erfahren haben, und sie fanden sie lange nicht so schlimm, wie Außerhalbstehende sie sich denken. Ein berühmter Alpinist hat seine Gefühle beschrieben, die er empfand, als er den festen Boden unter seinen Füßen verlor und von Felsen zu Felsen einen steilen Abhang hinunterstürzte. Er glaubte sicher umzukommen, aber der einzige Gedanke, der ihn beschäftigte, war die Berechnung, wie viele solcher Stöße er noch ertragen könne, ehe es mit ihm zu Ende ginge. Wir müssen auch bedenken, daß dergleichen Erfahrungen zu den großen Ausnahmen des Lebens gehören und schnell vorübergehen. Die „Todesminuten“ sind vorüber, ehe man Zeit findet, sich darüber zu quälen. Bei den Tieren, bei denen das Schlachten der Natur im großen Maße stattfindet, finden wir wenig Schmerzen und Qualen. Leiden und Tod sind ein Teil des Offenbarungssystems als auch der reinen und einfachen Natur. Wenn ihm etwas Hassenswertes anhängt, so muß das ebensogut wie das andere ertragen werden.

Die Natur aber, sagt man, unterscheidet sich vom Evangelium durch ihre Unversöhnlichkeitslehre. Wir wissen nicht, wie diese Auffassung möglich ist. Vielmehr möchten wir behaupten, daß die Natur königlich vergibt, siebenzig mal sieben mal. Nichts ist erstaunlicher, als die Art, wie sie die Bösen erträgt. Generationen Menschen verletzen beständig ihre Gesetze und leben doch weiter. Sie hegt sie und erhält sie am Leben trotz all ihrer schrecklichen Ketzereien in Nahrung, Luft, Bewegung und tausend anderen Dingen. Sie zerbrechen

einander die Knochen und vergießen des anderen Blut. Sofort tritt die große Pflegerin ein, pflegt ihre Wunden mit vis medicatrix, bildet neue Gewebe, verbindet mit geschickter Hand was entzwei ist und läßt nicht nach, solange noch Möglichkeit zur Rettung da ist.

Die Menschen sprechen von den gräßlichen, unvermeidlichen Folgen der Erbllichkeit. Die Natur macht lange nicht soviel Wesens davon wie mancher moderne Professor. Gassenkinder, Erben von den Lastern vieler Generationen, die nach der herrschenden Lehre hoffnungslos an Körper und Seele verloren sein müßten, werden täglich in den Straßen Londons aufgelesen und in neue Verhältnisse gebracht, wodurch sie von einem sonst ererbten Ruin gerettet werden. Nach Kanada oder in eine andere Gegend verpflanzt, durch frische Luft und harte Arbeit werden sie frei von jenem Erbe und entwickeln sich zu gesunden Farmern und Bürgern. Das Vermögen des Menschen, sich aus einer scheinbar verzweifelten Lage aufzurichten, ist in der Tat ein Wunder und eine Lehre der Geschichte.

Wenn wir von den ersten Triumphen der Christenheit lesen, wie aus der unfassbaren Schlechtigkeit jener Zeit in Rom, Ephesus, Korinth der gottbegnadete Charakter hervorging, wie er in Pauli Briefen oder in den Episteln des Diognetus beschrieben ist, so erscheint uns dies alles als ein Wunder der Gnade. Der Sauerteig, sei er noch so gut, kann aus Steinen kein Brot machen. Die neue Kraft kann nicht wirken, wenn Empfänglichkeit beim Rohmaterial vorhanden ist. Die Menschen wurden Christi Nachfolger, weil ihnen die Fähigkeit dazu vorher gegeben war. Die größten geistigen Siege der Welt sind zugleich Siege der Natur.

Jede andere Theorie ist, kurz gesagt, logisch undenkbar. Das Weltall kennt keinen Widerspruch zwischen den Gesetzen der Natur und der Gnade. Das eine wirkt durch das andere.

Die Menschheit, die die Ethik entwickelt hat — ja, die den Gottesbegriff entwickelte, nachdem sie ihn erst empfangen hatte — hat das alles getan und erreicht mit Hilfe der Natur und auf keine andere Weise. Von der gleichen Kraft, die die sichtbare Welt formte und erhält, die uns die Stürme des Winters und die Reize des Frühlings gibt; die aus den niedrigen Typen die menschliche Gestalt entwickelte; von dieser gleichen Kraft stammt auch das Geistige selbst und die Fähigkeit, es zu fassen. Die Offenbarung durch innere Betrachtung, durch Propheten, durch Christus, durch den heiligen Geist ist das Wirken einer Gottheit, die jedem sichtbaren und unsichtbaren Teil des Weltalls innewohnt. Die Gesetze des Weltalls sind überall unveränderlich zuverlässig und gut, aus dem einfachen Grunde, weil sie wie Gott selbst sind, ein Ausdruck seines Wesens.



XIX. Betrachtung.

DIE FURCHT IN
DER RELIGION.

Es wird oft über die Frage gestritten, ob die auf unseren heutigen Kanzeln so selten vorkommende Appellation an die Furcht der Menschen, die für die frühere Verkündigung des Evangeliums so charakteristisch war, dazu beigetragen hat, die Macht der Geistlichkeit über die Seelen zu vermindern. Die jetzige Generation hat die Behandlung dieser Frage von neuem aufgenommen. Die Roheiten und Irrtümer, die nach den früheren Vorstellungen mit Gericht und Strafe verbunden waren, riefen eine Reaktion hervor, während welcher man geneigt war,

sich dieses Thema ganz fern zu halten. Eine solche Stellung kann aber auf die Dauer nicht beibehalten werden. Die Kirche, als Verwalterin der geistlichen Interessen der Menschen, kann sich nicht mit zwei verschiedenen Meinungen befassen, und noch weniger kann sie ohne jede Meinung sein. Es ist auch kein Grund zu solcher Stellung vorhanden. Das christliche Bewusstsein in seiner fortschreitenden Entwicklung hat sich so bestimmte Ansichten von Gott, der Seele und der Welt erworben, daß es sie mit voller Klarheit aussprechen kann. Ein heutiger Seelsorger, mit offenem Auge für die geistige Neugeburt, die rund um ihn her vorgeht, muß ohne die geringste Schwierigkeit und ohne Zweifel bestimmen können, welche Stellung die Furcht als eine religiöse Triebkraft einnimmt. Bei dem Versuch, diese Stellung zu bestimmen, müssen wir einen Blick auf die Vergangenheit werfen. Des Menschen frühestes religiöses Empfinden enthielt ohne Zweifel ein großes Element der Furcht. Timor fecit Deos, „Furcht hat die Götter geschaffen“, sagt Statius, und diese Behauptung enthält Wahrheit. Das Gefühl, sich in den Händen von gewaltigen, unbekanntem Mächten zu befinden, die plötzlich feindlich gesinnt werden konnten, das war für den Wilden der Antrieb zum Gebet und zum Opfer. Das Leuchten des Blitzes, das Rollen des Donners waren ihm sichere Beweise für den Zorn der himmlischen Mächte. In der Religion kam die Furcht zuerst und die Liebe zuletzt. Überall in der alten Zeit wie bei den primitiven Rassen, die noch heute auf diesem Standpunkte stehen, scheint das Gefühl vorherrschend, daß das Geschick des Menschen eher in den Händen feindlicher als guter Mächte läge, und ihr angelegentlichstes Tun war, sie zu besänftigen oder sich vor ihnen zu schützen. Die heutigen Dayaken nehmen nach überstandener Krankheit einen anderen Namen an, damit der Dämon, der ihnen die Krankheit schickte, sie nicht wiedererkenne und seine Verfolgung nicht fortsetzen könne. Die moderne Anthropologie enthält viele ähnliche

Schilderungen. Die spätere heidnische Philosophie, sowohl der Griechen wie der Römer, erlangte ihre höchste Vollendung, indem sie den Menschen von dieser Furcht befreite. Lucianus machte sie zum Gegenstand des Scherzes; in einer der bekanntesten Zeilen der römischen Literatur wird „der glücklichste Mensch“ beschrieben als der, „der alle Furcht und das unerbittliche Schicksal unter die Füße tritt“.

Aber das Element der Furcht, das die klassische Philosophie zu verbannen suchte, kam durch das Christentum wieder in die Welt. Das Neue Testament schlägt ohne Zögern diese Saite an. Was es damit beabsichtigte, wollen wir später behandeln. Niemals litt die ursprüngliche kirchliche Auffassung mehr unter diesem „sekundären Christentum“, um Harnacks Ausdruck zu gebrauchen, welches das Christentum mit dem alten Heidentum unter einem neuen Namen überschwemmte, als unter der späteren kirchlichen Anwendung des Begriffes Furcht. Jahrhundertlang herrschte die Auffassung, daß die geistige Macht dämonisch sei. Gott sowohl wie der Satan wurden als Dämonen angesehen. Gott wurde hingestellt, als sei er imstande, kleinen Kindern und machtlosen Wesen endlose physische Qualen aufzuerlegen und den Teufel und seine Engel als Werkzeug dazu zu gebrauchen. Man kann es als ein gesundes Zeichen normalen Sinnes ansehen, daß das Volk im Herzen niemals an diese Schrecken glaubte. Wer die mittelalterlichen, mysteriösen Schauspiele liest, in denen die traditionelle Hölle mit ihren Teufeln zum Gegenstand des rohesten Scherzes gemacht wurde, der muß fühlen, daß in Wirklichkeit nichts darin lag, das die Sinne erschrecken oder zügeln konnte. Und diese Empörung wuchs beständig. Rabelais, einer der Repräsentanten der Renaissance, behandelt die Hölle ganz in Lucians Weise. Die Lehren der Geschichte müßten genügen. Sie zeigt uns, daß alle Appellation an die Furcht in dieser Form, sei es unter heidnischem oder christlichem Namen, nur zu Cynismus und Unglauben führt.

Abgesehen von der Geschichte hat auch das christliche Bewußtsein, wo es Freiheit erhält, die mittelalterliche Auffassung von der Hölle und der damit erweckten Furcht unmöglich gemacht. Was sie verbietet, ist die neutestamentliche Gottesidee. Das höchste Evangelium, das den Menschen darin verkündigt wird, ist: Gott ist die Liebe. Ist Gott aber irgendwo die Liebe, so ist er überall die Liebe, sowohl an dem Orte, den wir mit Hölle bezeichnen, als an dem Orte, den wir Himmel nennen; ebensogut im Augenblick vor dem Tode als nach dem Tode des Menschen. Es ist ebenso unmöglich sich vorzustellen, daß die Vorsehung, die den Menschen bisher gehegt hat, sobald er den letzten Seufzer getan hat, sich plötzlich in seinen Plagegeist verwandelt, mit satanischen Engeln als dienstbaren Geistern; wie es vernunftwidrig ist zu denken, daß eine Mutter aufhört, Mutter zu sein, und sich in eine Mörderin verwandelt, sobald das Kind schläft. Das Menschenherz, das Schleiermacher den wahren Theologen nennt, kann solche Schlüsse nicht zugeben.

Wie aber verhält sich das Neue Testament zur Furcht? Ist das Buch nicht voller Warnungen? Gehört die Hölle nicht zu seinem Inhaltsverzeichnis? Hat die Kirche und haben die Geistlichen, die am meisten auf diesem Teil der Kirchenlehre bestehen, nicht den meisten Erfolg? Wenn wir diese Fragen bejahend beantworten, wozu wir uns gezwungen sehen, wie ist es dann möglich, eine solche Ansicht mit der vorhin aufgestellten zu versöhnen? Es ist gut, wenn solche Fragen gestellt werden, denn dadurch wird es uns unmöglich gemacht, gleichgültig oder negativ zu bleiben. Sie zwingen uns dazu, eine Lösung zu suchen.

Und wir brauchen nicht weit nach einer Lösung zu suchen. Die christliche Appellation an die Furcht findet ihre Erklärung nicht in der vermeintlichen Rachsucht Gottes, sondern in den erstaunlichen Möglichkeiten der Menschenseele, gut oder böse zu sein. Was die Wissenschaft erst so spät einsehen lernte,

haben uns schon Jahrhunderte hindurch die Blätter des Neuen Testaments offenbart — nämlich, daß der Mensch seinem Wesen nach Geist ist, daß er einer unsichtbaren Welt angehört, und daß er darin eine Rolle spielt, die unendlich wichtige Folgen in sich schließt. Die beständig wiederkehrende Warnung des Evangeliums ist die, daß der Mensch selbst sein eigenes Ich entweder vervollkommnet oder entstellt; daß es ein unendlich wunderbares Ich ist, das er vervollkommnet oder entstellt; und daß dieser Prozeß gerade jetzt vor sich geht. Himmel und Hölle sind sicherlich hierin einbegriffen, wie auch der alte persische Dichter sagt:

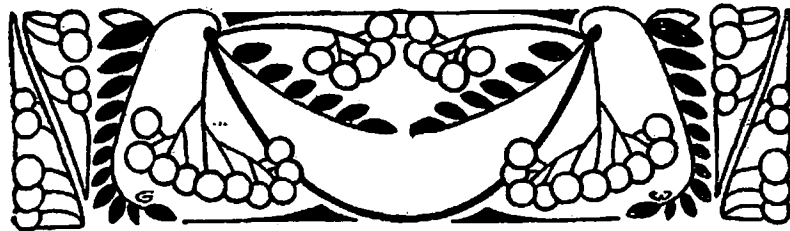
„Siehe, ich bin beides, Himmel und Hölle.“

Das eine ist der uns bescherte geistige Zenith, das andere unser Nadir. Heute zimmern wir das Gebäude, das wir hinfort bewohnen werden. Die tiefsinnigen Betrachtungen Ulricis in „Leib und Seele“ stimmen an Geist und Inhalt mit der modernen Wissenschaft und dem ursprünglichen Christentum überein; er stellt darin die aus unserem täglichen Leben hervorgehenden Gedanken, Willensäußerungen und Handlungen als das Material dar, aus dem unser zukünftiger, geistiger Körper gebildet wird. Hier liegt wahrlich der Grund zu der dringendsten und zwingendsten Appellation des einen Menschen an den anderen, der Grund zu der größten Angst und Furcht, daß unsere Torheiten diese Möglichkeiten ausschließen können, daß wir unsern Kurs in Blindheit ins Dunkel richten anstatt zum himmlischen Lichte, nieder zum Tode anstatt zu immer volleren, reicheren Leben!

Zu diesem Element christlicher Furcht kommt die Angst, gegen Gott zu sündigen. Wir dürfen wohl hoffen, daß wir jetzt der theologischen Klauberei entwachsen sind, die annahm, daß jedes Menschen Sünde, als gegen ein unendliches Wesen begangen, unendlich sei und unendliche Strafe verlange. Bei dieser Schlußfolgerung wurde vergessen, daß ein unendlicher Gott auch eine unendliche Fähigkeit habe zu verzeihen. Die

Theologen haben hierin die Unendlichkeit falsch aufgefaßt. Solche Gedanken beschweren keineswegs ein aufgeklärtes Gewissen unserer Zeit, sondern Gedanken an die durch die Sünde gekränkte Liebe und an die durch die Sünde getrübt innere Gemeinschaft mit dem Heiligen. Wir können den Gedanken nicht ertragen, dieses Herz durch Undankbarkeit zu verwunden und das Antlitz sich in Trauer über unsere Pflichtvergessenheit abwenden zu sehen.

Solche Furcht wird auf unser ganzes Betragen gegen andere wirken. Überall um uns her sehen wir geistige Geschicke in ihrem Werden, Seelen auf dem Wege nach oben oder nach unten. Solche Überzeugung macht es uns unmöglich, uns gleichgültig gegeneinander zu verhalten. Eher bewirkt die christliche Furcht eine göttliche Unruhe für ihre Wohlfahrt in uns, die uns ermahnt, unser Leben so einzurichten, daß wir ihnen eine Hülfe und kein Hindernis sind. Auf diese Weise wird die Furcht, die, wie wir gesehen haben, in die religiösen Begriffe als das erste und niedrigste Element eingetreten ist, durch die Liebe zum letzten und höchsten verwandelt — zur wahren Gottesfurcht.



XX. Betrachtung.

DES LEBENS HEILENDE KRÄFTE.

In dem Glaubensbekenntnis der Erfahrung, das sich die Menschen mittleren Alters gewöhnlich selbst gemacht haben, ist der vornehmste Artikel die feste Überzeugung einer in jeder

Phase des Weltlebens verborgenen, großen, heilenden Kraft, die man in jedem vorkommenden Falle anwenden kann. Vielen, die das klimakterische Jahr erreicht haben oder noch darüber hinaus gekommen sind, ist der Gedanke, daß wir noch leben, eine Quelle beständigen Erstaunens und das Bewußtsein, daß wir glücklich sind, noch wunderbarer. Männer und Frauen, die am meisten durchgemacht haben, haben auch die wunderbare Heilkraft der Natur am meisten empfunden. Wenn wir von schweren Krankheiten heimgesucht und doch wieder gesund wurden; wenn die Pflugschar des Geschicks eine liebe Hoffnung nach der anderen durchfurchte, ohne daß wir auch nur im geringsten schlechter geworden sind; wenn unsere Liebe durch schmerzliche Verluste hart geprüft wurde, und wir uns von dem Schlage mit unverminderter Liebe und Freude erheben, dann werden wir uns ganz anders als ein Neuling oder ein flüchtiger Betrachter der vis medicatrix naturae bewußt, eines großen Systems heilender Kräfte, das sich auf alle Dinge erstreckt, und diese Entdeckung wird dann zu unserem liebsten, lehrreichsten Studium.

Abgesehen von der spekulativen Seite, zu der wir gleich kommen, ist der Stoff schon an und für sich von großem Interesse. Gibt es auf der ganzen Welt etwas so Zartes, etwas so Mütterliches wie die Liebe und Sorgfalt, mit der uns die Natur, wenn wir krank und überanstrengt waren, die Kräfte wiedergibt? Eine dauerhafte Gesundheit ist sehr schön; es gibt aber ein inneres Glück, das sie nicht kennt. Das ist das Glück, das ein nervös angelegter Mensch erfährt, wenn er zu der großen Wundertäterin Natur flieht, um bei ihr seine Gesundheit wiederzufinden; wenn er die frischen Winde des Meeres und des Berglandes empfindet, wenn er fühlt, wie jeder Atemzug, den er tut, jedes Fleckchen blauen Himmels, jedes Stück Landschaft, auf dem sein Auge ruht, jede Minute der herrlichen Erholungszeit ihn erfrischt. Dann erkennt er, daß dies alles ein Teil des großen Wohltätigkeitssystems ist, das an der

Wiederherstellung unserer Gesundheit arbeitet. Man kann auch von der Chirurgie der Natur reden. Sie sammelt sofort alle ihre Kräfte, wenn der körperliche Organismus durch einen Schwertstreich oder eine Schußwunde erschüttert ist; sie greift ein, um das Blut zu stillen, neue Gewebe zu bilden, schädliche Stoffe auszuschleiden und eine gesunde Körpersubstanz aufzubauen und das alles auf eine wunderbare, musterhafte Weise. Ebenso schön ist die Art, wie sie die Wunden des Gemüts und des Herzens behandelt. Wenn wir uns in unserem Kummer nicht trösten lassen wollen und alle Freude wie eine verbotene Frucht von uns weisen, dann wartet sie geduldig, bis wir wieder lächeln können. Turgenjeffs Worte über den Unterschied zwischen Jugend und Alter — daß „die Jugend vergoldete Honigkuchen essen will und sie für tägliches Brot hält; daß aber eine Zeit kommt, in der es an trockenem Brote gebricht,“ sind eine Übertreibung, die das Verderben der Antithese ist. Die Natur ist gütiger. Das spätere Leben gibt uns mehr wie trockenes Brot. Die Menschen mittleren Alters haben im allgemeinen soviel Wunden an Körper und Seele erhalten, daß sie zwölfmal daran hätten sterben können; aber sie leben noch und freuen sich; sie haben den heilenden Balsam für ihre Wunden gefunden.

Wir können jetzt von der Sache etwas abschweifen und vorsichtig ein paar spekulative Gesichtspunkte berühren, wozu uns der Stoff direkt auffordert. Wir fragen zuerst: Wie weit erstrecken sich diese heilenden Kräfte? Gibt es auf materiellem und spirituellem Gebiete etwas Unheilbares? Einer der ansprechendsten Züge in Butler's „Analogy“ ist seine Auffassung von der Lehre der Natur über das Unheilbare. Die Vergehen des Körpers und des Geistes gegen die Gesetze der Natur können bis zu einem gewissen Grade verziehen und ihre bösen Wirkungen abgewandt werden; überschreiten sie aber diesen Grad, so ist die Strafe vollständiger Ruin. Dies bewahrheitet sich, sagt er, beim physischen Körper, wo das

Urteil Tod lautet und bei Gemeinschaften und Nationen, wo das Urteil schließliche Vernichtung ist. Und vergleichsweise fügt er hinzu: was von diesem Leben gilt, gilt auch vom zukünftigen.

Wir bezweifeln, daß Butler, wenn er in unseren Tagen gelebt hätte, dieses sonderbare Argument aufzustellen bereit gewesen wäre. Er würde den Umstand in Betracht gezogen haben, an den uns die moderne Wissenschaft und die moderne Philosophie der Geschichte beständig erinnert — daß das letzte Gericht, auf das er soviel Wert legt, schließlich kein Abschluß ist; daß die Zerstörung bei näherer Betrachtung nicht so sehr eine Zerstörung wie eine Heilung ist. In den „Tagen des Gerichts“ der Nationen haben wenige den Eindruck einer solchen Hoffnungslosigkeit gemacht, wie der Verfall des jüdischen Staates unter Nebukadnezar und seine spätere noch vollständigere Zerstörung durch die Römer unter Titus. Jetzt verstehen wir, daß die Juden dem Verfall ihres Staates ihren höchsten Gottesbegriff und ihre bedeutendste Literatur, kurz ihr geistiges Selbst verdanken, und sehen in der letztgenannten Katastrophe mit der darauffolgenden Zerstreuung des Volkes über die ganze Erde den Grund für den großen, weltumfassenden, jüdischen Einfluß der Jetztzeit. Die Zerstörung war in der Tat ein Heilmittel. Als Augustinus seine Schrift „De Civitate Dei“ verfaßte, warfen die drohenden Überfälle der Vandalen schon ihre Schatten auf sein geliebtes Nordafrika, und der römische Staat verfiel hoffnungslos. Es war natürlich, daß er sowohl wie die anderen christlichen Denker seiner Zeit hierin das Endgericht der Weltmächte sahen, die kommende Katastrophe, bei der alles außer der katholischen Kirche umkommen mußte. Wir, die wir jenseits der Ereignisse stehen, beurteilen sie anders. Das alte Rom fiel, das ist wahr, aber es fiel, um sich zu erheben — zu erheben in vielen neuen, lebenskräftigen Gemeinden, die in ihren Gesetzen, ihren Einrichtungen und in ihrem Geiste

Erben dessen wurden, was fähig war, den Fall zu überleben. Roms „Tag des Gerichts“ war weder ein Ruin noch ein Ende. Er war ein Heilmittel.

Können wir nicht dasselbe auch von dem Tode sagen? Physisch genommen, rettet sich die Natur auf diese Weise aus einer unmöglichen Situation. Er ist ein Akt ihrer heroischen Chirurgie. Wenn die Macht der Krankheit sich für ihre gewöhnliche Heilmethode unempfindlich gezeigt hat, so löst sie auf diese Weise ein unerträgliches Verhältnis. Nichts ist zerstört worden. Eingetroffen ist nur, daß die Anordnung gewisser Partikeln um ein hoffnungslos geschwächtes Zentrum aufgehoben wurde, damit die Partikeln frei wurden und eine neue, gesündere Gruppierung eingehen konnten. Und selbst bei diesem härtesten Prozeß der Natur ist es schön zu beobachten, mit welcher Zartheit sie vorgeht. In einem neuen deutschen Werke „Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode“, das schon elf Auflagen erlebt hat, gibt der Verfasser Professor Hornemann eine wissenschaftliche Analyse über die Erfahrungen der Sterbenden. Er erklärt, daß die Todesangst für die Umgebenden schlimmer ist als für den Sterbenden selbst, daß das Gefühl der Angst vor dem Tode, das viele ihr Leben lang verfolgt, fast ausnahmslos verschwindet, sobald der Tod sich wirklich naht; daß sogar — nach dem, was Personen bezeugen, die vom Rande des Grabes zurückgebracht wurden — ein Gefühl des Friedens und der Ruhe die gewöhnliche Erfahrung der Todesstunde sei. Von Anfang bis zu Ende und selbst durch das, was wir das „Ende“ nennen, tritt die Natur als heilende Kraft auf.

Nun wir so weit gekommen sind, müssen wir auch weiter gehen. Wir stehen jetzt vor der Frage: „Welche Bedeutung hat das Gesagte für geistige Krankheiten und besonders für die Lehre von Sünde, Erlösung und zukünftigem Leben? Zuerst müssen wir daran denken, daß das Christentum die geistige Geschichte des Menschen als eine vollständig

pathologische Entwicklungsgeschichte ansieht. Es betrachtet den Menschen als moralisch verdorben. Es fängt mit der Lehre vom Sündenfall an. Wir erinnern uns, daß die Wissenschaft in den sechziger Jahren mit der Religion über diesen Punkt stritt und erklärte, daß die Evolution kein Fallen, sondern eine beständige Erhebung kenne. Sie vergaß, woran sie nachher gedacht hat, daß es etwas wie ein Fallen aufwärts geben könne, ein Fallen als Teil einer fortschreitenden Erhebung. Und wirklich, wenn wir uns Pascals berühmter Analogie anschließen und das ganze Menschengeschlecht als ein einziges menschliches Wesen ansehen, das beständig wächst und lernt, so sehen wir ein, daß ein solches Ereignis genau das ist, was zu erwarten war. Zu der Geschichte eines jeden Kindes gehört ein moralisches Fallen als ein Teil des inneren Entwicklungsprozesses. Indem sein Leben auf rein animalischem Boden mit physischen Instinkten anstatt mit moralischen Begriffen beginnt, entwickelt sich nach und nach bei ihm das moralische Bewußtsein und mit diesem die Fähigkeit zu sündigen. Dieses erste geistige Fehlen ist so zugleich ein Erheben und ein Fallen.

Dieser Gedankengang führt uns weiter als nur zur Versöhnung zwischen physischer Wissenschaft und christlicher Theologie, obgleich das auch etwas ist. Bei denen, die sich vollständig in diesen Gedankengang versetzen, wird er eine große Wirkung auf ihre theologische Auffassung selbst haben. Er wird z. B. die ganze Auffassung vom Bösen beeinflussen, sowohl nach seinem Wesen wie nach seinen schließlichen Wirkungen. Solange wir nicht über das Böse dogmatisieren oder nicht den Anspruch machen, es völlig zu verstehen, so lange wir einerseits dem neoplatonischen Optimismus ausweichen, der das Böse als nicht vorhanden, als eine notwendige Niederlage des Guten, einen Schatten des Lichtes betrachtet, „die Vergänglichkeit hängt vielen im Gegensatz zu dem einen an“; und so lange wir andererseits dem orthodoxen oder

heterodoxen Pessimismus ausweichen, der das Böse zu einem hoffnungslosen Dunkel macht, das für immer das Weltall beschatten muß, treffen wir auf dieser Untersuchungslinie wenigstens auf einige Strahlen Licht. Wenn wir in der physischen Welt einem Krankheitssystem begegnen, das von einem entsprechenden allgegenwärtigen Systeme heilender Kräfte in Schach gehalten wird, und diese sorgfältig begrenzte Tätigkeit als moralischer Erzieher des Geschlechts gebraucht wird, dann liegt die Frage nahe, ob sich nicht Ähnliches von der geistigen Lebenssphäre des Menschen aussagen läßt. Ohne in das „peccando promeremur“ der ältesten christlichen Denker einstimmen zu können, dürfen wir wenigstens mit Paulus an ein Überwiegen der „Gnade über die Sünde“ glauben; glauben, daß selbst die Aktion und Reaktion in dieser Sphäre des Bösen und seines Heilmittels ein großes Resultat hervorbringen wird, was in anderem Falle undenkbar wäre, das wir aber noch nicht bestimmen können.

Wir haben hier nur das Äußerste eines unendlich reichen Stoffes berührt. Wir sind nicht auf die Faktoren des Systems der geistigen Heilkräfte eingegangen; auf das Kreuz, das sein Mittelpunkt ist; auf das stellvertretende Leiden, das sein Grundsatz ist; auf die Myriaden menschlicher Dienste, durch die dieser Grundsatz befolgt wird. Es mag genug sein, daß wir die Tatsache betont haben, daß menschliche Krankheit an Körper und Seele keinen Grund zur Verzweiflung, sondern zur Hoffnung gibt. Es ist doch etwas Gutes, wenn wir glauben können, daß das Böse in der Welt nicht unheilbar ist; daß es Heilmittel für unsere Krankheit gibt; daß selbst in diesen Krankheiten ein guter Zweck verborgen liegt.



XXI. Betrachtung.

UNSERE MORALISCHE VERÄNDERLICHKEIT.

Eine der wichtigsten Fragen, die sich auf den Charakter des Menschen beziehen, ist, wie weit dieser der Veränderung unterworfen ist. Wir wollen nicht nur wissen, wie er heute ist, sondern auch, wie er morgen sein kann. Er bleibt nie auf demselben Standpunkte stehen, sondern geht auf der Leiter der Moral von Sprosse zu Sprosse. Diese Bewegung geschieht in gewissen Grenzen. Um einen Menschen richtig beurteilen zu können, ist es nötig, daß wir diese Grenzen genau kennen und den Mittelpunkt zwischen dem Besten und Bösesten treffen können. Bei genauerer Betrachtung finden wir eine Bewegung des Menschen in diesen Grenzen und eine Bewegung dieser Grenzen selbst. Und hier bemerken wir etwas Eigentümliches. Bei der menschlichen Entwicklung begegnen sich Extreme. Die Punkte der geringsten Veränderung befinden sich am Fuße und auf der Spitze der Leiter. Der unwissendste Wilde und der entwickeltste Charakter sind sich gleich, wenn sie das Minimum der moralischen Veränderlichkeit darstellen. Auf dem dazwischen liegenden Gebiet finden wir das Maximum der Bewegungen. Die Handlungsweisen des Heiligen wie des Barbaren sind unter gewissen Bedingungen berechenbar. Die Männer und Frauen, die sich zwischen diesen Punkten befinden, also wir selbst, sind die schwerbegreifliche, um nicht zu sagen, die unberechenbare Menge.

Es ist schwierig, sich über einen Charakter äußern zu können, sogar über unsern eigenen, ehe er gewisse Prüfungen durchgemacht hat. Unsere Wanderung durchs Leben ist ein Fortschreiten von einem Erstaunen zum anderen über die selt-

samen Launen unseres eigenen Ichs während der stets wechselnden Verhältnisse, wie sie Zeit und Welt mit sich bringen. Die Geschicklichkeit, die sich so vortrefflich beim Segeln auf dem Flusse bewährte, zeigt sich ganz anders, wenn die Wogen des Meeres gegen das Steuer schlagen oder der Sturm im Takelwerk pfeift. Um ein Beispiel zu nennen, das wir alle erfahren haben: wie kann nicht eine Reise den Menschen verändern! Die alte Beschuldigung, daß die Anglo-Indier ihr Christentum am Kap zurückließen und es auf der Heimreise wieder mitnahmen, kann man nicht länger mehr aufrecht erhalten. Wissen wir aber genau, wie sich unser gesetzter Kirchenvorsteher vom Lande während eines vierzehntägigen Aufenthaltes in Paris betragen wird? Der Pariser selbst behauptet, daß das Betragen seiner Bürger keine Ursache zu dem Vorwurf des ausschweifenden Lebens gäbe, der gegen seine Stadt vorgebracht wird, sondern das Leben der Fremden, die sich allen möglichen Ausschweifungen hingeben und dann zu Hause die Unmoralität der Pariser streng verurteilen. Sicher ist, daß die Veränderung des Horizonts, das Fehlen des heimatlichen Leitsterns und der Atmosphäre der Zurückhaltung eine Prüfung ist, die sicherlich die schlechten Stellen eines Menschen findet, wenn er solche hat.

Unendlich große moralische Veränderungen können auch eintreten, ohne daß man sich fortbegibt. Es gibt solche, die nur durch den Lauf der Zeit entstehen. Im Laufe von wenigen Jahren kann ein heranwachsender Knabe oder ein Mädchen sein früheres Wesen ablegen und einen neuen Menschen anziehen. Robert Louis Stevenson erzählt uns, wie er zu diesem Zeitpunkt auf eine für ihn selbst unbekannt Weise von einem eingewurzelten Verächter harter Arbeit zu einem geduldrigen Arbeiter wurde, der sich aus allen Kräften bestrebt, das Beste aus sich zu machen. Er kam vorwärts wie ein gutes Schiff. Und er fügt hinzu: „Es muß ein guter Lotse am Ruder gestanden haben.“ Alle sind darüber einig, daß sich in zuneh-

mendem Alter das sittliche Leben ändert; in welcher Art und in welchem Grade, das sind Fragen, über welche die Meinungen geteilt sind. Ein Mediziner erklärte vor einiger Zeit, daß die moralischen Begriffe mit den Jahren abnähmen. Montaigne versichert auch, daß „das Alter der Seele mehr Runzeln aufdrücke als dem Gesicht“; und daß es sich durch eine „lächerliche Jagd nach Reichtümern, deren Gebrauch es verwirkt hat, und auch durch zunehmenden Neid, Ungerechtigkeit und Bosheit auszeichnet“. Fontenelle dagegen betrachtet das Alter als eine Periode, in der „unsere Leidenschaften sich beruhigt haben, unsere Pflichten erfüllt sind, und unser Ehrgeiz gestillt ist.“ Wie es auch sei, das Alter ist der Tag des Gerichts für die Jugendzeit, und das Mannesalter — die Hölle oder der Himmel, die sie sich geschaffen hat.

Vielleicht liegt die bedeutendste Möglichkeit moralischer Veränderung im Guten und Bösen im menschlichen Zusammenleben. Die Berührung mit einer anderen Seele kann von großem Einfluß sein, nicht nur dadurch, daß sie sich uns selbst offenbart, sondern auch, daß sie sozusagen ein neues Ich in uns schafft. Es sieht aus, als gäbe es eine Art geistige Chemie, wodurch zwei miteinander verbundene Elemente ein neues hervorbringen, ein moralisches Verhältnis, das vorher noch nicht da war. Dieses Vermögen des Charakters, sich mit einem anderen zu vereinigen oder in einem anderen aufzugehen, wird von Montaigne, um ihn noch einmal anzuführen, wunderschön geschildert. Von seiner Freundschaft mit La Boétie versichert er: „Sie umfaßte meinen ganzen Willen und ließ ihn in dem seinigen untertauchen und aufgehen, und ebenso umfaßte sie seinen Willen und ließ ihn in dem meinigen untertauchen und aufgehen, mit gleicher gegenseitiger Heftigkeit und gleichem Wetteifer.“ Die schönsten Beispiele sind die, in denen ein vernachlässigter und demoralisierter Charakter mit einem geistig überlegenen in Berührung kommt, dessen geheimnisvoller Macht er sich fügen muß, und der sofort an-

fängt, ihn nach seinem Ebenbilde umzuschaffen. Das darin Einbegriffene und Dahinterliegende ist unsere göttlichste Garantie für die Vervollkommnung des Menschen.

Diese Veränderung durch Freundschaft hat auch ihre düsteren Seiten. Das Zusammentreffen einer stärkeren Natur mit einer schwächeren ist allzu oft die Vernichtung des moralischen Gleichgewichts der letzteren. Arthur Clough hat uns hierfür eine seiner feinsten Charakterstudien gegeben, wenn er in dem schönen Gedicht „The Bothie“ die besondere Gefahr ausmalt, die einem jungen Mädchen aus geringem Stande droht, wenn es von „einem Gentleman“ begehrt wird. Die Gefahr liegt darin, daß das Gefühl des Klassenunterschiedes dazu beiträgt, den moralischen Gesichtspunkt zu verwirren.

„Nicht dem Blendwerk der Reichen fällt schwer, sich zu fügen den Armen;

Sie glauben erhöht sich mit ihnen zu einer anderen Sphäre,

Wo alte Gesetze und Sitten gemildert, vergangen und nicht sind;

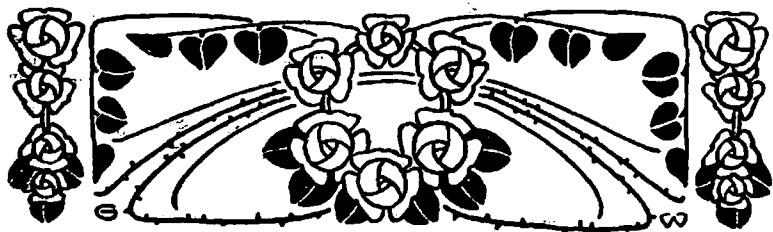
Unwissend müssen sie alles ertragen oder — sich fügen.“

Manche Temperamente haben mehr gegen moralische Schwankungen zu kämpfen als andere, und unter ihnen am meisten die künstlerischen oder poetischen. Wir sind nicht in der Lage, über die Verirrungen des Genies gerecht zu urteilen. Wir können die zuweilen vorkommenden moralischen Rückschläge Burns oder Heines nicht mit dem moralischen Gleichmut eines ruhigen Spießbürgers vergleichen. Nur die Kletterer laufen Gefahr abzustürzen. Müssen wir nicht aus diesem Grunde dem blendendsten aller Künstler und Schurken, Benvenuto Cellini, manches, vielleicht alles vergeben? Es war sicherlich keine Heuchelei, sondern teils die allgemeine Torheit seiner Zeit, teils sein eigenes Künstlerblut, die ihn beeinflussten, in dem einen Augenblick Paulus anzuführen und in beredten Worten über Gottes Himmel zu sprechen, und im nächsten

Augenblick einen Rivalen zu erdolchen und sich dieser Tat noch zu rühmen! Das Merkwürdigste dieser und einiger späteren Zeitperioden ist, daß die Menschen imstande waren, die haarsträubendsten Widersprüche zu begehen, ohne darin eine moralische Ungereimtheit zu sehen. Welche Beschreibung macht z. B. Horace Walpole von dem, was er in der königlichen Kapelle zu Versailles sah: „Da saß Mdme. du Barry, des Königs regierende Maitresse und ihr zur Seite die Schwester ihres Mannes. Auf der Tribüne darüber zeigte sich der liebeskranke, aber noch schöne König, umgeben von Prälaten.“ Dort schien Frömmigkeit, Pracht und roheste Sinnlichkeit vollkommen zueinander zu passen. Wir, Kinder dieser Zeit, sind gewiß nicht so, wie wir sein sollten, aber wir sind jedenfalls so weit vorgeschritten, daß wir für den Unterschied dieser Dinge nicht blind sind.

Aber auch bei den Besten von uns, die sich mit allen zu Gebote stehenden menschlichen und übermenschlichen Mitteln bemüht haben, die innere Vervollkommnung zu erreichen, bleibt doch noch das entmutigende Bewußtsein moralischer Veränderlichkeit. Eine schlaflose Nacht, eine überanstrengende geistige Arbeit kann uns in launenhafte Stimmung versetzen. Die eigentümlichsten Reaktionen treten ein. Wir hörten einmal einen bedeutenden Geistlichen äußern, er fühle sich am Montag Morgen wie ein richtiger Heide. Amiel wie auch Browning schildern das Kommen des Frühlings als den Erwecker aller heimlichen Wünsche. „Il fait tressaillir le moine dans l'ombre de son couvent, la vierge derrière les rideaux de sa chambrette.“ Ehrenwerte Menschen, auf deren Menschenliebe und Rechtschaffenheit wir vollständig bauen können, scheinen zuweilen in bezug auf ihre Laune von zwei verschiedenen Geistern besessen zu sein, deren plötzliches Kommen und Gehen ihre Gesichtszüge, den Ausdruck ihres Blickes und den Klang der Stimme vollständig verändern.

Das ist das Zeichen des wachsenden inneren Lebens, daß, wie unsere Kenntnisse an Umfang zunehmen, unsere Gefühlswelt und unsere Fähigkeiten sich erweitern, so auch unsere moralischen Schwankungen beständig abnehmen. Mehr und mehr werden die zentralen, steuernden Kräfte unseres Lebens ihr Regiment in uns ausbreiten. Äußere Umstände, welcher Art sie auch sein mögen, werden ihre Kraft verlieren, uns zu verwirren und uns aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die Menschen werden mit immer größerer Gewißheit erkennen, wo sie uns in der geistigen Welt zu suchen haben. Die einzige Bewegung, auf die sie bei uns rechnen können, ist eine Bewegung nach oben. Was in dieser Sphäre möglich ist, finden wir in kaum zu übertreffender Weise in des skeptischen Gibbon Lobrede auf den mystischen William Law, der einige Jahre in seinem Vaterhause zu Putney Lehrer war: „In unserer Familie hinterließ William Law die Erinnerung an einen Mann, der glaubte, was er lehrte und handelte, wie er lehrte.“



XXII. Betrachtung.

DAS VERJAGEN DER EINFÖRMIGKEIT.

Ich kenne die Geschichte eines Müßiggängers, der seine Zukunft als ein endloses Einerlei ansah, in dem ein Tag dem andern glich; morgens aufstehen, sich ankleiden, Mahlzeiten einnehmen und abends wieder zu Bette gehen. Der Gedanke an dieses Einerlei war ihm unerträglich, und er sah keinen anderen Weg zur Rettung, als sich selbst das Leben zu

nehmen. Wären wir in derselben Lage, so könnten wir mit seinen Gefühlen sympathisieren, wenn wir auch nicht zum Äußersten greifen würden. Im Gefängnis der Einförmigkeit eingesperrt zu sein, ist eine der schwersten menschlichen Bürden. Ein Mann bringt seinen Tag damit zu, ein Achtel einer Nadel zu machen oder lange Zahlenreihen zusammenzurechnen oder Kattun zu verkaufen. Währenddessen beschäftigt sich seine Frau mit unaufhörlichem Kochen, Fegen, Ordnen, und das wiederholt sich täglich. „Gäbe es nur einen Tag Ruhe, nur eine Gelegenheit zu reisen, nur etwas Abwechslung!“ Sie glauben fest — und darin teilen sie das fast allgemein herrschende Gefühl — daß man nur durch eine Veränderung dem Einerlei entfliehen kann.

Wie betrügerisch diese Illusion ist, zeigt sich jedem deutlich, der die Gelegenheit hat, seine Mitmenschen in den unendlich verschiedenen Verhältnissen zu beobachten. Die Reichtümer an und für sich sind kein Mittel, dem Einerlei zu entfliehen. Sie können uns zahlreiche Dinge erkaufen, aber das nicht. Es gibt viele reiche Leute, sie sind aber im allgemeinen viel weniger interessant als die armen. Ihr Geld kann ihnen Müßiggang erkaufen, den sie mit dem Vagabunden zu ungefähr demselben Zwecke teilen. Es kann ihnen die Befriedigung ihrer tierischen Gelüste mit dem dazu gehörigen luxuriösen Beiwerk verschaffen. Aber gewisse fatale Gesetze versperrern ihnen auf diesem Pfade den Weg zum Glück; das Gesetz der Gewohnheit raubt ihnen das Behagen der Neuheit, und die Gesetze von den Folgen der Ausschweifungen fordern spätere, gräßliche Strafen. Virtuosen in dieser Beziehung wie Tiberius und Sardanapal versprachen große Belohnung für ein neues Vergnügen. Aber ach, das neue Vergnügen war weder neu, noch unterhaltend. Verzehrt vom Durst nach Genüssen und mit einer Welt zu Füßen, die bereit ist, sie zufrieden zu stellen, sind sie zuletzt unfähig, dem ganzen verwickelten Apparat auch nur einen Tropfen der Befriedigung zu erpressen.

Menschen, die zu Hause bleiben müssen, bilden sich ein, wie wir vorhin schon sagten, daß ein sicheres Mittel, der Einförmigkeit zu entfliehen, eine Reise oder ein Wechsel der Umgebung sei. Wir brauchen nur mit einem „globe-trotter“ bekannt zu werden, um diese Illusion zu verlieren. Ach, er trägt die Langeweile überall mit sich herum! Ich traf in einem Schweizer Hotel einen britischen Touristen, der, als ein Ausflug geplant wurde, gleichgültig bemerkte: „Ich denke mir, es ist dort gerade so wie hier, eine Menge Berge oder so etwas Ähnliches.“ Die Alpen machten auf ihn keinen Eindruck. Ihm gefiel es am besten in Paris. Eine diesem Manne verwandte Seele brummte einmal auf dem Ägäischen Meere beim Anblick von Salamis und der Berge von Marathon in unser Ohr: „Ich kann mit dem besten Willen von der Welt nicht entdecken, was die Menschen Merkwürdiges an diesen Felsen und verfallenen Ruinen finden!“ Man trifft Amerikaner, die ihre ganze freie Zeit in einem Eisenbahnwagen zubringen und Europa und Asien durchsauen, einzig und allein in dem Bestreben, ihren Freunden und Bekannten in Philadelphia und Indianapolis bei ihrer Heimkehr Auskunft über diese oder jene Moschee geben zu können, die sie besucht, oder ein Bild, das sie gesehen haben, damit jene nicht triumphieren können, wenn sie etwas nicht gesehen haben. Kontraktlich rund um unsern Planeten geschickt zu werden, ist nach allem eine armselige, oberflächliche Beschäftigung, die nie einen Narren weise und einen Dummen klüger macht.

Nach allem, was wir bis jetzt gesehen haben, ist's nicht leicht, der Einförmigkeit zu entfliehen; nur seltenen Naturen scheint das möglich zu sein. Doch das wäre eine voreilige Schlußfolgerung. Die wichtigsten Faktoren haben wir noch garnicht berührt. Erstens scheint die Natur unser Leben hier nicht zu einem Bummel- leben bestimmt zu haben. Daß sie uns in ein solch bewunderungswertes Weltall und in so wunderbare Beziehung zu demselben stellte, ist in sich die Antwort auf eine solche Ver-

mutung. Wenn sie vor Millionen Jahren den neugeschaffenen Menschen auf eine andere Entwicklungsbahn leitete als die übrigen ersten Säugetiere und anfang, seine Gehirntätigkeit zu vergrößern, während die anderen ihre Muskelkraft entwickelten; wenn sie nach und nach den Menschen auf dieser neuen Bahn weiter führte, bis er in einem Körper, der demselben zoologischen Reiche angehört wie der Schimpanse, eine Seele entwickelte, die ein unendliches Arbeitsfeld und einen unendlichen Tummelplatz beanspruchte, so gab sie zu erkennen, daß hier ein Wesen war, dessen Erfahrungen und Schicksale sicherlich nicht gewöhnlicher Art sein würden. Und das dürfen wir nicht vergessen. Das Wissen; was gut und böse ist, das sie uns einprägt; unsere Heimsuchungen von Kummer und Schmerz; die Tatsache, daß wir nie einen Tag verleben können, ohne auf Widerstand oder ein Wirrwar von Möglichkeiten zu stoßen; und das Schlagendste von allem, daß sie einem jeden vom Weibe Geborenen als Schluß unserer jetzigen Lebensbahn das schreckliche Nahen des Todes in Aussicht stellt — das alles ist der bestimmteste, strengste Protest der Natur gegen die menschliche Trivialität.

Nach dieser einfachen Andeutung können wir unsere Aufmerksamkeit mit Nutzen darauf richten, wie wir, fast alle gekettet an beschränkte Arbeiten und Verhältnisse, am besten doch individuell, der Einförmigkeit entfliehen können. Das können wir nur auf eine und zwar auf innerliche Art. Die einzige Veränderung unserer Verhältnisse, die in Wahrheit wirksam ist, ist eine Veränderung unserer geistigen und moralischen Stellung zu ihr. Das Resultat von Madame Swetchines großer Lebenserfahrung ist: „Im Grunde hat das Leben keinen anderen Inhalt, als den wir selbst hineinlegen“; und Montaigne drückt in folgendem Lehrspruch seine noch größere Erfahrung aus: „Äußere Umstände erhalten Farbe und Geschmack von der inneren Gemütsverfassung.“ In demselben Verhältnis, wie wir in uns tiefer, geläuterter, klarblickender werden, erscheint

uns auch unsere Umgebung wunderbarer und dem Vulgären und Banalen immer ferner. Man braucht keine tausend Meilen weit zu reisen, um das Erhabene zu suchen. Eine sternklare Nacht ist weit erhabener als der Niagarafall. Samuel Drew, der Schuhmacher von Cornwall, konnte, ohne sein Handwerk aufzugeben, seine innere Tiefe so erforschen, daß er eine bewunderungswerte Arbeit über die Seele schrieb. Möchte doch ein jeder, dem sein kleiner Garten vor der eigenen Türe langweilig geworden ist, wenn er das nächste Mal wieder hinausgeht, ein Handbuch der Botanik mitnehmen, und das kleine, einfache Fleckchen wird sich in eine Welt von Wundern verwandeln. In demselben Augenblick, wo wir so handeln und uns klar machen, daß die ganze Frage der ersehnten Veränderung unserer Umgebung und unserer Verhältnisse nur eine Frage unseres eigenen Innern und was darin vorgeht ist, hat unsere Befreiung angefangen. Maeterlink schildert dies in seinem Werke „Weisheit und Geschick“, wenn er von Emilie Brontë sagt: Hier ist eine Frau, Tochter eines Landpfarrers, ohne Mittel noch Anregungen, die Reisen oder Gesellschaften gewähren, und die weder Liebhaber noch Mann noch eigene Familie besaß. Und doch finden wir in ihrem eigenen herrlichen Buche, daß sie alle diese Erfahrungen in ihrer eigenen Seele und in höchster Form selbst erlebte. Unser eigenes Innere ist, um es noch einmal zu wiederholen, unsere Welt.

Wir sind nicht alle schaffende Genies wie Emilie Brontë. Können wir auch nicht reden, so können wir wenigstens hören, und durch die große Literatur, die wir uns heutzutage fast umsonst verschaffen können, können wir zu jeder Stunde aus unserer ärmlichen Umgebung in die edelste Gesellschaft fliehen. Wenn Homer, Sokrates, Paulus und Shakespeare unserem Umgangskreise angehören, so können wir leichten Herzens einer Einladung zum nächsten Diner beim Lordmayor entsagen. Wir haben hier die Literatur angeführt, aber nicht, um dabei stehen zu bleiben, sondern weil sie uns

auf einen anderen Gedanken bringt. Die Macht, die ein gutes Buch auf uns ausübt, liegt, wie wir gleich finden werden, in der Macht der Persönlichkeit, die sich darin offenbart. Was uns anspricht, ist die lebendige Seele, mit der wir in Berührung kommen, und je mehr Seele darin ist, desto mehr spricht es uns an. Eine Abhandlung über Mechanik kann man aus dem einfachen Grunde nicht zur Literatur rechnen, weil dieses persönliche Element darin fehlt. Hier hilft uns die Literatur zum Verständnis der Religion. Das Lebensprinzip der Literatur, ihre befreiende Macht, liegt in dieser Berührung mit der Persönlichkeit. Sie verbindet uns mit den größten Geistern der Welt. Und weil uns die Religion die größte aller Persönlichkeiten offenbart, wird sie uns zum ewigen Befreier aus dem alltäglichen Einerlei. Der geringste Bauer, der seinen Gott kennt, tritt zugleich in die erwähltesten Kreise der Welt ein. Er kann hinfort weder für andere noch, was wichtiger ist, für sich selbst gewöhnlich oder unrein sein.

Es ist uns rätselhaft, wie ein so hoher und ernster Geist wie Comte leben und sterben konnte mit dem Glauben an eine Welt, die keine höhere Persönlichkeit hinter sich hatte. Die Todeskälte, die ein solches System über die Seele verbreitet — ein System, nach dem wir uns in einem Weltall von toten Dingen befinden — ein totes Universum, wie Richter sagt, mit geisterhaften, leeren Augenhöhlen, die uns von dort anstarren, wo sonst das Auge war — läßt uns im Gedanken daran erschauern. Einem Franzosen war es vorbehalten, dieses System mit einem einzigen Federstrich zu vernichten. „Das All,“ sagt Victor Hugo, „würde kein All sein, wenn es keine Persönlichkeit enthielte, und diese Persönlichkeit ist Gott.“

Die Religion, im Sinne eines beständig wachen Gottesbewußtseins, ist der höchste Befreier von der alltäglichen Einförmigkeit. „Sie ist,“ wie Joubert sagt, „die Poesie des Herzens,“ sie ist für jeden Menschen die offene Pforte zur

Unendlichkeit. Hier folgt als Zugabe eine Lehre für jeden Religionslehrer, wer er auch sein mag. Was seine Mitbürger von ihm fordern, und was im Grunde genommen sein Hauptraison d'être in der Welt ist, ist das Verjagen der Einförmigkeit für sich und seine Brüder. Und das kann er nicht durch Genie und Lehre allein, sondern durch Erweiterung und Reinigung seines inneren Lebens, durch ein Versenken seines inneren Lebens in Gott. Es liegt etwas unsagbar Ergreifendes in der Menschen Sehnsucht nach dem Göttlichen, in dem Eifer, mit dem sie jede Spur davon in dem Leben und der Rede ihres Lehrers wiedererkennen. Mit sicherem Instinkt scheiden sie die Wirklichkeit vom Schein.

„Bist du Bruder Franz von Assisi?“ fragte einst ein Landmann den Heiligen. „Ja.“ „Dann versuche, so gut zu sein, wie man von dir glaubt, denn viele setzen ein hohes Vertrauen in dich, und ich ermahne dich, sei nicht weniger, als das Volk von dir erwartet.“ Ja, wahrlich! So spricht das innerste Herz der Menschheit, und so spricht es heute noch. Die vornehmste Schuld gegen unsere Mitmenschen ist die Verpflichtung, gut zu sein, das beste und edelste Leben zu führen, das wir kennen. Eine kindliche, gottliebende Seele, die jeden Morgen ihr Leben neu beginnt, deren Geschichte ein unablässiges Streben nach Oben ist, das ist das Erfreueste und Herzerquickendste, was es gibt. In dem harten Cynismus der Welt lebt das Bewußtsein, daß ihr Hauptschatz, ihre seltenste Frucht, ihre kostbarste Perle das übernatürliche Leben der Heiligen ist. Wenn die Menschheit eine solche Pflanze in der Wüste sieht, dann schöpft sie neuen Mut zu ihrer Pilgerreise; sie weiß, daß sie nicht von Gott verlassen ist.



Die kommende, neutheologische Auffassung wird ihre Grundlage und ihr Material in der Region geistiger Gesetze suchen. Diese, im ganzen Weltall herrschenden Gesetze haben ihren Brennpunkt im Menschen und verwirklichen sich in ihm. Alle Offenbarungen, alle äußeren Tatsachen, die die Religionsgeschichte der Menschen ausmachen, haben hier ihren Ursprung und ihre Auslegung. Einige dieser Gesetze sind noch sehr dunkel, und nur die gründlichste Nachforschung macht sie uns verständlich. Hierzu gehört auch die Lehre von der geistigen Loslösung. Wie schwer ihre Spur zu erkennen ist, beweist uns die große Zahl derer, die bei dem Versuche, ihr zu folgen, den Weg verloren. Die indischen „devotees“, die sich freiwillig der Folter aussetzten oder ihre Familien verließen, um einsam und obdachlos im Walde zu leben, sind Typen dieser verirrtten Forscher. Aber ihre Verirrung weist auf etwas hin, das wir nicht nur bei diesen Frommen, sondern auch bei einem jeden unter uns finden, und das wir in Betracht ziehen müssen, wenn wir einen wirklichen Begriff von Geschichte und von uns selbst haben wollen.

Das Gesetz der Loslösung liegt dicht neben dem Gesetz der Gemeinschaft in der Religion. Sie wirken beide gleichmäßig auf die Bewegung der Seele, wie die zentrifugale und zentripetale Kraft gleiche Wirkung auf die Bewegung der Erde ausüben. Die Loslösung geschieht durch beständiges Ablenken des Geistes von dem, was ihn zuerst anzog, um Höheres und Weiteres zu erforschen. Wir finden eine Parallele für die geistige Bewegung in dem geistigen Fortschritt eines Menschen, der

auf dem Lande aufwuchs und später die Welt sah. In seinen früheren Jahren war sein Gesichtskreis auf die Pfarrei beschränkt, in der er geboren wurde. Er kannte keine andere Umgebung und hatte keine anderen Anschauungen. Er legte an alles den Maßstab seines Kirchspiels. „Er hielt das bäuerliche Geschwätz seines Fleckens für das Gemurmel der Welt“.

Aber die letzten Jahre, in denen er reiste und Beobachtungen machte, zerrissen das Band, das ihn an diese enge Welt knüpfte. Er fühlt sich als Teilhaber eines größeren Systems. Er hat einen neuen Maßstab, eine neue Auffassung von groß und klein. Dinge, die er früher nach seiner ländlichen Auffassung für unendlich groß und wichtig hielt, erscheinen ihm jetzt klein und unbedeutend. Es ist, wie wir sehen, eine große Veränderung mit ihm vorgegangen.

Aber dies ist, trotzdem es eine verhältnismäßig große Entwicklung darstellt, doch nur ein Anfang. Die ganze Weltkultur steht vor einer ebensolchen, nur größeren Entwicklung, wie die parochiale. Um eine wahre Weltkenntnis zu erlangen, muß man ausgedehnte Forschungen anstellen. Eine gebieterrische Notwendigkeit treibt den Menschen über die Region des Fleisches und der Sinne hinaus.

Alles in der Welt trägt, wie wir erfahren, den Stempel der Vergänglichkeit. Die Worte Heraclitus', daß wir nie einen Fluß zweimal überschreiten, weil das Wasser, das wir zuerst überschritten, schon zum Meere floß, ist eine Parabel für all unsere Beziehungen zu dem Sichtbaren. Während wir unsere Güter anschauen, zerfließen sie vor unseren Augen. Und könnten wir sie behalten, so wären sie uns nicht gut genug. Wir trinken das Wasser und werden wieder durstig. Jener große Weltschmerz, von dem wir in dem Leben Lacordaires lesen, der als junger, berühmter Advokat, dem alle huldigten, plötzlich die schreckliche Leere der Welt einsah, sie floh und in ein Kloster ging, ist uns allen bekannt. Horchten wir auf unsere innere Stimme, so würden wir einen Sehnsuchtschrei

nach Erlösung aus dem Gefängnis und nach einer wahren Heimat vernehmen. Wie der Seevogel auf dem Festlande einen Weg zum Ozean sucht, der sein Aufenthaltsort ist, so schreitet das Wahre in uns nach dem Unbegrenzten, dem Unsichtbaren, dem Unvergänglichen, als seiner einzig wahren Heimat.

Erst wenn wir bis zu diesem Punkt des Denkens und Empfindens gelangt sind, vermögen wir den wirklichen Zweck der Sendung Christi zu verstehen. Ihre Hauptlehre ist, daß Weltlichkeit ein stupider Provinzialismus ist. Nicht weil er schlecht, sondern weil er so ungemein begrenzt ist. Christus bringt uns die Botschaft einer größeren Welt, zu der er uns geradewegs führen will. Sein Vorschlag ist, daß wir schon hier auf diesen Ufern versuchen sollen, ein Leben zu führen wieenseits der Brücke.

Der parochiale Gesichtskreis begnügt sich mit den Freuden des Reichtums und der weltlichen Ehren. Christus erklärt dies als einen Zeitvertreib der Jugend und ermahnt uns, nach dem zu trachten, was der Menschheit würdig ist. Er spricht als Bürger und als Kundschafter eines weiteren Weltalls und lädt uns zu dessen größeren und schöneren Freuden ein. Das herrliche Loslösen, das er in seinen Lehren uns klar legt, zeigt sich noch deutlicher in seinem Lebenswandel. Holt Hutton sagt irgendwo in seinen Schriften, daß sich dies ganz besonders in dem Verhalten Christi bei seinem eigenen Leiden zeigt. Für Christus scheint in der Marter und der Kreuzigung kein Ungemach zu liegen. Nichts liegt ihm ferner, als Bestürzung über die Schande und das Unglück seines irdischen Geschickes. Er ist ganz erfüllt von dem Zweck, zu dem Gottes Willen ihn bestimmt hat. Er nimmt Leiden, Mangel und allen Schimpf, den die Welt ihm bietet, nur als Momente einer beständigen geistigen Entwicklung, als Faktoren und Werkzeuge, um die unsichtbaren Dinge des Gottesreiches auf Erden sichtbar zu machen.

Es scheint nach allem, daß trotz des Spottes, mit dem diese Erklärung aufgenommen wurde, die eigentlich glückliche Weltlichkeit eine andere Weltlichkeit ist. Um diese Welt zu beherrschen, müssen wir von einer anderen frei sein. Jeder geringere Begriff macht unser Leben zu einer Schifffahrt ohne Kompaß, zu einem ängstlichen Umschiffen der Klippen, anstatt zu kühnerem Wagen auf dem Ozean, geführt von den Sternen. Wir wollen jedoch noch genauer sehen, wie das Gesetz von der Loslösung wirkt.

Es löst erstens den Schwerpunkt unseres Lebens, die Summe seines Zweckes, seiner Neigungen, seiner Wünsche, und erhebt es auf einen Standpunkt, von dem wir alles anders ansehen. Auf dieser Höhe betrachtet der Mensch seine Sorgen als persönlichen Besitz und Reichtum. Er bringt sie nicht in Poesie wie Goethe, aber sie bilden, was noch besser ist, seinen Charakter. Boëthius schrieb während seiner Verurteilung zum Tode seinen „Tröst der Philosophie“; die heilige Therese fühlte, daß während ihrer Verfolgung ihre Seele in ihrem wahren Reiche war. Welche herrliche Loslösung schildert uns ein römischer Geschichtsschreiber als Caligula den Canius Julius zum Tode verurteilte. Beim letzten Schlag des Scharfrichters fragte ihn sein Freund, ein Philosoph, der neben ihm stand: „Canius, in welchem Zustande befindet sich jetzt deine Seele?“ Die Antwort lautete: „Ich gebrauche meine ganze Kraft, um zu sehen, ob ich im Augenblick des Todes das Entfliehen meiner Seele beobachten kann, und ob ich das plötzliche Entfliehen empfinde“. In diesem höchsten Moment beschäftigt ihn die ruhige, wissenschaftliche Analyse seines eigenen Empfindens vollkommen. Es ist sicherlich wenig Grund für das Jammern der Pessimisten vorhanden, wenn das Schlimmste im Leben nicht weher tut.

Ein derartiges Beispiel zeigt uns, wie viel die heidnische Welt von dem Geheimnis der geistigen Loslösung verstand. Seine Ausführung war jedoch eine stark negative. Es ist nicht gut,

sich von dem Widrigeren loszulösen, wenn der Zug zu dem Höheren nicht stark genug ist. Der Stoizismus hatte einen grauen Himmel und beständigen Nordwind. Dem wurde gesteuert, aber der Szene fehlte doch der Sonnenschein. Hier überragt die christliche Heiligkeit die stoische. Sie gibt ein Positiv für das heidnische Negativ. Sie bietet uns eine Heimstätte in dem Unsichtbaren an, die wir bei Epictetus, Seneca oder Aurelius vergeblich suchen. Sie haben sich gestählt, Schmerz und Verlust zu verachten, aber sie haben nicht das feine Empfinden des Geborgenseins in Gottes Willen, das Baxter im Gefängnis singen ließ:

No walls or bars can keep Thee out,
None can confine a holy soul;
The streets of heaven it walks about.
None can its liberty control.

Ein solches Loslösen, das, wie Tauler sagt, die Seele so fest in Gott gründet, daß sie mit der göttlichen Natur eins ist, ist weit mehr als eine Verachtung des Weltschmerzes. Sein Merkmal ist nicht Verachtung, sondern Entzücken. Der Geist jubelt bei dem Gedanken, endlich zu dem inneren Geheimnis des Lebens gelangt zu sein und den Weg gefunden zu haben, wo sein tiefstes Sehnen Antwort findet.

Nicht weniger interessant ist es, den Wirkungen der geistigen Loslösung auf dem Gebiete der menschlichen Verwandtschaft nachzuspüren. Da ist besonders das Geheimnis der Liebe. Es gibt keine dauernde Zuneigung ohne große Loslösung. Wo zwei Seelen zusammenhalten, geschieht es nur durch gegenseitiges Aufgeben alles dessen, was niedrig und unwert in jedem ist und durch Arbeiten und Streben nach dem, was wirklich liebenswert ist. Wenn unser Freund dabei beharrt, nur das Beste in uns zu sehen, an sein Vorhandensein glaubt und es als sicher ansieht, das Niedrige zudem übersieht, so ist er auf dem besten Wege, dieses Niedrige in uns zu töten. Dann ist das Böse in uns in einem Raume, wo es

nicht atmen kann. Eine ähnliche Loslösung wird allen Haß und allen theologischen Streit schließlich aussterben lassen. Alle großen Seelen sind einander verwandt, sagt Schiller. Und je größer die Seelen werden, desto weniger werden sie ihre Verwandtschaft untereinander verleugnen. Sie werden sich mehr und mehr loslösen von dem verunreinigenden Element und sich zu einem tieferen Leben hienieden vereinigen.

Kurz! Wir haben in dem Gesetz der Loslösung eine Grundlehre der Trennung angesichts einer höheren Vereinigung. Ihr Dasein im Menschen gibt ihm das Bürgerrecht in zwei Welten. Wie die Bewegung der Erde nur durch ihr Verhältnis zu einem weiteren Kosmos erklärlich ist, so ist die Bewegung der Menschheit nur durch ihr Verhältnis zu einer unsichtbaren Welt zu erklären. Christi Leben und Lehren sind das vollkommenste Beispiel und der beste Beweis eines größeren Weltbürgertums. Die geistige Loslösung, die er lehrt, sichert die höchste Einigkeit, und durch die Vereinigung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren zeigt er uns, wie wir beides erlangen und genießen können.



DES LEBENS GEGENWÄRTIGE ZEIT.

Die Grammatik erschien uns während unserer Schulzeit trocken wie die Wüste Sahara. In ihren öden Sandregionen von Regeln und Ausnahmen wächst keine Blume menschlichen Interesses. Wie ganz anders erscheint sie uns jetzt, in spä-

teren Jahren! Jetzt finden wir, daß die Grammatik ein Blatt aus dem Buche der Seele ist. Jeder Zeile ist ein geheimnisvolles Leben aufgedrückt, mit Erdichtungen menschlichen Geistes geschmückt. Z. B. die Pronomen. In den Worten „ich“, „du“, „er“ finden wir das erwachende Bewußtsein des Menschen von sich und seinen Nächsten. Die Modalformen des Zeitwortes zeigen uns die unermeßlichen Tiefen des Willens und der Verantwortung; seine Zeitformen stellen uns Angesicht zu Angesicht mit den erstaunlichen Problemen der Zeit. Was ist der wirkliche Sinn des Wortes „jetzt“, und in welchem Verhältnis steht es zu dem „damals“ und dem „später“? Unsere jetzigen grammatikalischen Untersuchungen beschränken sich auf diesen Punkt. Es liegt genug darin, uns kurze Zeit zu beschäftigen.

Heutzutage können wir diese Frage von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus behandeln. Lange Zeit hindurch haben die Menschen über die Vergänglichkeit gegrübelt, über die Unmöglichkeit, den gegenwärtigen Augenblick festzuhalten und dem ewig rinnenden Strom der Zeit ein „Halt“ zuzurufen. Die physische Forschung hat ihre eigene Ansicht darüber. Sie zeigt uns, wie das Gefühl der Veränderung unauflöslich mit unserem Bewußtsein verflochten ist, denn sonst gibt es kein Bewußtsein. Jeder Gefühlszustand ist ein Resultat der Berührung von Objekt und Subjekt, ein Spiel von Gegensätzen. Die Kenntnis unserer selbst und der Außenwelt ist das Resultat einer unablässig fortschreitenden Bewegung in dem ursprünglichen Gedankenstoff, wo in jedem Augenblick Tausende von unendlich kleinen Veränderungen vor sich gehen. Unser Gefühl einer Gegenwart, die nie bei uns bleibt, die beständig aufhört, Gegenwart zu sein, hat teilweise ihren Ursprung in der physischen Verfassung unseres Denkens. Unser „Jetzt“ kann nicht bei uns verweilen, denn der bloße Gedanke an dasselbe ist eine Bewegung, eine Veränderung. Obgleich wir uns der Frage von einem andern Gesichtspunkt nähern

als Tennyson, kommen wir doch zu demselben Resultat wie er, wenn er sagt:

„Die Schwachheit schafft sich selbst den Schatten Zeit.“

Unser Zeitbegriff hat kürzlich die Gedanken der Menschen in anderer und vielleicht fruchtbarer Richtung getrieben. Wir haben ein Wiederaufleben der alten metaphysischen Einwendungen gegen die christliche Ansicht erlebt, die von den Begriffen des Daseins und dem, was nachher kommt, herrühren. Wenn wir z. B. von einem persönlichen Weiterleben in einem zukünftigen Leben sprechen, so fragt man: „Was lebt weiter? Unsere Kindheit, unsere Jugend, unser Mannesalter oder unser Alter? Warum sprechen wir von einem späteren Leben, wenn durch den Lebensprozeß selbst, wenn wir alt genug werden, dreiviertel unseres Wesens schon tot ist? Wo ist unsere Kindheit? Warum rufen wir sie nicht zurück? Was einmal verschwunden ist, ist für immer verschwunden.“ Andererseits wendet man des Lebens gegenwärtige Zeit als einen Beweis gegen die göttliche Güte an. „Was hilft es,“ werden wir gefragt, „auf die Möglichkeit zukünftiger Glückseligkeit hinzuweisen als Entschädigung für das Unglück und die Leiden der Jetztzeit? Daß das Morgen gut werden kann, ist keine Erklärung dafür, daß das Heute schlecht ist. Wenn die von Gott geschaffene Welt jetzt schlecht ist, so kann kein kommandes tausendjähriges Reich das jetzige Dunkel verscheuchen.“

Unsere Rolle in der Welt ist es aber sicherlich nicht, zum Verteidiger des Weltalls gegen alle Angriffe zu werden. Mit gutem Gewissen können wir das dem Weltall selbst überlassen. Wir können nicht umhin zu denken, daß die Gegner, die neuen sowohl wie die alten, in diesem Falle leicht eine bessere Beschäftigung hätten finden können. Was das Argument des Nichtweiterlebens betrifft, so wird uns unsere eigene Erfahrung sicherlich die beste Antwort geben. Sie lehrt uns, daß, während einerseits das Vergangene nicht weiterlebt, andererseits nicht zu bestreiten ist, daß es mit uns lebt. Denn unser

Mannesbewußtsein schließt das Bewußtsein unserer Kindheit ein, und das Alter umfaßt beides. Das „Jetzt“ des wirklichen Lebens beschränkt sich nicht nur auf den jetzigen Augenblick. Es ist eine Zusammensetzung, eine Destillation. Es ist in seinem Wesen ein Extrakt alles dessen, was vorhergegangen ist. In bezug auf unser zukünftiges Leben erhält dieses Argument durch diese zeitlichen Lehren eher eine Verstärkung als einen Widerspruch. Es bringt uns auf den Gedanken einer fortschreitenden Veredlung unter neuen Lebensbedingungen, wo die Kräfte aller Phasen des alten Lebens sich zu einem neuen und höheren Ganzen verbinden.

Denen, die die gegenwärtige Zeit des Lebens mit ihrem scheinbaren Bösen zu einer Anklage gegen Gott und die Welt machen und die zukünftige bessere Welt nicht als Milderungsgrund gelten lassen, geben wir dieselbe Antwort. Ihr „jetzt“ ist ein erdachter Begriff. Schiller sagt: „Alles ist Frucht und alles ist Samen.“ Das „Zukünftige“ ist nicht nur das, was der Jetztzeit folgt, sondern auch das, was darin liegt und ein Teil von ihr ist. Das eine würde ohne das andere nicht das sein, was es ist. Die Seele ist sich dessen tief bewußt, und im größten Tumult äußerer Verhältnisse verläßt sie sich darauf. „Mein Körper,“ sagt ein moderner Denker, „weint und seufzt, aber ein gewisses Etwas in mir, das über mir steht, freut sich über alles.“ Walt Whitman meint dasselbe, wenn er in seiner kühnen Art erklärt: „Ich behaupte, daß es in Wirklichkeit nichts Böses gibt; und ist es dennoch da, so behaupte ich, daß es für dich und für mich ebenso wichtig ist wie alles andere.“ Die Totalität, zu der wir gehören, alles einberechnet, wonach sie strebt und woher sie kommt, ist ein Gut, dessen sich die Seele freut. Dionysius Areopagita, ein alter griechisch-christlicher Denker, dessen Ansichten viele Jahre hindurch vorherrschend waren, schlägt denselben Ton an, wenn er das Böse als einen Schatten erklärt, ein Nicht-sein, ein Endliches, was die Vollkommenheit des Unendlichen hervorhebt.

Eine deutsche Schriftstellerin wiederholt das heutzutage so: „Alles Niedere, es ist werdendes Höheres, alles Häßliche werdende Schönheit, alles Böse werdendes Gutes. Und wir schauen es an, unvollkommen wie es ist, und lächeln, und haben es lieb.“

Durch vieles Fragen kommen wir der Sache nicht viel näher. Die gegenwärtige Lebenszeit stellt uns Fragen, die von größerem Interesse für uns sind. Unsere Zeit hat nicht gelernt, die gegenwärtige Zeit zu schätzen. Bei der wilden Jagd nach dem, was wir nicht besitzen, kann die Frage entstehen, ob wir nicht, wie Goethe so tief sinnig sagt, „am entferntesten von unseren Wünschen sind, wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen“. Ein Mensch vergeudet sein Leben, um Reichtum zu gewinnen, und findet schließlich, daß er die Fähigkeit, ihn zu genießen, verloren hat. Er verschiebt sein Glück auf morgen; das wird ihm dann so zur Gewohnheit, daß das Aufschieben zum Schluß ein „sine die“ wird. Diese Welt aber, die die Menschen durcheilen, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben und sich umzusehen, gehört in Wirklichkeit dem, der gelernt hat zu sagen: „Jetzt ist der richtige Augenblick.“ Die Lebenskunst ist eigentlich die Kunst, den gegenwärtigen Augenblick zu schätzen. „Kann wohl diese Stunde unrein sein,“ frage ich, „wenn sie ein Augenblick von Gottes Ewigkeit ist?“ „Wenn Gott in diesem Augenblick nicht die Liebe ist, so war er es niemals und wird er es niemals. Und wenn diese Liebe mich in diesem Augenblick nicht mit ihrem Himmel erfüllt, so ist das meine Schuld. Für reine Gemüter gibt es keine unreinen Augenblicke, keine unreine Welt. Wie töricht, daß wir unser „Jetzt“ nicht genießen, seinen ganzen Inhalt kennen lernen, das Wunderbare, das Geheimnisvolle, das Entzückende, das darin liegt, nicht ans Tageslicht bringen!

Um das zu erreichen, ist eine beständige Selbstzucht und ein Vertiefen der Seele erforderlich. Wir können die volle

Süßigkeit der Zeit nicht schmecken, ehe wir nicht zu dem durchgedrungen sind, was über der Zeit liegt. Ein Denker des Mittelalters sagt so: „Unser flüchtiges Leben, das wir hier mit unserer von den Sinnen abhängigen Seele verleben, weiß nichts von dem, was unser eigenstes Ich ist.“ Spinoza, der jüdische Linsenschleifer, der die Annahme eines Vermögens verweigerte, um sich seinen inneren Reichtum zu bewahren, hat es gelernt, diese Kunst zu beherrschen. Das Vergängliche zu lieben, sagt er, bedeutet Zank, Neid, Haß und Furcht, aber „das Ewige und Unendliche zu lieben, erfüllt den Sinn mit reiner Freude, die frei von jedem Schmerz ist.“ Wenn wir es erreicht haben, das Göttliche in dem Gegenwärtigen und Wirklichen zu sehen, dann nehmen wir eine freie Stellung im Universum ein. Wir gehören nicht mehr zu der Kategorie von Menschen, die, wie Emerson sagt, „aussehen, als wenn sie von unsichtbaren Reitern durch die Welt gepeitscht würden“. Eher gehören wir zu denen, um einen modernen Philosophen anzuführen, die „eine zehnmal höhere Daseinsstufe erreicht haben als andere — die, mit andern Worten, zehnmal leben.“

Es gibt eine Sphäre, in der die Regeln der Lebensgrammatik für die Gegenwart unbedingt bemeistert werden müssen, wenn wir den tiefsten Abgründen eines verfehlten Lebens entgegen wollen. Es ist das Gebiet unserer Zuneigung und des Familienlebens. Wir brennen darauf, den Charakter unserer Bekannten und Angehörigen zu bessern und vergessen dabei, daß sie, so wie sie sind, liebenswert sind, und daß nur unser Vorurteil das nicht anerkennen will; wenn sie aber von uns genommen sind, dann werden wir es plötzlich erkennen. Wie viele befinden sich in derselben Lage wie Marie Bashkirtseff, die von ihrer Mutter sagt: „Ich glaube, sie hat mich wirklich lieb, und ich habe sie im Grunde genommen auch lieb, aber wir können keine zwei Minuten zusammen sein, ohne uns bis zu Tränen zu reizen.“ „Nie mehr“, der traurigste Ausdruck

unserer Sprache, wird zehnmal bitterer, wenn es von einem Zusammenleben geäußert wird, das der Tod beendet, und in dem es der Liebe mißglückte, den rechten Ausdruck zu finden.

Die volle Wertschätzung der jetzigen Zeit ist ein Privilegium der späteren Jahre. Das Leben hat für den jugendlichen Gaumen einen rohen und bitteren Geschmack. Es schäumt und gährt und hat noch keine Zeit gehabt zu reifen. Der Wein gebraucht Jahre zum Klären und um den richtigen Geschmack zu erhalten. Daher kommt es, daß ein Leben in geistigem Wachstum zuletzt Blüten von seltener Schönheit treibt. Diese im geistigen Wachstum Vorgeschrrittenen können, wenn auch in besserer Anwendung, mit dem französischen Witzbold sagen: „Je prends mon bien où je le trouve.“ Sie essen und trinken, nicht weil sie morgen tot sind, sondern weil ihr Tag ein Vorgeschmack der Ewigkeit ist; ihr „morgen“ erweckt nicht den Gedanken an Tod sondern an Leben. Des Lebens gegenwärtige Zeit ist für sie nicht nur ein Sein, sondern ein Werden. Die halbe Freude liegt in der Sehnsucht. Sie enthält ein Gut, das erst anfängt, sich zu erfüllen. Ein alter Mystiker hat mit feinfühligster Genauigkeit den rechten Ausdruck getroffen, wenn er sagt: „Ich sah Ihn und suchte Ihn dennoch; Er war mein, und doch sehnte ich mich nach Ihm.“



XXV. Betrachtung.

EINE LEHRE DES ECHOS!

Im allgemeinen besteht das Echo aus zwei Hauptfaktoren: dem Ton und der zurückwerfenden Wand. In vielen Fällen ist der Faktor, der die größte Wirkung hervorbringt, schwer zu bestimmen. Bei den weltberühmten Echos in Killarney in Irland und Simonetta in Italien, wo ein Schall sechzig Mal wiederholt werden kann, hängt der Erfolg von der Stärke des Trompetenstoßes oder des Pistolenschusses ab. Aber das ist nur die halbe Sache. Die wunderbaren Wiederholungen der Art und Stärke des Schalles hängen nicht so sehr von dem ausgeschickten Tone wie von der Anzahl und Beschaffenheit der reflektierenden Wände ab. Bei jedem Echo gilt aber der Satz: Verändern wir einen der beiden Faktoren, den ursprünglichen Schall oder die reflektierende Wand, so tritt eine entsprechende Veränderung bei dem Phänomen ein. Dies Spiel der Kräfte in der toten Welt der Felsen und Berge hat gewiß einmal auf uns alle durch seine merkwürdigen, unerwarteten und zauberhaften Erfolge großen Eindruck gemacht. Waren wir in nachdenklicher Laune, so überlegten wir uns die Sache. Während uns die großen Schallwellen umtönten, haben wir ein deutliches Bild für die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Antworten der Natur gefunden. Wir sehen, wie jede Substanz unseren Ruf beantwortet, nicht nur mit der eigentlichen Natur des Rufes übereinstimmend, sondern auch mit ihrer eigenen, wirklichen Natur. Erkennen wir diese Wahrheit, dann haben wir den Kernpunkt des Lebens und der Geschichte gefunden. Ein erhellendes Licht fällt blitzschnell auf viele geheimnisvolle Vorgänge, und wenn es auch ihre Ge-

heimnisse nicht durchdringt, so stellt es sie wenigstens in ein neues Licht. Laßt uns sehen, was uns dieses Licht in verschiedenen Richtungen offenbart.

Das wahre Reich des Echos, wollen wir vorausschicken, sind nicht die Berge, sondern das Feld des menschlichen Lebens. Das Echo der Felsen und Hügel kann sich an Mannigfaltigkeit und Geheimnisvollem nicht mit dem Echo messen, das Jahre hindurch aus der menschlichen Seele als dem Resonanzboden wiederhallt. Unsere Gedankenwelt ist voll tiefer Untertöne, die als Wiederhall längst verschwundener Zeiten in uns tönen. Die alltäglichsten Worte, die wir gebrauchen, sind Stücke eines Gedankenstoffes, der seine jetzige Form durch beständige Abnutzung unzählige Jahre hindurch erhalten hat. Die Ideen der antiken Welt leben noch heute weiter, nur klingen sie wie neue Töne, weil sie neue, geistige Reflexwände treffen. Überall in der Geschichte treffen wir auf gleiche Phänomene. Stimmen, die Jahrtausende hindurch schlummer-ten, erwachen plötzlich und erfüllen die Welt. So war es zur Zeit der Renaissance, als Europa seit Jahrhunderten in mittelalterliche Scholastik versunken, mit Entzücken den klaren, belebenden Tönen des alten Hellas lauschte. Heute ist es der altersgraue Orient mit seiner noch älteren Kultur, der seine mystischen Worte in moderne Ohren flüstert. Es ist erstaunlich, was für Streiche uns das Echo in der Geschichte spielt, mit welch' seltsamer und zuweilen trauriger Mannigfaltigkeit es die ursprünglichen Töne wiedergibt. Luthers Evangelium hallt einerseits im Bauernkrieg wieder; der Liberalismus Lockes und Bolingbrokes, so maßvoll und systematisch er auch zuerst ausgesprochen wurde, trifft Frankreichs fieberheiße Phantasie und klingt in der Revolution des achtzehnten Jahrhunderts wieder; die ruhigen Forschungen und vorsichtigen Aussprüche des Engländers Darwin hallen von den antwortenden Gehirnen des Kontinents als ein System des Materialismus und der Religionslosigkeit zurück.

Aber wir haben unser eigentliches Thema noch nicht berührt. Was wir von der Lehre des Echos gesagt haben, war besonders zur Anwendung auf die Religion bestimmt. Es gibt hier bei näherer Betrachtung deutliche Punkte, die seltsamer Weise bei der gewöhnlichen Verkündigung der Religion übersehen worden sind. Wir haben vorhin bemerkt, daß das Echo sich ändert, nicht nur nach der Kraft des ursprünglichen Tones sondern auch nach der Beschaffenheit des reflektierenden Materials. Haben wir vollkommen erkannt, welche Tragweite das für unsere Auffassung von Evangelium und Christentum hat? Das erste überzeugende Resultat ist die feststehende Tatsache, daß das Christentum sich bei jedem Geschlecht und jedem Individuum, das davon berührt wird, ändert. Denn hier, wie bei der Bergwand und dem Trompetenstoß, ist es nicht der Ton allein, sondern auch die ihn reflektierende Wand, die das Resultat hervorbringt. Das ganze Problem liegt im Gleichnis vom Säemann, dessen eigentliche Bedeutung gewöhnlich nicht getroffen wird. Der Same ist ganz gleich und aus demselben Korbe. Aber er fällt auf verschiedenen Boden, und der Ertrag richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens. Das so aufgefaßte Evangelium ist deshalb nicht nur eine Offenbarung der Wahrheit, die es enthält, sondern auch des inneren, geistigen Zustandes derer, denen es verkündigt wird. Seine Verkündigung ist deshalb wie ein Tag des Gerichts, dessen Licht genau die Höhe offenbart, zu der seine Hörer gelangt sind. Es klingt sonderbar zu sagen, daß das Evangelium des Menschen genau das ist, wozu seine früher vorhandene Neigung es gemacht hat. Und es würde auch nicht ganz richtig sein, denn die Botschaft des Evangeliums hat auch ihren eigenen Inhalt, abgesehen von den ungleichen Eigenschaften des Empfängers. Die letzteren haben, wir wiederholen es, in jeder Hinsicht einen entscheidenden Einfluß auf das Resultat.

Aber welche Lehre können wir daraus ziehen? Vor allem, daß das Christentum, wenn es von Nationen und Individuen

angenommen wird, nie etwas ganz Neues ist. Es kann nie in die Seele eindringen, ohne sich mit dem zu vermischen, was schon vorher darin war und Gestalt und Farbe davon anzunehmen. Wir lehren dasselbe einen kultivierten, scharfsinnigen Brahminen und einen Kannibalen Neu-Guineas. Ist es wirklich dasselbe? Für sie sicherlich nicht. Der geistige Gewinn dieser beiden ist so verschieden, wie ihre Erziehung und ihr vergangenes Leben verschieden ist. Offenbar können wir unser Christentum nicht von der früheren Weltkultur trennen. Ein solcher Versuch wird durch die Lehren der Weltgeschichte und die Vorgänge in der Seele ausgeschlossen. Es gibt ein griechisches und ein römisches Christentum, ein anglosächsisches und ein indisches — so viele Christentümer, wie es Rassen und Typen, ja, wie es Menschen gibt. Und diese Formen verdanken ihre Eigentümlichkeit der früheren schon vorgefundenen Ausbildung. Die neutestamentliche Religion, die nicht isoliert und ohne Verbindung mit anderen Lehren dasteht, konnte, solange der Mensch ist, was er ist, nichts ohne Verbindung mit ihnen ausrichten. Woher kommt es, daß im Gleichnis vom Säemann einiges dreißig- und anderes sechzigfältige Frucht bringt? Wie kommt es, daß hier der Boden gut war? Es gibt nur eine Antwort. Das Evangelium erkennt hier die Güte der ihm vorausgegangenen Lehren an.

Wir finden hier in Wirklichkeit eine Anerkennung dessen, was ein Studium über die Natur der Dinge, wie wir sie besonders in den Gesetzen des Seelenlebens finden, unvermeidlich macht — nämlich, daß das Christentum nur als Teil eines großen erlösenden Weltprozesses aufgefaßt werden kann; eines Prozesses, der alle Nationen und alle Zeiten einschließt und ebenso sicher in wie außerhalb der Sphäre seines direkten Einflusses arbeitet. Diese Wahrheit wurde in früheren Zeiten von der Kirche rückhaltsloser anerkannt, als es jetzt geschieht. Die alexandrinischen Kirchenväter gaben ihre ausdrückliche Anerkennung kund zu dem, was Clemens „die Gnadengaben

des Heidentums“ nennt; sie gaben zu, daß die griechische Philosophie eine göttliche Lehre sei, und daß die ganze frühere Welt von Gott gelehrt wurde. Welch schöner Ausdruck für Glaube, Wissenschaft und Liebe liegt in den Worten Clemens, wenn er in „Stromata“ sagt: „Deshalb sind alle Menschen sein; einige kennen ihn wirklich, andere kennen ihn noch nicht; einige sind Freunde, andere treue Arbeiter, wieder andere sind Leibeigene. Er ist es, der den Griechen die Philosophie gegeben hat denn er ist der Erlöser, nicht nur des einen oder des anderen, sondern aller „In früheren Zeiten einigen sein Wort, anderen seine Philosophie mitteilend, hat er zuletzt durch sein persönliches Kommen in die Welt, den Lauf des Unglaubens gehemmt; Griechen und Barbaren wurden durch einen besonderen Prozeß zu der Vollkommenheit geführt, die allein der Glaube gibt“.

Die Religion des neuen Testaments, wie sie der Welt geboten wurde, ist und war nicht dazu bestimmt, unabhängig zu sein. Sie ist etwas Relatives und sie erkennt in deutlichen Worten an, daß ihre Erfolge von der vorangegangenen Kultur abhängig sind. Unser Thema hier abzubrechen, hieße auf halbem Wege stehen bleiben; wir würden eine halbe Wahrheit haben, die gleichbedeutend mit einer ganzen Unwahrheit ist. Um die ganze Wahrheit zu erfahren, müssen wir den zweiten Faktor des Echos ins Auge fassen. Wir haben etwas von dem, was die reflektierende Fläche betrifft, gehört. Wie verhält es sich aber mit dem schallerregenden Ton? Auch hierfür gibt es ebensogut Gesetze. Wenn wir in derselben Umgebung von derselben Bergwand oder Felsenbildung wiederhallend zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Echo hören, so wissen wir, daß dieser Unterschied von dem ursprünglichen Ton herühren muß. Jede Veränderung des Tones in Qualität und Intensität macht sich auch hier geltend. Wenden wir diese Lehre des Echos auf das Evangelium an, so finden wir eine neue Bestätigung der christlichen Wahrheit, die unsere erste

Untersuchung in Frage zu stellen schien. Unzählige andere Stimmen, vor und nach Christus, haben sich rufend der Gebirgsmasse der Menschheit entgegengeworfen. Die Masse war dieselbe, wie aber war der Wiederhall?

Hier können wir einige Betrachtungen aus Harnacks Werk, „das Wesen des Christentums“, mit Vorteil anwenden: „Man darf sagen, je gewaltiger eine Persönlichkeit ist und je mehr sie in das innere Leben anderer eingreift, um so weniger läßt sich die Totalität ihres Wesens nur an ihren eigenen Worten und Taten erkennen. Man muß den Reflex und die Wirkungen ins Auge fassen, die sie in denen gefunden hat, deren Führer und Herr sie geworden ist“. Und wenn wir die Stimme selbst nicht vernehmen können, so müssen wir uns mit ihrem Echo begnügen. Wenden wir diese Methode an, um eine rechte Auffassung von Christus zu erlangen, so herrscht kein Zweifel über das Resultat. Auch die schonungsloseste Kritik des neuen Testaments muß zugeben, daß wir darin ein treues Bild dessen finden, was die erste Generation der Gläubigen dachte und für Jesus fühlte. Es ist ein Echo seiner Persönlichkeit in den Herzen der Menschen. Gab es vorher oder nachher ein ähnliches? Man denke sich Luthers oder Wesleys enthusiastische Anhänger in einer Sprache von ihren Führern reden, wie in den Evangelien und Episteln von Christus geredet wird. Und das Echo ist nicht nur in der Sprache sondern auch im Leben. Liest man die Schilderungen von dem Leben und Wesen der ersten Christen in der Apologie des Aristides, so fragt man sich, welche Kraft wirksam gewesen sein muß, um ein solches Resultat bei der ausschweifenden und verfallenen Menschheit des römischen Kaiserreichs zu erreichen. Sicher ist, daß das göttliche Leben im Menschen, wie es hier geschildert ist, seinen göttlichen Ursprung hat.

Was hier niedergeschrieben ist, ist nur ein Fragment unserer Lehre vom Echo. Das ganze Leben und die ganze Ge-

schichte könnte in ähnlicher Weise dargestellt werden. Unsere wahrste und höchste bildende Kunst ist immer ein Echo. Es ist das Nachbilden nach einem Muster vom Berge der Seligkeit, ein Schein der ewigen Schönheit, die da war, ehe die Welt war. Und die Musik ebenfalls. Beethoven und Mozart waren keine Erfinder und Schöpfer. Die Musik war da, mit all ihren Gesetzen, ihrem innersten Wesen und ihrer Bedeutung, ehe sie und die Welt da waren. Sie waren nur Forscher, die der Welt bisher unbekanntes fanden. Gleich der heiligen Cäcilie lauschten sie den Harmonien, die vom Himmel hernieder strömten. Unsere Welt ist voller Echos aus dem himmlischen Reiche. Wäre es mit unserer Gemütsart anders bestellt, so würden wir sie eher vernehmen. Ein heiliges Leben macht den Menschen zu einem Gehörnerv der Ewigkeit. Daß andere nicht hören, ist kein Beweis für die Unwahrheit der Botschaft, die solche Menschen bringen. Verleugner bezeugen selbst, daß sie taub sind. Wer sehen kann, widerspricht dem Blinden nicht. Er bedauert ihn nur. Erasmus sagt von Sir Thomas Moore: „Er spricht in einer Art mit seinen Freunden von dem zukünftigen Leben, daß man sehen muß, wie sehr seine Seele davon erfüllt ist, und welche gute Hoffnung er hegt.“ „Ein Wiederhall?“ fragst du. Ja, aber das Echo setzt eine Stimme voraus.



XXVI. Betrachtung.

GÖTTLICHE
FÜHRUNG.

Unser Geschlecht fährt nach Tausenden von Jahren bewußten Lebens auf diesem Planeten noch fort, eine Menge

verwirrter Meinungen über die Bedingungen, unter welchen wir ihn bewohnen, an den Tag zu legen. Über die gähnenden Abgründe der Zeiten ruft eine Generation der andern ihr „Wie gehts?“ zu und bekommt nur zweifelhafte Antworten. Spähende Augen richten sich Tag und Nacht gen Himmel, entdecken aber oft nichts anderes als ein beständiges Treiben undurchdringlicher Wolken. Einige bedeutende Forscher sehen im Weltall nur einen Wirrwarr des Zufalls. Der Bote in der Antigone, der erklärte: „Es ist ein Zufall nur, der erhöht, ein Zufall, der erniedrigt,“ ist ein Repräsentant einer in auffallendem Grade ausgebreiteten Denkungsart der alten und der neuen Welt. In beiden Zeitaltern sind die Menschen mit einem Gefühl der Erleichterung zu dieser Theorie zurückgekehrt als einer Zuflucht vor den herrschenden theologischen Vorstellungen. Lukretius verkündigte die Lehre einer materialistischen Religionslosigkeit als ein wirkliches Evangelium. Er glaubte, die Menschen glücklich zu machen, wenn er sie von den Gedanken an eine Vorsehung und an ein zukünftiges Leben befreite! Zu unserer Zeit tritt Nietzsche mit denselben Gedanken auf. Er tritt in derselben Art gegen den Gottesbegriff auf wie Karl der Kühne, als er Ludwig XI. bekriegte: „Je combats l'universelle araignée.“

Die alten Atheisten hatten aber eine Entschuldigung, die wir für unsere modernen Atheisten nicht vorbringen können. Die Götter, denen zu huldigen ihnen befohlen war, waren keiner Beunruhigung wert. Sie sind später verschwunden, ohne vermißt zu werden. Kann man sich „eine göttliche Führung“ denken, die zuließ, daß Agamemnon seine geliebte Iphigenie, seiner Augen Lust, in der Blüte der Jugend auf den Todesaltar gehoben sah, „mit dem Gesicht nach unten“, wie Äschylos es beschreibt, worauf ihr der Kopf abgeschnitten wurde? Wohl mag der römische Dichter, im Gedanken an all die Gräßlichkeiten, die im Namen der Frömmigkeit ausgeführt wurden, sich die Religion als ein aus den Wolken her-

vorblickendes Medusenhaupt vorstellen, „den Sterblichen mit seinem erschreckenden Anblick drohend“.

Trotz aller zufälligen Verwirrungen hat sich doch der Hauptstrom menschlichen Denkens in seiner ganzen Länge und Tiefe in der Richtung einer alles regierenden Vorsehung hin bewegt als Grund und Erklärung des Daseins. Das „Schicksal“ des Stoizismus ist bei näherer Betrachtung dasselbe. Wir befinden uns in einer Welt, die für uns und nicht von uns geordnet ist. Alles war schon vor unserem Dasein ausgedacht. Unsere eigenen geistigen Anstrengungen spielen in dem großen Ganzen eine äußerst untergeordnete Rolle. Sie gleichen unserem Umherwandern an Bord eines Schiffes. Während wir auf dem Deck umhergehen, können unsere Schritte wohl in nördlicher, südlicher oder westlicher Richtung wandern, aber sie ändern nicht im geringsten den Kurs des Schiffes oder das Ziel, wohin es uns führt. Wie weit das wachende Auge der Vorsehung den Weltenlauf als ein großes Ganzes betrachtet oder sich zugleich auf die Angelegenheiten einzelner Individuen erstreckt, darüber scheinen die ältesten Denker ungleicher Meinung zu sein. Homer stellt seine Helden unter den besonderen Schutz der einen oder der andern Gottheit, aber er läßt die große Masse für sich selbst sorgen. Cicero mit seiner Lehre vom *vir magnus*, als inspiriert *afflatu divino*, scheint dieselbe Auffassung zu haben. Victor Hugo hat sich ähnlich ausgedrückt. Den Genies, wie er selbst eins war, würde sicherlich in dieser wie in jener Welt gehuldigt werden. Was die übrige Masse betraf, so hatte das nicht viel zu bedeuten. Epiktet, der, wie es wahrscheinlich ist, mit jüdischen, sogar ursprünglich christlichen Quellen in Berührung gekommen ist, schlägt einen viel bestimmteren Ton an. Er verkündigt uns allen eine göttliche Führung. „Es gibt keine Bewegung, die Er nicht weiß. Für Ihn sind alle Herzen wie ein aufgeschlagenes Buch. . . . Wenn wir gehen, sprechen oder essen, ist

Er in uns, so daß wir Seine Heiligtümer, Seine lebendigen Tempel sind und Er in uns verkörpert ist“.

Über die Stellung des Christentums in dieser Frage, wie es in den ursprünglichen Dokumenten aufgezeichnet ist, kann kein Zweifel herrschen. Die Religion der Bergpredigt ist vor allem eine demokratische Religion. „Eure Haare auf dem Haupte sind alle gezählt“, das bezieht sich nicht nur auf die patrizischen Locken, sondern auch auf die ungekämmten Köpfe der Schuhmacher und Fischer, die zuerst dieser göttlichen Lehre lauschten. Daß diese Lehre so eifrig von dem gewöhnlichen Volke aufgenommen und verbreitet wurde, hat in hohem Grade den Zorn der „vornehmen“ Widersacher erweckt. Libanus und später auch Sidney Smith, in bezug auf die Methodisten, konnten sich mit den Lehrern nicht befreunden, „welche Zange, Hammer und Amboß verließen und umhergingen, um von himmlischen Dingen zu predigen“. Seine hohnvollen Worte erinnern uns an diejenigen, die später Cornelius Agrippa äußerte: „Selig sind, die geistig arm sind; selig sind die Ungebildeten, wie die Apostel; selig ist der Esel.“

Und doch ist diese Lehre von einer göttlichen Führung für jeden vom Weibe Geborenen die einzig richtige, wenn man nicht auf atheistischem Grunde steht. Oder wie ein moderner Schriftsteller so treffend sagt: „Wenn die Haare auf unserem Haupte nicht gezählt sind, so gibt es keinen Gott.“ Diese Lehre ist auch logisch. Mag der, der unter guter, wissenschaftlicher Leitung den Bau eines Menschenhaares näher untersucht hat, selbst sagen, ob dies Wunder ein Erzeugnis blinden Zufalls oder hoher Intelligenz ist. Wenn die Intelligenz es geschaffen hat und erhält, dann a fortiori bekümmert sich die Intelligenz auch um den Träger desselben. Es ist erstaunlich, daß wir im allgemeinen keine bestimmte Stellung zu diesem Punkte einnehmen. Es würden so viele Fragen dadurch gelöst werden. Wir würden fortfahren zu

arbeiten, aber aufhören, uns zu quälen. So wie es jetzt ist, bilden wir uns ein, die ganze Welt ruhe auf unsern Schultern. Wir jammern über die Stellung der Kirche und den Rückgang der Religion. Wenn wir an die Lehre, die uns unser Haar gibt, glaubten, dann würden wir aufhören, Klagelieder zu singen! Als ob die Religion anfang, wenn wir uns darum bemühten, und aufhörte, wenn wir uns zurückzögen! Die wunderlichen Kunstgriffe, zu denen die Menschen ihre Zuflucht nehmen, um die Religion zu erhalten, würden auch ein Ende nehmen. Die Orthodoxie würde aufhören, sich über die Bibelkritik zu beunruhigen, in der festen Überzeugung, daß Gott ihre Schlußfolgerungen und Erfolge lange vor Wellhausen kannte.

Wenden wir diese Lehre auf unser persönliches Leben an, dann ist sie von größter Wichtigkeit und Bedeutung. Wenn doch der Mensch nur fest überzeugt davon wäre, daß er in dieser Welt nicht allein den Kampf des Lebens kämpfen muß und sich nicht allein seinen Weg ohne Leitung und ohne Hilfe suchen muß! Worauf stützt sich in dieser Beziehung das zwanzigste Jahrhundert? Abgesehen von den schon genannten Punkten gibt es noch zwei Beweise, an die wir uns halten können, einen äußeren und einen inneren. Auf dem äußeren Gebiet müssen wir etwas beachten, das uns durch einen besonders bezeichnenden und schlagenden Zug frappiert. Nämlich, daß sich der Beweis erst dann findet, wenn er am nötigsten ist. In jüngeren Jahren, wenn das Blut noch frisch durch unsere Adern strömt, wenn wir noch das Gefühl einer inneren Kraft haben, die alles zu überwinden glaubt, wenn Eltern und Freunde uns noch helfen können falls es nötig ist, dann denkt man wenig an die Führung einer Vorsehung. Wenn aber die andere Hälfte des Lebens beginnt, das Alter, das Bischof Warburton so richtig als „ein verlorenes Spiel“ charakterisiert; die Hälfte, die unser Leiden, unseren Verfall, unser Absterben in sich schließt, dann ist die

Zeit, wo in einer treuen und geschulten Seele die feste Überzeugung an eine wunderbare und wohltätige Führung erwacht. Ritschl bemerkt in diesem Zusammenhange, daß dieser Glaube keine Frucht der Lebensschicksale anderer ist, sondern in jedem Falle die Frucht unseres eigenen Geschickes und unserer eigenen Erfahrung. Nicht die am wenigsten geprüften Menschen haben diese Gewißheit. Robert Louis Stevenson, der in seiner Jugend ein eingefleischter Skeptiker war, schreibt als Invalide in späteren Jahren? „Wenn du sicher bist, daß Gott es auf die Dauer gut mit dir meint, so müßtest du glücklich sein.“ Er für sein Teil hatte diese Gewißheit erhalten.

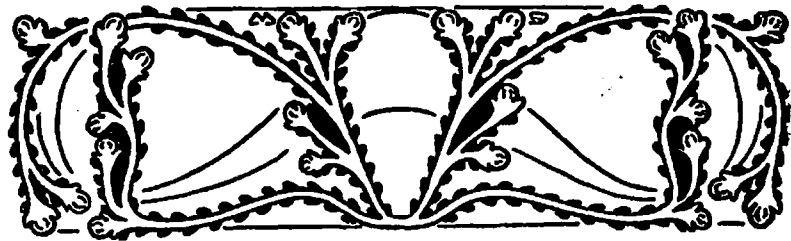
Das Zeugnis, auf das wir uns stützen, ist oft so, daß wir nicht davon sprechen können, und daß es vor einem Gericht ganz ungültig sein würde. Es war ja auch für keinen andern Richter als uns selbst bestimmt. Seine geheimnisvollé Appellation an unser Inneres ist es, die ihm Wert gibt. Ein Zusammentreffen von Umständen, das für andere keine besondere Bedeutung hat, scheint uns eine Botschaft ins Ohr zu flüstern. In solchen Augenblicken ist es, als ob die Natur ihr langes Schweigen bräche und uns in unserem Herzen versicherte, daß wir nicht vergessen und unbekannt sind, und daß ein höheres Wesen uns hegt und liebt. Es gibt unzählige Geschichten, die als Beispiele für die Vorsehung Gottes erzählt werden. Die Menschen sind geneigt, eine starke Dosis Subjektivität in die Geschichten zu legen, die sie selbst angehen. Das Verlangen nach dem Wunderbaren schafft viele Beiträge. Wir vergessen nie die Äußerung, die Henry Wilberforce über einen Erzdiakon machte: „Es ist merkwürdig, daß die tiefsten, religiös angelegten Naturen, die ich gekannt habe, in ihrer Jugend besonders große Lügner waren.“ Das Gebiet der Religion hat, gerade weil es mit dem Gebiet des Wunderbaren zusammenfällt, am meisten unter dem Mangel einfacher Genauigkeit zu leiden. Wenn aber auch alle Abzüge gemacht sind, so bleiben doch die Beispiele überwältigend, die die sicht-

baren Fußspuren der Vorsehung bezeugen. Wir finden sie zu allen Zeiten und in allen Richtungen. Paulus' Erzählung von dem, was er vor Damaskus erlebte, oder Augustinus' von „tolle, lege“, das ihn in Mailand bekehrte, sind nicht wunderbarer als die Geschichten, die unseren eigenen Ohren von Personen erzählt wurden, die noch heute in der Welt wandern.

Der überzeugende Beweis für diesen Glauben aber muß für jeden von uns ein innerlicher sein. Die Überzeugung von einer göttlichen Führung unseres äußeren Lebens wächst in dem Verhältnis, wie wir von der Führung unseres inneren Lebens überzeugt sind. Barclay hat in seiner „Apologie“ in unübertrefflichen Worten den Grundsatz ausgesprochen: „Die Christen sollen jetzt auf eine innere und unmittelbare Weise von Gott geleitet werden, obgleich es nicht vielen widerfährt, genau so wie die Heiligen geführt zu werden.“ Das höhere geistige Leben ist ebensogut eine Wirklichkeit wie das höhere intellektuelle Leben. Wie ein Mensch, der vor allem an der Entwicklung seiner intellektuellen Begabung arbeitet, sich auf ein höheres Niveau als die große Masse erhebt und für die Entscheidung großer Fragen eine Fähigkeit besitzt, von der die Menge keine Ahnung hat, so muß durch eine ähnliche Arbeit auf der zentralsten Sphäre ein gleiches Resultat erzielt werden, obgleich höherer Art. Für diejenigen, die in den höchsten Regionen der Seele wohnen, bietet sich ein Anblick, den die unter ihnen Wohnenden nicht sehen, vielleicht auch nicht glauben, der aber nichtsdestoweniger Wirklichkeit ist. Bagehot sagt: „Was denken wohl die, die in der Ebene wohnen, von denen, die auf den Bergen wohnen?“

Wenn wir diese innere Entwicklung verfolgen, so gelangen wir zu der festen Überzeugung, daß in allen Wechsell des Lebens eine gnadenreiche, göttliche Führung liegt. Und damit wird aller persönlicher Pessimismus umgestoßen. Für eine solche Überzeugung steht es fest, daß, was auch geschieht,

und wie schrecklich es uns vorkommt, zu unserem besten ist. Sie begrüßt jedes Ereignis als einen Boten von oben. Sie bewillkommnet die Prüfungen, die zum Fortschritt führen. Und sie sieht dem Ende mit der ruhigen Gewißheit entgegen, daß die göttliche Führung, die sich während des Erdenlebens immer mehr bestätigt hat, ihr gnadenreiches Amt auch in der letzten Stunde des Lebens nicht aufgeben wird.



Religion und Vergnügungen — diese beiden Dinge gibt es auf unseres Gottes Erde, sie sind von Anfang an dagewesen, und doch haben wir die Formel, die sie vereinigt, noch nicht gefunden. Die Frömmigkeit sieht schief auf die Komödie und weiß nicht, was sie mit ihr anfangen soll. Es ist merkwürdig, daß in einer Welt, die nie ohne Philosophen gewesen ist, so lange solche Verwirrung über eine so zum Leben gehörige Sache herrschen kann. Cicero regt die Frage über die Bedeutung des Lachens an, aber nur, um sie als unlösbar wieder aufzugeben. Christliche Denker betrachten das Vergnügen von allen möglichen Standpunkten aus, aber es bleibt doch schließlich eine schwebende, offene Frage.

Es gibt z. B. eine Auffassung von seiten des christlichen Pessimismus, dessen hervorragender Vertreter Pascal war. Für ihn waren die weltlichen Freuden der schlagendste Beweis, wie elend es doch im Grunde mit den meisten Menschen be-

stellt sei. Die Menschen suchten die Vergnügungen auf, um sich selbst zu entfliehen. Schon der bloße Name „Zerstreuungen“ verrät das fatale Geheimnis. Was heißt einen Menschen „zerstreuen“? Seine Gedanken von dem elenden Ich abzuwenden. Die Menschen kommen zusammen, sprechen, lachen, sehen Schauspiele, tun alles andere eher, als sich dem Fegefeuer ihrer einsamen Gedanken aussetzen. Pascals Schilderung ist, wenn auch in anderer Beziehung, dieselbe, die Lukretius von einem blasierten Römer macht, der aus seinem Hause in der Stadt zu seinem Landhause floh, sich aber nirgends glücklich fühlte. „So flieht jeder Mensch vor sich selbst; aber dieses Selbst, dem er nicht entrinnen kann, hängt sich fest an ihn; und er haßt es“. Diese Schilderung trifft bei denen zu, die in der traurigen Lage sind, Vergnügungen zu ihrer einzigen Beschäftigung zu machen. „Womit beschäftigen Sie sich?“ wurde einst ein junger Pariser gefragt. „Je m’amuse“, war die Antwort. Armer Unglücklicher! Seine Beschäftigung wird ihm von Tag zu Tag widerlicher werden. Aber die pessimistische Auffassung der Christen und Nichtchristen kann uns, ungeachtet der Unterstützung, die sie durch den schändlichen Mißbrauch der Vergnügungen erhält, nicht befriedigen. Ebenso wenig kann es die andere religiöse Ansicht, die noch in manchen Kreisen herrscht, und die Fröhlichkeit und Lachen als nicht übereinstimmend mit dem Vorbild Christi und der Lehre des Evangeliums ansieht. Der Puritaner sah das neue Testament als ein furchtbar ernstes Buch an, was es ja auch wirklich ist. Er fand aber leider kein Lachen darin. Hätte er es gefunden, so wäre er ein gesunder Mensch gewesen und hätte das lachlustige England vielleicht für sich gewonnen. So aber wurde die puritanische Auffassung die Ansicht einer Partei, einer Sekte, die sich dadurch dem Spotte aussetzte.

Die mittelalterliche Kirche verstand, trotz ihrer Fehler, diese Seite der Menschennatur besser. In ihren geistlichen Schauspielen, aus denen später unser modernes Theater wurde, ver-

mischte sich plumper Humor mit allem, was heilig war; und wie abstoßend das auch unseren heutigen, empfindlichen Gemütern vorkommt, es lag doch eine Wahrheit darin, die die Puritaner nicht finden konnten, die Wahrheit nämlich, daß die Freude zu dem kosmischen System gehört, und das Lachen dem inneren Wesen der Dinge nicht fremd ist. - -

Könnten wir nur einen Augenblick das Leben in seiner ganzen Fülle erfassen, es sehen, wie Gott es sieht, dann würden wir etwas Seltsames bemerken. Wir würden sehen, daß es überall in der Welt zu gleicher Zeit Lachen und Weinen gibt. Frohes und Ernstes vermischt sich in jedem Augenblick. Zu gleicher Zeit finden Hochzeiten und Beerdigungen statt. Während der Mann über des Lebens ernste Probleme grübelt, spielt das Kind auf der Straße. Ein einziger göttlicher Blick über die Welt, der das Ganze auf einmal umfaßte, würde uns überzeugen, daß diese Dinge in ihrem Ursprung ein und dasselbe sind; weder kann eins sich vom anderen freimachen, noch ohne das andere bestehen. Noch fester würde unsere Überzeugung, wenn wir den inneren Zusammenhang zwischen Ernst und Scherz, Arbeit und Spiel untersuchten. Jedes Vergnügen ist andererseits ernste Arbeit. Eine Abendgesellschaft im eigenen Hause ist eine mühsame Arbeit für die Diener; die theatralische Welt ist für viele unserer Mitmenschen die Arbeit, die ihnen ihr tägliches Brot gibt; der Spaßmacher auf der Bühne ist oft im Herzen und in der Seele der größte Tragiker. Ein solch beständiger Wechsel könnte nicht da sein, wenn nicht Freude und Ernst in das gleiche Gewebe eingewebt wären.

Wohin wir auch blicken, überall finden wir die gleiche Lehre. Das Weltall ist ernst, aber seine Oberfläche wird durch die Freude lieblich bewegt. Es ist stets bereit zum Lachen. Aeschylus sah das schon vor langer Zeit ein, als er das „anerithmon gelasma“ des großen Ozeans schrieb. „Die Tiefe dort unten mag dunkel und unergründlich sein, aber die Oberfläche zeigt „unzählliches Lächeln“. Die Natur vervollkomm-

net das Werk ihrer Hände stets mit einem Lächeln. Der Sonnenschein gibt nicht nur Wärme und Licht, sondern auch Feststimmung. Die Jungen aller Tiere begrüßen das Leben mit einem Freudensprung. Ihre Munterkeit ist die Theologie der Natur, die allen und jedem bekräftigt, daß die Welt gut und gesund ist.

Sonderbar ist, daß jemand, der in diesem Sinne die Dinge betrachtet, im neuen Testament die entgegengesetzte Ansicht finden kann. Christus hat bei seinen Lehren das kosmische Lachen für selbstverständlich gehalten. Seine Welt ist eine festliche Welt. Die Gleichnisse haben die Freude als natürlichen Hintergrund. Die Kinder jubeln auf dem Markte; der verlorene Sohn kommt zu Spiel und Tanz nach Hause; das Himmelreich ist gleich einem Manne, der ein großes Abendmahl gab und viele dazu einlud. Jesu Freude an dem galiläischen Frühling, sein Entzücken über den Gesang der Vögel und die Schönheit der Blumen sind für uns ebenso gut eine Offenbarung wie seine erhabenen Worte über Sünde, Not und Tod. Denn sie zeigen uns seine Art, im Buche des Lebens zu lesen. Für ihn wie für uns gibt es Wolken, aber sie verhindern die Sonne nicht zu scheinen. Das Lächeln des Universums ist der Reflex der Freude Gottes, an der auch wir teilhaben sollen.

Der Fehler bei unseren Vergnügungen ist, daß die Menschen ihnen eine falsche Stellung einräumen. Sie gehen zu ihren Vergnügungen, um dort Befriedigung für ihr Leben zu finden; und doch können sie sich nur dann freuen, wenn sie Befriedigung im Leben gefunden haben. Die Seele kann durch nichts befriedigt werden, was geringer ist als sie selbst. Ehe ihre tiefsten Bedürfnisse nicht gestillt sind, kann sie ihr Saitenspiel nicht stimmen. Sie kann in der Verbannung nicht singen. Man nannte Napoleon „l'inamusable“. Talma konnte vor ihm spielen, „das Parterre voller Könige“, seine Vasallen, bildeten das Auditorium, aber der Eroberer fand keine

Freude an dem Spiel. Das ist die Nemesis der Selbstsucht. Hat aber die Seele ihr wahres Leben gefunden, so können die kleinsten Dinge sie erfreuen. Dann lernt der Mensch das herzliche Lachen. Er wird ein neues Beispiel für das physiologische Gesetz, das ein tief sinniger Denker aufstellte: „Je mehr sich der Mensch dem Tiefsten hingeben kann, desto herzlicher kann er lachen“.

Die christliche Kirche muß heutzutage wissen, welche Stellung sie zu den Vergnügungen einzunehmen hat. Sie kann sie nicht ignorieren oder verbieten, denn ihre eigene Lehre, recht gedeutet, zeigt, wie tief sie mit dem göttlichen Lebensplan verwoben sind. Andererseits darf sie nicht vergessen, daß die höchste Aufgabe der Religion darin besteht, eine innere Versöhnung zustande zu bringen, ohne die es keine wahre Freude gibt. Die Seele kann ihre Freude nicht von sich geben, bis sie von Gott erfüllt ist. Die Kirche muß deshalb der Welt die Ethik der Vergnügungen lehren. Die Freudigkeit der Nationen kann nur zunehmen, wenn das Herz von Christi Selbstlosigkeit erfüllt ist. Wir können sicher sein, daß sie in Habgier, Hochmut und Selbstsucht keine Nahrung findet. Wenn wir in unserem Gesellschaftsleben einen angenehmen Abend verbracht haben, so liegt sicherlich immer ein liebevoller Gedanke oder eine aufopfernde Arbeit zugrunde. Und dann müssen wir bedenken, daß jedes Vergnügen, das den Namen verdient, ein oder das andere Bildungselement in sich schließt. Körperübungen im Freien bilden das Auge, die Hand, den Fuß und damit zugleich den Verstand, die Nerven, die Muskeln. Das in neuerer Zeit immer mehr wachsende Interesse an diesen Übungen ist ein vortreffliches Gegengewicht der Natur gegen die Abnahme der Lebenskraft, die das Stadt- leben und die sitzende Lebensweise der zivilisierten Völker mit sich bringt.

Edle Vergnügungen sind also ein Erziehungsmittel, ja, sogar noch mehr. Für die große Menge sind sie eine Ab-

lenkung der Lebenskraft von brutalen Genüssen zu einer gesunden und menschenwürdigen Beschäftigung. Wer in seiner freien Zeit sich allen möglichen körperlichen Übungen widmen kann, der ist weniger dazu geneigt, sich dem Trunk und Laster zu ergeben. Man kann sagen, daß die allgemeine Moral des Volkes von dem Fortschritt seiner Vergnügungen abhängt. Wir sind weit hinaus über die Zeit, wo solch schreckliche Geschichte möglich war, wie sie Mozlev von Magdalen

Verberg Eintritt ins Augusti-
neerlester 1505. — Johann
Friedrich Stad, Erlaunung.
Schriftsteller + 1756.

198-167 1955
EZ 4.24 MZ 1.51
EU 20.31 MU 18.53

Sonntag
6. nach Trinitatis

17

Juli

Der selbe Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Röm. 8, 16

Daß wir Gottes Kinder sein dürfen, ist die größte Gabe, die wir empfangen können. Wer dessen gewiß wurde, ist getröstet. Aber das weiß niemand aus sich selbst. Wer sich selbst kennt, weiß von seinem „Fleisch“, weiß von seiner „Schwachheit“. Aber nun sagt es uns ein anderer, Jesus Christus. Der will uns alle an die Hand nehmen und wie verirrte Kinder zum Vater bringen. Er läßt uns durch sein Wort, durch sein Leben, durch sein Sterben verkündigen: „Ihr Selbstsüchtigen, ihr Ungehorsamen, ihr seid Gottes Kinder.“ Das bezeugt uns der Heilige Geist. Es kann niemand sagen: Das mußt du glauben! Glauben kann ich nur, wenn der Geist Gottes mich treibt, wenn er mir bezeugt: Das gilt wirklich dir! Ohne Gottes Geist bleibt die Botschaft von Christus für mich tote Lehre. Aber wenn Gottes Geist wirkt, erfasse ich es im Glauben, etwa bei einer Predigt, in einer Bibelfunde, in einem Gespräch, beim Lesen des Wortes, beim Gebet: Ich bin gemeint! Gott will mir auch jetzt durch seinen Geist bezeugen, daß ich als sein Kind zu ihm „Lieber Vater!“ sagen darf. R.-Rd.

Röm. 8, 12-17 Ep.: Röm. 6, 3-11 Ev.: Matth. 5, 20-26

Freude an dem Spiel. Das ist die Nemesis der Selbstsucht. Hat aber die Seele ihr wahres Leben gefunden, so können die kleinsten Dinge sie erfreuen. Dann lernt der Mensch das herzliche Lachen. Er wird ein neues Beispiel für das physiologische Gesetz, das ein tief sinniger Denker aufstellte: „Je mehr sich der Mensch dem Tiefensten hingeben kann, desto herzlicher kann er lachen“.

Die christliche Kirche muß heutzutage wissen, welche Stellung sie zu den Vergnügungen einzunehmen hat. Sie kann sie nicht ignorieren oder verbieten, denn ihre eigene Lehre, recht gedeutet, zeigt, wie tief sie mit dem göttlichen Lebens-

Luthers Eintritt ins Augusti-
nerkloster 1505. — Johann
Friedrich Stead, Erbauungs-
schriftsteller † 1756.

198-167
SM 4.24
EU 20.31

1955
SM 1.51
WU 18.53

Donntag
6. nach Trinitatis

17

Juli

Derselbe Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Röm. 8, 16

Daß wir Gottes Kinder sein dürfen, ist die größte Gabe, die wir empfangen können. Wer dessen gewiß wurde, ist getröstet. Aber das weiß niemand aus sich selbst. Wer sich selbst kennt, weiß von seinem „Fleisch“, weiß von seiner „Schwachheit“. Aber nun sagt es uns ein anderer, Jesus Christus. Der will uns alle an die Hand nehmen und wie verirrte Kinder zum Vater bringen. Er läßt uns durch sein Wort, durch sein Leben, durch sein Sterben verkündigen: „Ihr Selbstsüchtigen, ihr Ungehorsamen, ihr seid Gottes Kinder.“ Das bezeugt uns der Heilige Geist. Es kann niemand sagen: Das mußt du glauben! Glauben kann ich nur, wenn der Geist Gottes mich treibt, wenn er mir bezeugt: Das gilt wirklich dir! Ohne Gottes Geist bleibt die Botschaft von Christus für mich tote Lehre. Aber wenn Gottes Geist wirkt, erfasse ich es im Glauben, etwa bei einer Predigt, in einer Bibelstunde, in einem Gespräch, beim Lesen des Wortes, beim Gebet: Ich bin gemeint! Gott will mir auch jetzt durch seinen Geist bezeugen, daß ich als sein Kind zu ihm „Lieber Vater!“ sagen darf.

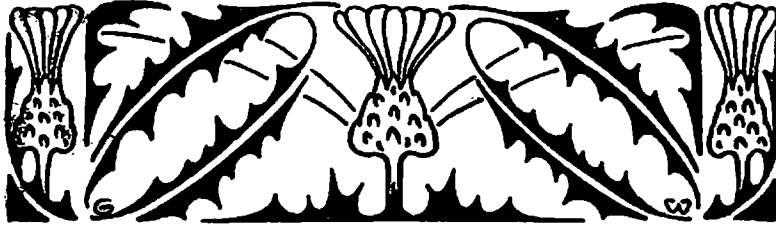
R.-Rd.

Röm. 8, 12-17 Ep.: Röm. 6, 3-11 Ev.: Matth. 5, 20-26

lenkung der Lebenskraft von brutalen Genüssen zu einer gesunden und menschenwürdigen Beschäftigung. Wer in seiner freien Zeit sich allen möglichen körperlichen Übungen widmen kann, der ist weniger dazu geneigt, sich dem Trunk und Laster zu ergeben. Man kann sagen, daß die allgemeine Moral des Volkes von dem Fortschritt seiner Vergnügungen abhängt. Wir sind weit hinaus über die Zeit, wo solch schreckliche Geschichte möglich war, wie sie Mozley von Magdalen College in Oxford aus Routh Tagen erzählt. Eines Morgens sagte Routh zu dem Rektor der Universität: „Halt, ich weiß, was sie sagen wollen. Einer der Lehrer hat sich diese Nacht tot getrunken! Ja, so ist es!“ Der Präsident fuhr fort: „Warten Sie, lassen Sie mich raten, wer es ist“. Er riet recht. „Da sehen Sie, ich wußte es wohl. Man konnte nichts anderes von ihm erwarten“. Sich tot zu trinken, war in England bis zu unserer heutigen Zeit ein Zeitvertreib der Gentlemen, über den niemand erstaunt war.

Die Kirche hat zu allen Zeiten mit mehr oder weniger Erfolg die Menschen gelehrt zu beten. Aber sie hat auch die Aufgabe, sie spielen zu lehren. Sie muß ihr Programm erweitern, bis es den ganzen Menschen einschließt. Sie muß für immer die Ansicht aufgeben, daß die Freude dem Ernste schade, wissend, daß beide die gleiche Quelle und das gleiche Ziel haben. Ihre Stellung zur Menschheit muß mehr ermutigend und nicht drohend sein. Seit den ältesten Zeiten hat sie sich mit der religiösen Bedeutung der Tränen beschäftigt. Möchte sie sich jetzt etwas mehr mit der Bedeutung des Lachens beschäftigen. Die Menschen sollen ja, wie unser höchster Religionsstifter uns gelehrt hat, wie die Kinder werden, um das Himmelreich zu verstehen. Das Spiel der Kinder ist Gottes Unterpfand. Das Kinderherz offenbart uns seine Geheimnisse. Mitten in diesem erschreckenden Weltall mit all seinen Geheimnissen und Tragödien sind diese Kleinen frohen und

lichten Herzens. Auf diese Tatsache kann die Kirche ihre Lehre gründen. Sie enthält das ganze Evangelium.



XXVIII. Betrachtung.

DAS GEHEIMNIS DER TRÄUME.

Wir müssen sagen, daß die Stellung, die die Träume als Faktor in der Religion einnehmen, etwas Seltsames für das moderne Denken ist. Verschiedene Schulen des Glaubens und des Wissens, die in ihren Ansichten weit auseinander gehen, vereinigen sich darin, den Träumen eine große Wichtigkeit beizulegen. Die Agnostiker und die gläubigen Christen sind darin einig. Wir haben also einerseits die durch Herbert Spencer vertretene Philosophie der Entwicklungslehre, welche die Traumerscheinungen, wie sie sie bei den primitiven und wilden Rassen kennen gelernt hat, als eine Erklärung ansieht für den Glauben der Menschen an die Seele, an ein zukünftiges Leben und an den ganzen Kreis der Ideen, die gewöhnlich mit der Religion verknüpft sind. Der Wilde, sagen diese Autoritäten, hält Traum und Wirklichkeit für identisch. Wenn er im Traume eine verstorbene Person sah, so schloß er daraus, daß dieselbe in einer unsichtbaren Welt lebte. Wenn er des Morgens erwachte nach einer Nacht, die er im Traume auf der Jagd verbracht hatte, und von seinen Kameraden hörte, daß sein Körper unbeweglich gelegen hätte, so war natürlich seine „Seele“ in Wirksamkeit gewesen. Und die Seelen, die nicht im Menschen sind, entwickeln sich eventuell zu Göttern. Wenn

diese Theorie einfach als eine naturgeschichtliche Erklärung der Ideen aufgefaßt wird, so ist alles gut. Wenn sie aber, wie es oft geschieht, gebraucht wird, um die Religion weg zu disputieren oder ihre Autorität zu verringern, so fällt es schwer auf die zurück, die sie auf diese Art anwenden. Denn diese Traumtheorie beweist doch nichts anderes, als daß der Wilde in bewußtem Verhältnis zur geistigen Welt steht. Was können wir anderes erwarten, als daß er schwere Mißgriffe in seinen Vorstellungen von einer geistigen Welt begeht? Was die destruktive Kritik ins Auge zu fassen hat, ist die hieraus hervorgehende Tatsache, daß der Mensch von Anfang an mit diesen Vorstellungen behaftet gewesen ist und von den Offenbarungen einer ihm umgebenden, unsichtbaren Welt heimgesucht wird, und daß es noch so ist trotz der letzten Entdeckungen der Wissenschaft.

Von den Träumen der Wilden wollen wir jetzt zu unseren eigenen übergehen. Nur unsere große Vertrautheit mit diesen alltäglichen Erfahrungen macht uns blind für die tiefen Geheimnisse, die darin verborgen liegen. Ein neuer deutscher Schriftsteller sagt so schön, daß es unnötig ist, wie wir es meistens tun, den Blick auf das Jenseits, das „Überweltliche“ zu richten, um das Unsichtbare und Geistige zu entdecken. Wir alle hier haben es in uns, es ist mit unserem eigenen Fleisch und Blut verwachsen. Denken wir näher darüber nach, so gibt es keinen deutlicheren Beweis als unser eigenes Traumleben. Die Wissenschaft versucht es, die Religion als ein Traumprodukt darzustellen; religiöse Menschen aber, von ganz verschiedenem Standpunkte, haben übereinstimmende Zeugnisse abgegeben. Die Bibel ist ein großes Traumbuch und sucht nie diese Tatsache zu leugnen oder zu entschuldigen. Die Propheten beschäftigten sich viel mit Träumen; und wenn wir der Apostelgeschichte glauben dürfen, so war es ein Traum, der in Troas geträumt wurde und dem Europa das Christentum zu verdanken hat.

Es gibt natürlich eine Physiologie der Träume, aber ehe wir darauf eingehen, und als Vorbereitung dazu, müssen wir erst einige Tatsachen anführen. Es ist bezeichnend, daß wir, wen wir auch fragen, selbst unter den Gebildetsten unserer Bekannten, fast ausnahmslos finden, daß sie auf diesem Gebiete ihres Lebens einige Geheimnisse zu gestehen haben.

Goethe war gerade kein abergläubischer Mensch, aber er erzählt, daß ihm sein Großvater in Träumen verschiedene wichtige Ereignisse seines Lebens vorausgesagt habe. Robert Louis Stevenson erklärte bestimmt, daß er seinen Träumen seine Ideen schulde. In seiner Arbeit „Der unbewußte Sinn“, erzählt D. Schotfield von einem ihm bekannten Pfarrer, „dessen ganzes Leben sich durch eine Predigt, die er im Traume gehört, geändert habe“.

Solche Erzählungen, und es gibt deren unendlich viele, können nicht mit dem Gerede von Verdauungsstörungen beseitigt werden. Um aber mit dem tiefsten Geheimnis der Träume in Berührung zu kommen, brauchen wir nicht in der Weltliteratur zu suchen. Es genügt, wenn wir uns an unsere täglichen Erfahrungen halten und untersuchen, was dort zu entdecken ist. Der Stoff ist schwierig, nicht nur durch seine Verwicklung, sondern auch durch unsere natürliche Verschwiegenheit. Wir treten hier „der tiefen Zurückhaltung“ des Menschen zu nahe. In Bezug auf diese vollständig subjektiven Ereignisse unseres Lebens sind schwache Naturen geneigt zu übertreiben, starke dagegen, zu verbergen. Dicenda, tacenda locuti: „Dinge, die besser gesagt werden müssen, und solche, die besser ungesagt blieben, wurden geäußert.“ Die meisten von uns können zugeben, daß sie eine Erfahrung ungefähr folgender Art gehabt haben. Im Schlafe zeigten sich unserem Bewußtsein eine Reihe lebensvoller Bilder, jedes vollkommen in Gruppierung, Farben und Perspektive. Der Schreiber dieser Zeilen sah vor einiger Zeit im Traume eine Bühne voller Menschen vor sich, ungefähr 100 Gestalten aus der Zeit der

französischen Revolution, und jedes Gesicht im Vordergrund war ein charakteristisch gezeichnetes Portrait, und Kostüme und Umgebung waren von wunderbarer geschichtlicher Genauigkeit.

Betrachten wir nun ein solches Traumbild — das keineswegs zu den Seltenheiten gehört — so bieten sich uns von selbst verschiedene Probleme. Das erste ist das der Persönlichkeit. Es sieht aus, als ob sich hier mindestens zwei Intelligenzen deutlich offenbarten. Zuerst das „Ich“, dem sich das Bild darstellt, und das sich deutlich bewußt ist, nicht der Schöpfer, sondern ein passiver Zuschauer zu sein. Hielte es sich selbst für den Schöpfer, so würde es nicht, wie es oft der Fall ist, erstaunt sein über das, was es sieht. Wenn aber dieses „Ich“ nicht das Bild gemacht hat, wer hat es dann gemacht? Wer ist der Künstler, der sich diese Szene ausgedacht hat, sie gruppierte, die Portraits zeichnete, die Figuren kleidete, und das alles in einem Augenblick? Man wird sagen, daß alle Materialien dazu in dem Erinnerungsfach des Gehirns aufgespeichert waren. Wohl möglich, aber wer bestimmte es, daß sie gerade jetzt gezeigt werden sollten, und wer ordnete das Ganze so vollkommen? Das Subjekt der Träume ist gewöhnlich selbst kein Künstler. Wie kann er dann Proben eines so großen Kunstsinnes zeigen?

Jeder Versuch, dieses zu erklären, scheint uns in eine der folgenden zwei Hypothesen zu verwickeln. Die eine ist das von dem Amerikaner F. T. Hudson so scharf ausgearbeitete „Gesetz der physischen Phänomene“, wonach jeder von uns in Besitz einer Doppelseele sein soll. Eine Einschränkung, vielleicht auch eine Verbesserung dieser Ansicht besteht in der Annahme, daß gewisse Kräfte während unserer wachen Stunden in der Seele verborgen liegen und den psychischen Zustand erfordern, den wir Schlaf oder Trance nennen, um in unserem jetzigen Leben in Wirksamkeit treten zu können. Daß dieses etwas Wahres enthält, scheint von einem anderen, vielleicht

seltenerem Traumphänomen bestätigt zu werden. Ich spreche jetzt wiederum, mit einigem Zögern freilich, eine Erfahrung aus, die vielleicht nicht alle Leser gemacht haben. Ich kann mit Gewißheit bezeugen, daß sich meine Seele zu verschiedenen Zeiten in schlafendem Zustande einer Kraft und Frische unsterblicher Jugend erfreute, eines Gefühls des Unendlichen und Ewigen, gefolgt von einem bebenden Entzücken, als ob die Pforten des Himmels sich öffneten; in wachem Zustande gibt es hierfür keine Parallele. Im Gedanken an dergleichen Augenblicke erinnere man sich nur an Philos Beschreibung über „religiöse Ekstasen“, in denen die Seele sich über das irdische Dasein erhebt, von einem Rausch, einem korybantischen Wahnsinn, nur mit edlerem Sehnen, ergriffen und zu himmlischen Gefilden getragen wird, vor das Angesicht des großen Königs.

Die andere Annahme, die in keinem Widerspruch zu der vorigen steht, ist die, daß die zweite Persönlichkeit, die deutlich eine Rolle in vielen von unseren Träumen spielt, eine Realität, eine Intelligenz ist, die außer uns liegt, und die uns nur zeitweise zu ihrem Werkzeug macht. Daß der Wille und die Intelligenz eines anderen unsere körperlichen und geistigen Organe benutzen kann, geht deutlich aus den Experimenten der Schule Charcots und anderer Schulen des Hypnotismus hervor. Haben wir aber einmal ein solches Verhältnis zwischen lebenden menschlichen Wesen zugegeben, so gibt es keinen logischen oder faktischen Grund, unter gewissen Bedingungen eine ähmliche „Besitzergreifung“ unserer selbst von uns unfaßlichen Intelligenzen zu leugnen. Erst wenn wir eine solche Hypothese anerkennen, werden uns sonst unerklärliche Tatsachen in der geistigen Geschichte des Menschen begreiflich. Hauptsächlich auf diesem Grunde könnte eine für unsere Zeit glaubwürdige Lehre prophetischer und apostolischer Inspiration aufgebaut werden. Die Möglichkeit, daß eine niedrigere Persönlichkeit von einer höheren zu eigenem Zwecke beherrscht und gebraucht werden kann, diese Möglichkeit ist unter die wissen-

schaftlichen Wahrheiten aufgenommen worden und wird zur modernen Auslegung der Inspirationslehre des Neuen Testaments werden: „Heilige Menschen Gottes haben geredet, getrieben durch den heiligen Geist“.

Wir glauben, genug gesagt zu haben, um zu zeigen, daß unsere gewöhnlichen Erfahrungen in der Welt des Traumes, zu welcher Erklärung wir auch neigen, Geheimnisse sind, die tief in die ganze Religionsfrage eingreifen. Wir wollen mit den Evolutionisten nicht streiten, die den Anfang der Religionsgeschichte diesem Faktum zuschreiben. Gewöhnlich besteht ihr Irrtum darin, daß sie ihre Untersuchungen nicht weit genug zurückführen. Wenn sie alle Tatsachen in dieser Frage berücksichtigt, begutachtet und alle Wahrheiten herausgezogen haben, so werden sie, wenn wir uns nicht irren, doch finden, daß sie sich Schlußfolgerungen nähern, die ihre Philosophie noch nicht kennt. In des Dichters Worten: „Vom selben Stoff wir sind, wie Träume auch“ liegt mehr, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheint. Wir werden sie mehr schätzen, wenn wir besser verstehen, wie Träume entstehen. Ein auch noch so flüchtiges Studium dieser Frage genügt wenigstens, um die materialistische Lebenstheorie zu erschüttern, und erweckt mit neuer Kraft „das Gefühl von dem Dasein eines geheimnisvollen Wesens in uns, das über diesen Dingen ungesehen wohnt.“





XXIX. Betrachtung.

DER GEISTIGE SINN.

Die Geschichte der Religion ist zum Teil in vielem eine Geschichte falschen Alarms gewesen. Immer wieder hat der Feind die Stellungen, die zur Verteidigung höchst notwendig erschienen, angegriffen und Bresche gelegt, nur um einzusehen, daß das, was er zu fangen hoffte, nicht da war. Die Geschichte dieser Verteidigung ist die wunderlichste aller Erzählungen. In mancher Beziehung nähert sie sich der Komödie. Wir sehen, wie die Menschen sich zuerst hinter einer unfehlbaren Kirche verschanzen; dann einen Wall von unfehlbaren Bibeln aufwerfen und schließlich mit einem „chevaux de frise der Metaphysik“ den Weg versperren. Geschichte, Philosophie, Wissenschaft, Kritik werden zu ihrer Hilfe herbei gerufen, und dann, wenn der Kampf am heißesten ist, und die Verteidigung an allen Punkten aufgegeben wird, siehe! dann geht die Belagerte ruhig und unverletzt durch die dichten Reihen des Feindes! Endlich fangen die Menschen an einzusehen, welch lächerlichen Irrtums sie sich schuldig gemacht haben. Vor ihren erstaunten Blicken dämmert allmählich die Wahrheit: weil Kirche, Bibel, Geschichte, Philosophie alle der Religion von Nutzen sind, so ruht schließlich die Religion auf keinem von ihnen. Ihre Stärke ist kein Menschenwerk. Sie besteht aus dem, was der Mensch in sich selbst ist. Der entscheidende Beweis ist ein psychologischer. Er liegt im Dasein „des geistigen Sinnes“ des Menschen.

Was damit gemeint ist, zeigt sich am besten in einer Parallele. Wir alle wissen, was man unter musikalischem Sinn versteht. Nun gibt es eine Geschichte und eine Logik

der Musik. Jeder, der die Lehre der Harmonie und des Kontrapunktes gelernt hat, weiß, wie innig die Musik mit rein intellektuellen Prozessen verbunden ist. Sie hat außerdem Institutionen, Schutzpatrone und Talente. Aber die Zukunft der Musik als Kunst, als einer Macht beruht nicht auf diesen. Sie beruht auf der Appellation eines eigenartigen und ursprünglichen Elementes in der Menschenseele. Wenn ihre Töne an unser Ohr schlagen, so klingt etwas in uns wider. Und dieser Widerhall ist besonderer Art. Es ist keine Antwort des Verstandes, kein Gefühl eines glücklich gelösten Problems und kein Reiz irgend eines Sinnes. Es ist ein Erschauern des Bewußtseins, einzig dastehend und mit nichts anderem vergleichbar, etwas, was nur als Widerhall gedeutet werden kann. Und dieser Widerhall rührt von einer äußeren Wirklichkeit her, die in allem den besonderen Eigenschaften der Seele entspricht. Wo der harmonische Sinn sich entfaltet und besonders, wo er sich zum höchsten musikalischen Genie entwickelt, wird er sich dieser äußeren, ihm entsprechenden Wirklichkeit bewußt. Die schöpferischen Meister der Musik, wie sie genannt werden, schaffen nichts. Sie entdecken nur, was vorher schon da war. Sie blicken in ein harmonisches Universum mit seinen ewig festen Gesetzen, und je mehr sich ihr innerer Sinn entwickelt, desto wunderbarer und schöner zeigt es sich ihnen.

Hieraus ersehen wir, daß die äußere harmonische Welt genau mit unserem Inneren übereinstimmt. Es gibt unendlich viele unmusikalische Menschen. Es gibt Rassen, die sich durch eine äußerst geringe musikalische Begabung auszeichnen. Im selben Verhältnis, wie die Gabe entwickelt wird, erwacht auch das Gefühl, daß hier eine äußere Wirklichkeit als Quelle vorliegt, das Gefühl, daß die Musik ein wahres Zeugnis dafür ist. Unsere Unwissenheit oder Gleichgültigkeit macht für die objektive Tatsache nichts aus. Im übrigen wird diese Unwissenheit und Gleichgültigkeit mit der Zeit sicher allgemein überwunden

werden. Was die Musik schon im Menschen erreicht hat, ist teils der Beweis ihrer zukünftigen, herrschenden Stellung, teils der Beweis ihrer vollkommenen Übereinstimmung mit einem harmonischen System, das nicht im Menschen liegt, sondern tiefer und größer als er selbst ist.

Aber was hat das mit Religion und dem geistigen Sinn zu tun? Viel, denn alles, was bis jetzt gesagt wurde, ist auf diesem Gebiete genau dasselbe. Dieselbe Rolle, die der musikalische Sinn in der Musik spielt, spielt der geistige Sinn in der Religion. Das unbestimmteste, am schwersten zu definierende Wort in unserer Sprache ist das Wort „glauben“. Nicht nur im Munde des Volkes, sondern auch bei den Gelehrten und Geistlichen schließt es alle möglichen verschiedenen und widersprechenden Elemente in sich ein. In seiner ursprünglichen und biblischen Bedeutung ist es aber gerade der rechte Ausdruck für die Funktion der Seele, von der wir jetzt sprechen wollen. Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als der geistige Sinn; die Fähigkeit des Menschen, in seiner Seele einen Widerhall von der ihm umgebenden geistigen Welt zu empfinden. Der Glaube ist die Netzhaut der Seele, der allein das einströmende Licht der geistigen Welt seine Bilder einprägt. Wie der musikalische Sinn, so hat sich auch dieser langsam entwickelt. Lange historische Zeiten hindurch scheint der Mensch keinen Sinn dafür gehabt zu haben. Die paläolithischen Zeiten zeigen keine Spur religiösen Sinnes. Auch jetzt ist er noch sehr unregelmäßig verteilt. In unzähligen Menschen scheint er zu schlafen, wenn er überhaupt existiert; bei einigen wenigen hat er sich von Zeit zu Zeit als eine herrschende, gebietende, überwältigende Macht geäußert. Soweit scheint die Parallele gleich zu sein.

Können wir weiter gehen und sagen, daß die innere Bestätigung dieses Sinnes, ebenso wie die musikalische Anlage, immer mit einer äußeren Wirklichkeit übereinstimmt? Hierin liegt die ganze religiöse Frage, wie die Verständigsten auch

heute einsehen. Und die Antwort neigt immer mehr zu einer Bejahung. Calvin tastete nach dieser Ansicht, als er behauptete, daß der Glaube nicht nur Sache des Verstandes, sondern besonders des Herzens sei. Schleiermacher ist so fest davon überzeugt, daß er bereit ist, das Christentum preiszugeben, wenn es sich anders verhielte. *Pectus est quod theologum facit* ist der Eckstein seines Systems. Er sagt, das Wichtigste für den Religionslehrer sei, in den Schacht des Bewußtseins einzudringen, in dem die heiligen Instinkte verborgen liegen. Bei Ritschl liegt die Idee des geistigen Sinnes seiner Lehre über „Werturteile“ zugrunde. Sonderbar ist, daß er, einmal so weit gekommen, nicht noch weiter geht; daß, obgleich er das instinktmäßige Gefühl für die Person Christi als den größten Beweis für die Wahrheit des Christentums ansieht, er sich so, wie er es tut, über den inneren Widerhall des äußeren geistigen Universums, das er zum Mystizismus herabwürdigt, äußert. Was anderes ist Christi Stellung zu dem geistigen Universum als eine mystische; welche andere Offenbarung konnte er geben als den Widerhall seines eignen, vollkommenen geistigen Sinnes von dem unendlichen, geistigen System, das diesem entsprach? Aber das ist Mystizismus, den weder Ritschl noch sonst jemand von dem inneren Wesen der Religion ausscheiden kann.

Doch wir gehen weiter. Welche Funktion hat der geistige Sinn, und wie bekräftigt er seine Autorität? Wir brauchen nur sein Wirken in uns sorgfältig zu beobachten, um sofort zu erkennen, wie vollständig verschieden es von dem Prozeß des reinen Denkens ist. Es vermischt sich stets mit dem Denken, aber es ist in seinem Wesen so verschieden, wie das Gefühl, das eine Beethovensche Sonate in uns erregt. Man könnte es als ein Erzittern der Seele bei göttlicher Annäherung beschreiben. Religiöse Literatur ist der Versuch, dieses Erzittern in Worte zu kleiden. Religionsgeschichte ist die Geschichte der großen, schaffenden Geister, die dieses Erzittern zuerst gefühlt und

anderen mitgeteilt haben. Was diese Religionsstifter in relativem Grade und Christus in absoluter Weise betätigt haben, war das Gefühl von dem Universum als einem geistigen Ganzen, von der Heiligkeit als dem Wertvollsten von allem, von der äußeren Welt mit ihren Naturkräften als dem Schleier des höchsten Gedankens und der Liebe, von dem Menschen als einer Offenbarung Gottes und als in unmittelbarer Berührung mit Gott stehend. Der geistige Sinn erkennt sich sogleich in anderen Seelen wieder und freut sich der Berührung mit ihnen. Religiöse Gemeinschaften entstehen durch das Gesetz der geistigen Verwandtschaft. Er fühlt instinktiv, wo er Nahrung findet und hat seine eigene Art, sie herauszuziehen und sich zunutze zu machen. Er findet in sich die hohe Aufgabe, sich auf Kosten einer niedrigeren Natur zu entwickeln, mit der er verbunden ist. Er arbeitet an der Entwicklung eines Körpers, der besser seinen Bedürfnissen entspricht. Bei selteneren Naturen führt eine solche Anstrengung oft zu physischem Untergang. Franz von Assisi, Pascal, Katharina von Siena,

„Die of having lived too much
In their large hours.“

Aber was sie zu früh und zu eifrig erstrebten, wird das spätere Geschlecht erreichen. Wir brauchen über die Langsamkeit des Fortschritts nicht ungeduldig zu sein, wenn Gott es nicht ist. Der Schritt ist doch nicht so langsam, wenn wir an die Hindernisse, die im Wege liegen, denken. Der geistige Sinn befindet sich noch im Anfang seiner Entwicklung. Er ist jetzt nicht so sehr Meister wie Berichterstatter. Unser eigenes Fleisch hat den Geist noch in seiner Gewalt. Als Massillon vor Ludwig XIV. vom Fleisch und vom Geist im Menschen predigte, rief der Monarch: „Ach, die beiden kenne ich sehr gut!“ Wir fürchten, er zog von den beiden die Bekanntheit mit dem ersteren vor. Er repräsentiert hier die Majorität derer, von denen man sagen kann —

Wie schlecht gleicht doch das wirklich Beste
Dem Besten, was du wählen sollst.

Die Geschichte des geistigen Sinnes, wie wenig sie auch unsere Ungeduld durch die Schilderung eines religiösen Triumphes befriedigt, läßt als religiöses Zeugnis nichts zu wünschen übrig. Wir brauchen kaum ein anderes. Wenn, um auf unsere frühere Analogie zurück zu kommen, alle musikalischen Institutionen zerstört würden, so würde der jetzige harmonische Sinn [und die Kultur der Welt es selbst einer solchen Katastrophe unmöglich machen, einen wirklichen Verlust herbeizuführen. Dasselbe kann von der Religion gesagt werden. Könnte man sich alle äußeren Zeugnisse ihrer Vergangenheit, ihrer Systeme, ihrer Literatur verloren denken, so würde doch ihre Macht und Autorität kaum Einbuße erleiden. Der geistige Sinn, wie wir ihn jetzt haben, schließt das Wesen dieser Dinge in sich und bringt sie mit neuen Elementen hervor, die die ewige Offenbarung hinzufügt. Und daß dieser Sinn eine wirkliche Autorität ist, daß sein Bericht von der geistigen Welt authentisch und glaubwürdig ist, ist eine so wohlbegründete Überzeugung, wie die von der Glaubwürdigkeit musikalischer Begabung, oder wie die Überzeugung, daß die äußere Welt uns nur durch die Sinne offenbart wird. Alle diese Behauptungen beruhen schließlich auf einem Akt des Glaubens — dem Glauben nämlich, daß unsere Natur nicht hintergangen worden ist, daß ihre Berichterstatter uns die Wahrheit sagen und nicht lügen.

Die Kirche und besonders die Religionsthrer haben die Aufgabe, den geistigen Sinn zu entwickeln. Der wahre Zweck der Andachten und der Religionsübungen ist nicht, den Menschen Traditionen einzuprägen, sie in Logik zu drillen oder mit Tatsachen voll zu pflöpfen. Es gilt, die mystische Seite zu finden, die von einem Hauch aus dem Unsichtbaren vibriert. Sie tönt immer wieder, wenn der rechte Ton angeschlagen wird. Oft kommt das Erzittern

ohne alle Worte. Tolstoi lernte den Glauben des einfachen Volkes kennen und wurde dadurch vom Atheismus bekehrt. Wenn ein Mensch Gottes Nähe gefühlt hat, so kann er es seinem Nächsten nicht verbergen. Hierin liegt die Macht des wahren Predigers. Mehr als in aller Beredsamkeit, in aller Wissenschaft, liegt ihr Geheimnis in der Fülle und Feinheit seines geistigen Sinnes. Und er wächst und entwickelt sich in ihm durch sorgfältige Pflege. Er vor allen anderen sollte über das alte griechische Wort nachdenken: „Die Götter verkaufen uns alle Güter, die sie uns schenken“. Das heißt, wir können das Beste nicht erlangen, ohne dafür zu zahlen. Geringe Ersatzmittel für die wahre Macht kann man zu billigem Preise haben, aber hierbei gibt es kein Feilschen und keine Preisermäßigung. Die, welche von der Kanzel oder anderen Orten unwiderlegbare Zeugnisse vom himmlischen Reiche ablegen wollen, müssen ihr eigenes Ich als Preis für diese kostbare Gabe opfern.



XXX. Betrachtung.

UNSERE 
GEDANKENWELT.

Wir alle sind Alleinherrscher und regieren jeder ein Reich, gegen das das alte Römerreich und das moderne Britannien nur eine Dorfpfarrei ist. Das Haus jedes Menschen ist sein Schloß, seine Seele aber ist eine Welt. Es liegt keine Übertreibung in Jean Paul Richters Worten, daß jedesmal ein neues Weltall geschaffen wird, wenn ein Kind zur Welt kommt.

Unser ganzes Leben ist ein fortgesetztes Denken. Von dem Wert unserer Gedanken hängt der Wert unseres Wesens ab. Unsere banale, spießbürgerliche Zeit hat den Geschmack an edlen Vergnügungen verloren. Wir können von den alten, griechischen Philosophen lernen, die anstatt ihr Leben mit kostbaren Einrichtungen zu beschweren, ihre physischen Bedürfnisse auf ein Minimum beschränkten, um Tag für Tag unbehindert den Luxus ihrer eigenen Gedanken zu genießen. Sie fanden, daß unsere Gedankenwelt unsere wirkliche Welt ist. Es sollte wahrlich unser erstes Streben sein, dieses Reich zu erforschen, in dessen Besitz wir auf so wunderbare Weise gekommen sind, seine Grenzen zu ziehen, seine Gesetze zu verstehen, seine verborgenen Schätze auszugraben und das Jenseits zu erforschen, worüber es uns so manchen wundervollen Wink gibt.

Wir sagten soeben, daß unsere Gedankenwelt unsere wirkliche Welt ist, und wir wollen zeigen, daß diese Behauptung keine Phrase ist. Einige von uns haben eine ziemlich konfuse Auffassung von dem, was man Wirklichkeit nennt. Nichts z. B. scheint uns gewisser als die solide „Außenseite der Dinge“, mit der wir beständig in Berührung kommen. Dogmen und Lehren können Illusionen sein; aber die Erde, auf der wir wandern; die Mauer, an die wir uns stoßen; die Wolke, die auf uns herniederströmt; die Sonne, die uns leuchtet; alles das ist auf jeden Fall ein Teil einer Wirklichkeit, die niemand bestreiten kann. Diese sichtbare und handgreifliche „solide Wirklichkeit“, sagen einige angreifende Gegner, ist in der Tat alles, was wir kennen. Alles Unsichtbare, worüber die Metaphysiker und Theologen streiten, ist reines Hirngespinnst. Wenn wir von sichtbaren und greifbaren Dingen sprechen, so wissen wir wenigstens, wo wir uns befinden.

Nur ein Augenblick der Überlegung zeigt uns die Oberflächlichkeit dieser Auffassung. Die äußere Welt ist nichts anderes für uns, als eine Reihe von Gedanken. In Wirklich-

keit konstruiert sie unsere Seele. Wir sprechen von der Farbe, dem Duft, dem Ton der Dinge, und doch gibt es nichts, was Farbe, Duft und Ton genannt werden kann, ohne daß die Seele von diesen verschiedenen Arten berührt wird. Der Umstand, daß gewisse Vibrationen eine Empfindung hervorrufen, die wir „Ton“ nennen, und eine andere Empfindung, die wir Licht nennen, ist ein Geheimnis, das die empfängliche Seele zuerst wahrnimmt. Daß die äußere Welt in gewissem Sinne dasselbe Bild ist, wie das, was unser Gehirn erdachte, ist eine Vorstellung, die auch ein ungeschulter Denker, sobald das Problem klar gestellt wird, als unmöglich verwerfen muß. Daß dieses „unbekannte Etwas“, das uns auf unzählige Weisen berührt, eine Wirklichkeit ist, und daß unser Verhältnis zu demselben durch das Zeugnis unserer Sinne wahr wiedergegeben wird, ist etwas, für das wir keine logischen Beweise haben und haben können. Was die Welt von uns fordert ist, nicht zu zweifeln, daß sie so ist, wie unser Denken sie uns vorstellt — also ein reiner Glaubensakt.

Daß es sich wirklich so verhält, daß wir unsere Gedankenwelt besser, als irgend eine äußere Welt kennen, zeigt sich deutlich, wenn wir die geistigen Gesetze betrachten und die Art, wie sie beim Aufbau unserer Welt für uns arbeiten. Haben wir jemals darüber nachgedacht, was vorging, wenn wir einen Gegenstand „sahen“, z. B. ein Schiff, das sich auf dem Flusse bewegte! Lichtstrahlen, durch unfaßliche Geschwindigkeit der Vibrationen fortgepflanzt, fallen auf die Netzhaut des Auges und bringen dort ein Bild hervor. Auf diesem Netzhautbild beginnt jetzt der Geist seine wunderbare Arbeit. Durch einen Akt sammelt er alle empfangenen Form- und Farbeindrücke zu einem Gesamteindruck; durch einen anderen Akt klassifiziert er diese Eindrücke, wobei er die individuellen Eigenschaften von den allgemeinen Eigenschaften trennt, und vermöge diesem letzteren stellt er den Gegenstand in die Kategorie, die man „Schiff“ nennt; durch einen neuen

Akt schließt er auf die Ursache der Bewegung des Schiffes, entweder wird es durch Ruderer oder durch Dampf vorwärts getrieben. Noch vielfältiger ist die geistige Tätigkeit und die Gesetze, die sich darauf beziehen; es genügt aber zu zeigen, daß das Schiff auf dem Flusse, wie wir es uns vorgestellt haben, ein Werk ist, welches größtenteils unserem eigenen Gehirn zugeschrieben werden muß. Die Sinneempfindungen, die Akte, die sie vereinigen und klassifizieren; das Ordnen des Ganzen in Zeit und Raum; und der letzte Akt, der uns unwiderstehlich antreibt, die Bewegung einer Ursache zuzuschreiben — das alles sind Produkte, weniger des materiellen Objektes, als der wunderbaren Gesetze in uns. Wir sehen also, daß die äußere Welt, ehe sie in unser Bewußtsein übergeht, ein Produkt ist, das von einer in uns befindlichen Maschinerie hervorgebracht wird. Unsere Verwunderung und unser Erstaunen wird noch größer, wenn wir daran denken, daß diese Gesetze nicht unser eigenes Machwerk sind; diese Gesetze lagen schon in allen Seelen, die vor uns da waren; sie sind in allen lebenden Seelen um uns; die ganze Welt ist in Übereinstimmung mit diesen Gesetzen erbaut und ausgeführt.

Ja, von welchem Punkte wir auch unser inneres Königreich betrachten, sein Geheimnis wird immer tiefer. Die sogenannten begabten Menschen sind nicht selten geneigt, auf ihre Werke stolz zu sein. Sie würden weniger stolz sein, wenn sie daran dächten, daß die meisten dieser Werke von einer Macht ausgeführt werden, die, obgleich sie in uns liegt, doch nicht im Bereich ihres eigenen Bewußtseins liegt. Unsere Gedankenwelt tut im großen und ganzen ihre Arbeit, ohne uns um Rat zu fragen. Der wirkliche Schöpfer in uns ist das Unbewußte. In der bodenlosen Tiefe, die hinter unserer eigentlichen Gedankenwelt liegt, gehen die Arbeiten vor sich, die nach und nach in dem Bewußtsein als vollständig fertige Ideen auftauchen. Jeder denkende Mensch hat sicherlich dieselbe Erfahrung gemacht, die Stevenson auf folgende Art in Betreff

seiner eigenen Wirksamkeit schildert: „Unbewußtes Denken — das ist die einzige Methode; präpariere deinen Stoff, laß ihn dann langsam kochen, nimm den Deckel ab und sieh hinein — dann wirst du deinen Stoff gut oder schlecht finden“. Ein ausgezeichnetes Rezept für einen jungen Schriftsteller; aber der eigentliche Inhalt deutet darauf hin, daß wir, anstatt selbstausführende Künstler zu sein, hauptsächlich Zuschauer sind, die auf die Leistungen eines anderen warten, der geheimnisvoll in der verborgenen Tiefe unter der Oberfläche die Gedankenarbeit für uns verrichtet. „Ist dies meine Idee?“ fragen wir, wenn sie uns zum Bewußtsein kommt. Warum sind wir selbst gerade am erstauntesten darüber? Sie ist nicht mehr unser Eigentum, als das Sonnenlicht, dessen Strahlen sich in unserer Augenlinse brechen. Die sonnenbeleuchtete Linse ist unser eigen, aber die Lichtstrahlen kommen von einer entfernten Lichtquelle.

Der Umstand aber, daß unsere Gedankenwelt in so großem Umfange besser für als durch uns arbeitet, darf uns nicht blind machen für den eigenen Anteil an dieser Arbeit. Einen großen Teil ihres Reiches beherrscht unser Wille allein und kann es zu einer Wüste oder zu einem Paradies verwandeln. Unsere Gedanken sind unsere Gefährten, von denen wir uns nicht trennen können. Wir können jede andere Gesellschaft von uns abschütteln, aber diese nicht. Es ist deshalb natürlich, daß wir versuchen, sie so gut wie möglich zu machen. Dafür gibt es aber kein Universalmittel. Ein Mensch kann sich in alle möglichen sozialen Kreise einkaufen, aber auf diesem Gebiete gilt keine Münze. Der Rang hilft auch nicht. Der Sohn Ludwigs XIV., der Dauphin, hatte zu Lehrern Bossuet und Huet. Der erste schrieb für ihn „Discours sur l'histoire universelle“; der andere gab für ihn die alten Klassiker „in usum delphini“ heraus. Als der Dauphin der Schulzeit erwachsen war, öffnete er nie mehr ein Buch; und fast die einzige Geschichte, die man von ihm zu erzählen weiß, ist die, daß er besonders gerne Wiesel in einer Scheune fing. Der

Knabe war der Erbe eines Weltenthrones, und das war sein inneres Reich! Von allen Verschwendungen in unserer extravaganten Welt ist die der Gedankenmöglichkeiten die schlimmste. Als Herrscher dieses inneren Reiches könnten wir dieses Gebiet erweitern, bis es die Grenzen der Unendlichkeit erreichte; wir könnten jeden Zoll seiner Oberfläche pflegen, bis er reichlich Blüten und Früchte trüge; wir könnten es mit den edelsten Geistern bevölkern; könnten es den höchsten Eingebungen öffnen und für den Hauch der wunderbaren Liebe des Ewigen empfänglich machen. Anstatt dessen begnügen sich die Menschen damit, nur ein Blockhaus an der Grenze dieses Reiches zu bauen, seine Oberfläche nur in allernächster Nähe mit Küchenkräutern zu bepflanzen, und das übrige wüßt wie die Sahara zu lassen.

Wer eine sorgfältig gepflegte Gedankenwelt sein eigen nennt, der braucht sich nicht arm oder gefesselt zu nennen. Der Geldprotz mag auf seiner Jacht in südliche Länder fahren und sich bei dieser Beschäftigung langweilen. Der Arbeiter an seiner Hobelbank kann, wenn er sein inneres Privilegium recht versteht, ohne Müdigkeit zu empfinden, in schönere Länder reisen. Niemand darf seine tägliche Arbeit für einförmig halten, sei er ein Nadelarbeiter oder ein Erdarbeiter, denn seine Gedankenwelt gehört ihm. Während er schmiedet oder gräbt, kann er sich nach seinem Belieben Bilder oder Ereignisse vormalen. Die äußere Wirklichkeit müssen wir nehmen, wie sie kommt, das Schwere wie das Angenehme. In unserer inneren Welt können wir wählen. Und genügt das nicht, um einen Freudenschimmer auf die alltägliche Lebensbahn zu werfen? Denn, wenn wir wollen, können wir die schönsten Augenblicke des Lebens wiedererleben, die seligen Stunden zurückrufen, in denen wir die besten Früchte des Lebens schmecken durften, und unser Inneres durch diesen Widerschein erstrahlen lassen.

Es gibt über dieses Thema unzählige Punkte, die wir übergehen wollen, um nur einen zu berühren, der von den Menschen der Jetztzeit so ängstlich behandelt wird, nämlich:

wie sich unsere Gedankenwelt zu einem zukünftigen Leben verhält. Die Leser der Philosophie Schopenhauer's erinnern sich wohl, wie er bei der Entwicklung seiner Lieblingstheorie von dem Rechte der Priorität und der Herrschermacht des Willens bei dem Menschen und der übrigen Welt es versucht, die Bedeutung der Intelligenz zu verringern. Unser Bewußtsein, erklärt er, ist ein Produkt des Gehirns, ein Gehirnparasit; es wächst mit ihm, nimmt mit ihm ab, verfällt mit ihm und stirbt mit ihm. Das ist die alte Beweisführung der Epikureer, welcher ihr großer Dichter Lukretius mit unübertrefflicher Kraft Ausdruck gibt. Das Ganze ist aber ein Trugschluß, den heutzutage schon ein Schuljunge durchschauen muß. Denn, wenn die Vernunft von der Gehirnsubstanz abhängt, so müssen wir diese Behauptung auch weiter ausdehnen und die Universalvernunft, deren Wirksamkeit im ganzen Kosmos zu spüren ist, auch von einem Gehirn abhängig machen; „was“, wie die Logik sich ausdrückt, „absurd ist“. Die heutige psychologische Forschung kommt immer mehr zur Einsicht, daß die Gedankenwelt unser Gehirn als ein Werkzeug gebraucht und keineswegs als die Ursache ansieht. Das Werkzeug ist ebensowenig der Schöpfer des Gedankens, wie Beethoven der Schöpfer seiner Musik ist. Das Werkzeug kann verbraucht werden, aber die Musik kann irgendwo anders wiedergegeben werden.

Je wahrer und höher unser Seelenleben sich entwickelt, desto gewisser werden wir, daß unsere Seele nicht nur durch die Tätigkeit des Gehirns ernährt wird, sondern mehr und vor allem durch eine andere Seele, deren himmlische Strahlen sich in die unsrige ergießen, und deren unsterbliches Leben wir leben. Plutarchs schöner Gedanke über den „daimon“ oder Schutzgeist Sokrates' — nämlich: „daß es der Einfluß einer höheren Intelligenz und einer göttlichen Seele war, die in Sokrates' Seele wirkte“, kann bei allem edleren Gedankenleben als sicher angenommen werden. Unser Körper und unser Gehirn können sich verbrauchen; aber die dahinterliegende

Gedankenwelt hat, wie wir gesehen haben, ihr eigenes Reich mit seinen eigenen Gesetzen. Es liegt außer dem Bereich der Möglichkeit, wie Tyndall anerkennt, ein Verbindungsglied zwischen Muskel- und Nervenenergie einerseits und einem Zustande des Bewußtseins anderseits zu entdecken. Beides sind Welten für sich. Der Tod, der beide trennt, zerstört weder die eine noch die andere. Ein altes Wort sagt uns alles, was wir bis jetzt wissen: „Denn der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat“.



XXXI. Betrachtung.

MORAL UND EWIGKEIT.

Der Ewigkeitsbegriff ist eine differentia der Menschheit. Abgesehen von jeder Frage nach dem zukünftigen Leben genügt schon die einfache Tatsache, daß der Mensch dieses unendlichen Begriffes fähig ist, und daß dieser Begriff ein Teil seines bleibenden Denkvermögens ist, um ihn in eine besondere Klasse zu stellen. Ein englischer Bauer sagte einmal zum Verfasser: „Es gibt zwei Dinge, die mein Gemüt bedrücken: eins ist der Gedanke an den unbegrenzten Raum, das andere der Gedanke an eine unendliche Zeit“. Es freute mich, solche Worte zu hören. Der einfache Arbeiter war aus sich selbst auf diese beiden Dinge gekommen, die am meisten dazu beigetragen haben, den Menschen zu einem denkenden Wesen zu machen. Lotze sagt, daß die Fähigkeit, sich des Unendlichen

bewußt zu werden, die beste Gabe der Natur für die Menschenseele sei.

Das Studium der Unendlichkeit, besonders in Beziehung auf die Ewigkeit, hat merkwürdige Resultate gefördert. Die Wirkung auf die menschliche Denkungsart und die Sitten ist nicht etwa gleichartig gewesen. Es gab im Gegenteil die größte Verschiedenheit in der Auffassung von der Ewigkeit, die den merkwürdigsten Einfluß auf Moral und Leben hatte. Auf keinem Gebiet ist das religiöse Leben verwirrter gewesen; auf keinem Gebiet hat die religiöse Wirksamkeit zeitweise größere Irrtümer begangen. Ein Blick auf die verschiedenen Wege, auf denen unser Denken weiter gestolpert ist, wird uns helfen, den rechten Weg zu finden. Es gibt z. B. eine Ansicht von der Ewigkeit, deren logische Folgen ganz einfach zu einem moralischen „Gehenlassen“ führen. Nach diesem Schema gibt es keine andere Ewigkeit, als ein ewiges Dasein der Kraft und der Materie. Die Materie ist ewig, die Kraft ist bleibend. Das Weltall enthüllt uns nichts, was wir eine letzte Ursache oder einen vorherbestimmten Endzweck nennen. Wir müssen jeden Gedanken an ein Fortschreiten, an ein dramatisches dénouement aufgeben. Ein vollständig fertiges Weltall kann natürlich keine Fortschritte machen. Die Veränderungen, die die Wissenschaft zugibt, sind, wie ein amerikanischer Verteidiger dieser Ansicht sich äußert, nur „kosmische Wetterveränderungen.“ Die sonderbare Kombination Spinozas und Büchners von einem veralteten Determinismus und einem ebenso verschlissenen Materialismus wird auf die Dauer keinen Einfluß auf unser modernes Denken ausüben. Die Wissenschaft betrachtet das als überwundenen Standpunkt. Eine a priori Philosophie, die den Fortschritt verleugnet, weil er einer unbewiesenen, abstrakten Idee widerspricht, hat wenig Aussicht gegen ein beständig sich mehrendes Heer von Tatsachen, die auf ein unaufhörliches Fortschreiten hindeuten. Hier wird die Evolutionslehre die Basis des Glaubens. Auch paßt sie vor-

trefflich zu der neutestamentlichen Lehre von dem großen Weltende, von dem „noch fernen göttlichen Ereignis, auf das die ganze Schöpfung wartet“.

Die Auffassung von der Ewigkeit, die uns ein unveränderliches Weltall ausmalt, eine Ewigkeit von endlosen und zwecklosen Neuordnungen von Kraft und Materie, ist nicht nur unwissenschaftlich sondern auch unmoralisch. Würde sie angenommen, so ist eine Bequemlichkeitsmoral die einzig denkbare. In demselben Maße, wie man an sie glaubt, wird das Leben zu einem Scherz oder einer pessimistischen Tragödie.

Quum tamen incolumis videatur

Summa manere,

ruft Lukretius aus: Trotzdem es auf der Oberfläche anders aussehen kann, „scheint doch die Summe der Dinge unverändert zu bleiben“. Und der Schluß ist, wie er werden muß, wenn man so denkt: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“.

Alles religiöse Streben in einem seelenlosen Weltall, wo der Mensch mit seinem fieberkranken Gehirn für einen kurzen Augenblick figurirt, wäre ein großes Gaukelspiel. Die einzige logische Lebensregel ist die Omar Chajjâms:

Trinke, wir wissen nicht, woher noch weshalb wir kamen;

Trinke, wir wissen nicht, warum noch wohin wir gehen.

Heiligkeit in einer Welt der Gleichgültigkeit ist absurd. Der Grund, weshalb wir noch Moral hätten, läge dann in der Antwort Voltaires, die er einem Manne gab, der zu wissen wünschte, warum er bei solchen Grundsätzen nicht Raub und Mord begehen dürfe. „Darum, mein Freund, weil Du, wenn Du es tust, wahrscheinlich gehängt wirst“.

Nicht nur in äußerlichen Betrachtungen dieser Art finden wir einen Mißbrauch des Ewigkeitsbegriffs. Näherliegende irrige Meinungen haben seltsame, traurige Resultate hervorge-

bracht. Religiöses Denken ist beständig zwei Irrtümern ausgesetzt gewesen. Der eine besteht darin, die Ewigkeit mit der Vorstellung vom Untergang und der Zerstörung aller Dinge zu indentifizieren. Viele Generationen hindurch haben die Christen ihr Weltsystem in zwei Teile geteilt — erstens die Zeit, in der sie lebten, und die bald zu Ende gehen würde, und zweitens „die Ewigkeit“, die mit einem alles verschlingenden kosmischen Ausbruch beginnen sollte. Diese Vorstellung, die in erster Instanz dem jüdisch apokalyptischen System entlehnt wurde, das nach dem Exil und vor Christus so reichlich blühte, hat auch bei den ersten Christen allgemein Glauben gefunden und ist seitdem beständig erneut worden. Die christlichen Kirchenväter sehen von Jahr zu Jahr in allem, was geschieht, eine Erfüllung der Prophezeihungen, die unmittelbar der Endkatastrophe vorausgehen. Unter diesem Eindrucke hat zu verschiedenen Zeiten eine große Panik die Gemeinden ergriffen. Man kann sich keinen erschreckenderen Zustand denken, als den, der im westlichen Europa herrschte, als das erste Jahrtausend sich zu Ende neigte. Die Propheten verkündigten überall, daß das Ende aller Dinge da sei. Das Volk glaubte ihnen und schloß seine Geschäfte, ließ die Saat auf den Feldern umkommen, zerriß die Familienbände und sammelte sich in verhungerten, erschreckten Haufen, den gefürchteten, kommenden Tag zu erwarten. Das Gefühl der Verzweiflung hat nie in dieser Welt eine solche Höhe erreicht, als in dem Augenblick, wo die Uhr der Zeit sich immer mehr der letzten Sekunde des verhängnisvollen Jahres näherte.

Und doch ist die Lehre, die diese Täuschungen uns gegeben haben, noch nicht allgemein geworden. In einer vor kurzem erschienenen „History of the Plymouth Brethern“ erklärt der Verfasser — ein vollkommen kompetenter und scharfsinniger Beobachter, der die inneren Verhältnisse dieser Sekte gründlich studiert hat — daß, „wenn jemand zu den ersten Brüdern gesagt hätte, drei Viertel des Jahrhunderts würde ver-

gehen, und die Kirche bestände noch, ihre Antwort ein Lächeln gewesen wäre, teils mitleidig, teils mißbilligend, aber ganz ungläubig“. Das moralische Resultat einer solchen Ansicht ist, wie derselbe Verfasser zeigt, sehr lehrreich. Männer und Frauen, die eine solche Überzeugung hegten, haben sich systematisch von vielen wichtigen menschlichen Interessen und Pflichten zurückgezogen. Sie haben es anderen überlassen, für Reform und Freiheit zu kämpfen.

Die ältesten Brüder brandmarkten die von Clarkson, Maccaulay und Wilberforce angeregte Bewegung zur Abschaffung des Sklavenhandels als „gottlos“. Sie entmutigten die Philanthropie und sogar die Mission. Wäre die Welt ihnen überlassen worden, so würden wir keine Kunst, keine Wissenschaft, keine Literatur haben. Es ist wahrlich an der Zeit, daß dieser Ewigkeitsbegriff, als eine anstürmende Zeitwoge, die bald über uns rollen wird und alles, was da ist, ertränkt, von den denkenden Menschen als erweislich falsch und unmoralisch angesehen und deshalb aus der Welt geschafft werden sollte.

Und zugleich müssen wir uns von einer anderen Vorstellung freimachen, die noch mehr überhand genommen hat. Die Vorstellung nämlich, die Ewigkeit als eine Art beständigen „von oben nach unten Kehrens“ anzusehen, bei dem alle Grundsätze göttlicher Leitung, die wir in unserem jetzigen Dasein anerkennen, neutralisiert und aufgehoben werden. Daß der Gott, den wir kennen, auch der Gott der Höllenqualen der mittelalterlichen Theologie sein könne, ist für ein wirklich ernstes Gemüt einfach undenkbar. Daß Gott, sobald ein Mensch stirbt, sein ganzes Wesen gegen ihn ändern würde und ihm zum blutigen Rächer werden sollte, ist eine Auffassung, die nur in einem barbarischen und unlogischen Zeitalter möglich ist. Könnte wohl eine Mutter ihr Kind, so lange es noch wach ist, lieben und pflegen, und sobald es eingeschlafen ist, sich in ein wildes Tier verwandeln und es verschlingen? Nur eins kann uns über die lange Dauer dieses theologischen

Alpdruckes trösten, und das ist, daß das menschliche Gemüt stets abgeneigt war, die Sache ernst zu nehmen. Die Einbildungskraft weigerte sich, die Gedanken anzunehmen. Das Gewissen wollte sich nicht davon regieren lassen. Zu der Zeit, als die Herrschaft des Höllendogmas am größten war, standen Charakter und Moral auf der niedrigsten Stufe. Der Humor nahm dem Schrecken den Stachel. Die Barden des vierzehnten Jahrhunderts verlachten die Priester und ihre Erzählungen. Die Reaktion der Humanität erreichte ihren Höhepunkt in Rabelais, der die Hölle in Lucians Weise behandelte und ganz Europa über die Spaßhaftigkeit der Unterwelt vor Lachen sich schütteln ließ.

Es ist Zeit, daß wir zu der edleren Auffassung der Ewigkeit kommen, die zugleich das Wesen der wahren Religion und der wahren Moral ist. Je mehr wir uns mit der Auffassung vertraut machen, wie sie im Neuen Testament und in der anderen Offenbarung, die uns in dem sich stets entwickelnden menschlichen Bewußtsein gegeben wird, liegt, desto mehr werden wir die Unhaltbarkeit und Falschheit der vorhin angeführten Travestie durchschauen. In diesem verklärten Lichte werden sich die apokalyptischen Donnerschläge und Trompetenstöße als poetische Darstellungen dessen zeigen, das in sich vollständig geistiger Natur ist. Die wahre Ewigkeit, wie Christus sie uns lehrte, hängt sicherlich mit dem Begriff der Dauer zusammen; sie umschließt den Tod und das „Jenseits“ des Grabes; aber das ist nur der kleinste Teil des Begriffs. Denn die Ewigkeit, die er verkündigte, ist nicht nur „dann“ sondern „jetzt“; nicht nur „dort“ über den Sternen, sondern „hier“ in der bewußten Seele. Das ewige Leben, das er uns bietet, ist keine unzählige Reihe von Jahren. Sein vornehmstes Element ist ein bewußtes Verhältnis zu, ein Empfangen von und ein Mitbürgerrecht an jener gemeinschaftlichen, geistigen Ordnung, die hinter dem Vorhang liegt. Es ist die Gemeinschaft an der göttlichen Wirklichkeit, von der das innigste Trachten der

Seele nur ein schwacher Schatten ist; und an dieser Wirklichkeit teil haben, ist zugleich ein Durchschauen der Absicht des Lebens und seine innere Befriedigung. Für den, der in dieser Region zu Hause ist, sind Zeit und Ewigkeit nicht zwei verschiedene Dinge, sondern ein und dasselbe. Er sieht das Sichtbare im Lichte des Unsichtbaren, sub specie aeternitatis. Für ihn ist diese Welt ein Spiegelbild, das von dem Glanze der zukünftigen schon bestrahlt ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus gibt die Ewigkeit der Moral ihr einzig lebensfähiges und wirksames Motiv und dem Menschenleben seinen wahren Wert und Zukunftszweck. Das ist eine Ansicht, die den ganzen Menschen belebt. Bürgerrecht, Wissenschaft, Kunst, Politik, soziale Gesetze, alle erhalten einen edleren Charakter als Teil einer Weltordnung, die auf einem unveränderlichen geistigen System beruht. Ein lebendiger Beweis für diese Wahrheit liegt darin, daß unser Mitmensch für uns erst wahrer Mensch wird, uns erst lieb und teuer wird, wenn wir bei ihm etwas von dieser Ewigkeit entdecken. Der Mensch, der seinen Brüdern den klarsten Beweis gibt, daß er gewöhnt ist, in jener Region zu leben, der ihnen die größten Schätze aus diesem unsichtbaren Heiligtum schenken kann, wird schließlich immer von ihnen als ihr größter Wohltäter angesehen.





XXXII. Betrachtung.

DER HEUTIGE CHRISTUS.

Ohne Erklärung könnte dieser Titel fast als eine Impertinenz erscheinen. Ist der heutige Christus ein anderer als der gestrige oder der morgige Christus? Ist nicht die Lehre von seiner Unveränderlichkeit der Mittelpunkt der christlichen Orthodoxie? Das mag so sein, und doch ist der Titel berechtigt. Denn er ist nur ein Ausdruck der Relativität unseres Wissens. In gewisser Hinsicht ist Christus eine neue Schöpfung für jede Generation, weil jede Generation sich die Welt schafft, in der sie lebt. Das Weltall ist für den Wurm, wozu der Wurm es macht. Wir können zu keinem absoluten Wissen kommen, denn wir können uns nicht von der Veränderlichkeit unserer Erkenntnis freimachen. Das Weltall wächst mit unserem eignen Wachstum. Es wird größer mit jedem Zoll, den wir unserer geistigen Größe zusetzen. Und dies Gesetz der Relativität hält gleichen Schritt mit unserem religiösen Wissen. Der Unterschied in der Auffassung von Christus als dem „Zimmermannssohn“ und der Auffassung, die sich im vierten Evangelium von ihm geltend macht, ist, wie wir alle einsehen, kein Unterschied des Objekts, sondern der Beobachter. Und dieser Gesichtspunkt ist, abgesehen von unserem Willen und abgesehen von unserem moralischen Standpunkt, einer beständigen Veränderung unterworfen. Das 20. Jahrhundert kann, selbst wenn es wollte, Christus nicht mit den Augen des Mittelalters ansehen. Es sieht mit seinen eigenen Augen, und jede spätere Auffassung wird sich etwas von der früheren unterscheiden. Wir brauchen über diese Tatsache nicht zu

streiten, noch weniger uns vorzuwerfen, daß es so ist. Es uns.

Bocharius Ursinus, Mitberaus-
geber des Hebelberger Kate-
chismus * 1574. - Friedr. Jäger,
Missionsinspektor † 1891. -
P. Scheller, Märtyrer † 1839.

199-166	1955
EM 4.25	DM 3.03
EU 20.30	RM 19.30

18

Montag

Juli

Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden. Röm. 8, 18


Dieser Zeit Leiden, wer wollte sie alle aufzählen, die allgemeinen und die einzelnen? Wenn die Wellen des Zeitgeschehens so wild aufbrausen, wie das seit Jahren der Fall ist, dann werden wir alle mehr oder weniger davon beunruhigt und können uns kaum der Frage erwehren: Warum müssen wir gerade eine solche Zeit durchleben? Aber getroßt! Wohl kann Leidenszeit den Blick trüben und uns seufzen lassen: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit und ist voll Unruhe.“ Doch es ist einer, der „schließt das Tor der bitteren Leiden und macht Bahn, da man kann gehn zu Himmelsfreuden“. Darum gilt es in Zuversicht und getrostem Glauben aufs Ziel schauen. Da ist Herrlichkeit, der gegenüber die Leiden der Zeit nicht von Belang sind. Das ist kein Wunschtraum, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben. Im Licht der künftigen Herrlichkeit können die durch Christus Erlösten jubeln: „Freude die Fülle und selige Stille hab ich zu warten im himmlischen Garten, dahin sind meine Gedanken gerich't.“ Röm. 8, 18-23

Tit. 3, 3-7

beziehen will. Der Nachdruck wird auf die moralischen Lehren Christus' gelegt. Die glänzenden Analysen dieser Lehren von Wendt oder Bernhard Weiß haben der Welt ein neues Gefühl für die höchste Homogenität der Ethik in den Evangelien gegeben. Tolstoi findet, nachdem er sich von der konventionellen



XXXII. Betrachtung.

DER HEUTIGE CHRISTUS. 

Ohne Erklärung könnte dieser Titel fast als eine Impertinenz erscheinen. Ist der heutige Christus ein anderer als der gestrige oder der morgige Christus? Ist nicht die Lehre von

Bartholomäus Ursinus, Mitverleger des Heidelberger Katechismus * 1534. - Friedr. Fabri, Missionsinspektor † 1891. - P. Schneider, Märtyrer † 1939.

Montag

18

Juli

Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden. Röm. 8, 18

Dieser Zeit Leiden, wer wollte sie alle aufzählen, die allgemeinen und die einzelnen? Wenn die Wellen des Zeitgeschehens so wild aufbrausen, wie das seit Jahren der Fall ist, dann werden wir alle mehr oder weniger davon beunruhigt und können uns kaum der Frage erwehren: Warum müssen wir gerade eine solche Zeit durchleben? Aber getrost! Wohl kann Leidenszeit den Blick trüben und uns seufzen lassen: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit und ist voll Unruhe.“ Doch es ist einer, der „schließt das Tor der bitteren Leiden und macht Bahn, da man kann gehn zu Himmelsfreuden“. Darum gilt es in Zuversicht und getrostem Glauben aufs Ziel schauen. Da ist Herrlichkeit, der gegenüber die Leiden der Zeit nicht von Belang sind. Das ist kein Wunschtraum, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben. Im Licht der künftigen Herrlichkeit können die durch Christus Erlösten jubeln: „Freude die Fülle und selige Stille hab ich zu warten im himmlischen Garten; dahin sind meine Gedanken gericht't.“

Röm. 8, 18-23

Tit. 3, 3-7

streiten, noch weniger uns vorzuwerfen, daß es so ist. Es liegt in der Natur der Sache. Es ist Gottes Absicht mit uns.

Wir wollen deshalb den Inhalt des jetzigen inneren Bewußtseins, die Person Christus betreffend, feststellen und einige Folgerungen daraus ziehen. Das erste, was wir dabei bemerken, ist, daß unsere Zeit zu einem solchen Studium verschiedene neue Meßinstrumente hat. Durch ihre neue, wissenschaftliche Methode und besonders durch ihre allumfassende Evolutionsformel nimmt sie sich vor, alle Ereignisse des Lebens, unter ihnen auch die christlichen Phänomene, zu deuten. Die historischen Tatsachen werden im Lichte einer neuen historischen Wissenschaft studiert, die wiederum eine Wissenschaft über die Entstehung und Entwicklung der Legenden und Mythen einschließt. Die Schriften des Neuen Testaments sind in unserer Zeit unter das Mikroskop gelegt worden, und jede Zeile ist kritisch geprüft worden. Alle Tatsachen, alles historische Material des ersten Jahrhunderts, alle geistigen und moralischen Verhältnisse, alle Quellen, die nur etwas Licht auf die Entstehung der Haupterzählungen von der Lehre des Christentums werfen konnten, sind mit einer Ausdauer und Genauigkeit untersucht worden, zu der keine frühere Zeit ein Gegenstück zu bieten hat. Eine große theologische Schule, die Ritschlsche, der unser modernes christliches Denken in mancher Weise Dank schuldet, erklärt, daß nur auf dem Wege historischer Forschung die Wahrheit an den Tag kommen kann, und verwirft folglich, was man Religionsmetaphysik nennt. Auch in anderer Richtung hat sich eine ähnliche Tendenz geltend gemacht, die das Christentum von jedem Element des Mysteriums befreien will. Der Nachdruck wird auf die moralischen Lehren Christus' gelegt. Die glänzenden Analysen dieser Lehren von Wendt oder Bernhard Weiß haben der Welt ein neues Gefühl für die höchste Homogenität der Ethik in den Evangelien gegeben. Tolstoi findet, nachdem er sich von der konventionellen

Orthodoxie befreit hat, in diesen Lehren allein eine vollständige Lebenstheorie.

Die Historiker und Kritiker haben sich einer mühsamen Arbeit unterzogen, um uns ein Bild des wirklichen Christus zu geben; und es muß anerkannt werden, daß ihnen dies besonders in bezug auf die Lehre Christus' wohl gelungen ist. Und dennoch, wenn wir das jetzige christliche Bewußtsein prüfen, wenigstens da, wo es in angemessenem Grade entwickelt ist, so sind wir erstaunt darüber, wie wenig die äußere, sichtbare Geschichte von Christus sich mit unserer Gesamtauffassung von ihm deckt. Die Geschichte macht ihn uns als menschliche Persönlichkeit begreiflich, stellt ihn auf festen Boden, gibt einen bestimmten Zeitpunkt für sein Auftreten an, erforscht seine Nationalität. Er ist ebenso wirklich und tatsächlich wie Tiberius und Tacitus. Nichtsdestoweniger ist diese rein persönliche Geschichte, im Vergleich zu seiner Bedeutung für unser inneres Leben, wie ein Wölkchen über unserem Haupte, verglichen mit dem unendlichen Blau des Himmels.

Wenn man in diesem Zusammenhang von der Endursache, von dem entscheidenden Grunde sprechen wollte, so müßte man sagen, daß es von Anfang an vorherbestimmt schien, daß die äußere Geschichte Christus' nur eine untergeordnete Rolle in seiner Offenbarung an die Welt spielen sollte. Für uns scheint es für immer unmöglich zu sein, ihm auf diesem Wege zu nahen. Reise nach Palästina, studiere die Topographie Jerusalems und Nazareths, und du wirst bei deiner Heimkehr fühlen, daß du dem, was du zu finden hofftest, eher ferner als näher gerückt bist. Die Welt hat kein Denkmal von Christus und kein authentisches Porträt von ihm. Die ersten christlichen Väter, die eine Beschreibung seiner Persönlichkeit wagten, haben sich in hoffnungslose Widersprüche verwickelt. Abgesehen von einer zweifelhaften Korrespondenz mit dem König von Edessa haben wir keine Zeile

von Christus' Hand. Wir kennen Shakespeare durch Hamlet und Goethe durch Faust, Christus aber hat kein Buch herausgegeben. Selbst von dem Teil seines Lebens, dem einzigen, von dem wir geschriebene Einzelheiten haben, einem kurzen Zeitraum von drei Jahren seines öffentlichen Auftretens, wissen wir nicht, wie wir es in den richtigen Zusammenhang bringen sollen. Alles, was wir sagen können, ist, daß es eine persönliche Geschichte von ihm gibt, im Vergleich aber zu dem ganzen Christus unserer Tage ist es nur ein Fragment, eine Andeutung.

Wer und was ist denn der heutige Christus? Erstens und vor allem ist er die Macht, die sich hinter dem Neuen Testament verbirgt. Für unsere moderne Anschauung ist er nicht so sichtbar in diesen Schriften wie durch diese Schriften. Wie die Wissenschaft in allen Phänomenen eine Bestätigung der unsichtbaren, allgegenwärtigen Kraft findet, so erfaßt den heutigen Forscher, wenn er die Blätter der christlichen Urkunden wendet, das Gefühl, daß er an jedem Punkte mit dem Mysterium, das ihr Entstehen ermöglichte, in Berührung kommt. Hier liegt für den Gelehrten der Kernpunkt der Frage. Denn in welchem Maße sich auch die Ungenauigkeit oder das Legendenhafte in das Neue Testament eingeschlichen hat, es gibt doch einen Punkt, in dem seine absolute Zuverlässigkeit nicht bezweifelt werden kann. Das Neue Testament gibt mit der Genauigkeit einer chemischen Wage den Eindruck wieder, den die Persönlichkeit Christus' auf die Verfasser gemacht hat. Das vierte Evangelium ist das Echo der himmlischen Stimme, die aus der Seele des Verfassers gesprochen hat. Die paulinischen Episteln zeigen uns, was eins der tiefsten Gemüter, die die Welt jemals hervorgebracht hat, für Jesus fühlte. Die mannigfaltigen Berichte der verschiedenen Verfasser unterscheiden sich durch ihre individuellen Eigentümlichkeiten und Standpunkte. Jeder von ihnen aber läßt uns verstehen, daß der Eine, von dem er schreibt, auf den Ver-

fasser den Eindruck von etwas Himmlischem, über alle menschlichen Begriffe Mächtigem und Schönen gemacht hat, und neue Kräfte in seiner eigenen Seele erweckt, neue Gesichtspunkte erschlossen hat. Nach dem Gesetz der Dynamik verlangt der gegebene Eindruck eine entsprechende Ursache. Wenn dieses der Eindruck war, was war die Ursache? Der heutige Christus ist uns also vor allem die Macht, das strahlende Geheimnis des Neuen Testaments.

Er ist aber noch etwas mehr; wir können sogar sagen, der heutige Christus ist in gewisser Beziehung noch größer als der des Neuen Testaments. In diesem sehen wir ihn noch in der Beschränkung, die sein leibliches Leben bedingte. Jetzt aber sehen wir ihn als eine rein geistige Macht, eine Macht, die die Zeiten überdauert und verändert. Psychologische Tatsachen sind ebenso wirklich wie andere — ja mehr noch, denn sie sind die einzigen, die wir wirklich kennen. Ein unparteiischer Forscher in dieser Frage muß jetzt die Bedeutung des inneren Menschen Christus' erforschen, von dem die Geschichte der Zeiten erfüllt ist. Wir müssen dann über die Grenzen Judäas und Galiläas hinausgehen, hinaus über die Grenzen des welthistorischen Jahres 30, und die Bedeutung Christus' darin sehen, wie sie sich in Paulus, Augustinus, Bernhard und Wesley offenbarte. Wir müssen Inhalt und Art des geistigen Lebensstromes in Berechnung ziehen, der sich vom ersten Jahrhundert an über die Menschenseelen ausgegossen und solch wunderbare Wirkungen hervorgebracht hat. Was für eine Kraft ist es wohl, die es vermochte, daß der zu qualvollem Tode verdamnte Ignatius den Scheiterhaufen, das Kreuz und die wilden Tiere mit Entzücken begrüßte, wenn er nur „zu Christus gelangen konnte“? Das ist eins von den Millionen innerer Zeugnisse. Aber sie zeugen alle in gleicher Richtung. Es ist eine einfache Tatsache, daß Christus zu allen Zeiten und in allen Lagen das Leben der Seele gewesen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der heutige Christus eine

unsichtbare Weltmacht, die ihre Wirkungen im Inneren des Menschenherzens ausübt. Und diese Kraft scheint ebenso beständig, unveränderlich und durchdringend zu sein, wie die Schwerkraft selbst.

Wenn die Tatsachen so sind, wo liegt die Erklärung dafür? Es gibt eine alte, soviel wir wissen, unübertreffliche Erklärung, deren ganze Bedeutung wir vielleicht noch nicht völlig erfaßt haben. Diese Erklärung ist uns in der Geschichte Paulus' gegeben. Kein menschliches Wesen hat jemals mehr unter dem Einfluß der Macht Christus' gestanden, und doch hatte er Christus nie im Fleische gesehen und fast nie macht er eine Andeutung von dem, was sich auf der irdischen Laufbahn Christus' ereignet hat. Dennoch war er beseelt vom Glauben an Christus, als den noch Lebenden und als den wahren Mittelpunkt der unsichtbaren Welt des Menschen. Sein eignes inneres Leben und die daraus folgenden äußeren Lebensschicksale rühren, wie er wiederholt erklärt, von der Berührung mit Christus in der unsichtbaren Welt her. Diese Versicherung Paulus' ist umso bemerkenswerter, als sie nichts von der Geburtsgeschichte und nichts von dem, was Harnack die Ostergeschichten nennt, enthält. Was er fühlte, war seine eigene Seele und die Macht, die darauf von dem unsichtbaren Christus ausgeübt wurde.

Demnach ist der heutige Christus: eine menschliche Geschichte, eine Persönlichkeit und eine dahinter liegende Macht. Vielleicht können wir sagen, eine Wolke am Himmel und dahinter das unendliche Blau, aus dem die Wolke hervorgegangen ist! Und die Wolke und das Blau sind eins. Worte können die Tiefe des Geheimnisses nicht ausdrücken, aber doch können wir es wohl so fassen: Das Unendliche mußte, um unendlich zu sein, ein Element der Persönlichkeit enthalten. Es enthält mehr als Kraft; es enthält Wahrheit, Liebe, Reinheit, Heiligkeit. Diese aber mußten, um ihre volle Wirkung auf menschlichem Gebiete auszuüben, personifiziert werden. Das Unend-

liche mußte Gestalt annehmen. Das unbegrenzte Blau mußte die Wolke bilden. Und so ist es geschehen. Wenn wir uns an einem verborgenen Orte unserer Seele unseren Gott schaffen, so formen wir ihn nicht aus Schwerkraft und chemischer Anziehungskraft, sondern aus Heiligkeit und Liebe. Und siehe! wenn wir ihn betrachten, so ist seine Gestalt die des Menschensohnes! Das Absolute als das Absolute ist nicht genug für das religiöse Leben. Der Mensch muß etwas Festes, Sichtbares haben, sozusagen eine Kristallisation des Alls, das er mit seiner Liebe und seiner Ehrfurcht umfassen kann. Und hier kommt ihm die neutestamentliche Geschichte entgegen. Hier findet er die unendliche Güte vermenschlicht und personifiziert. Wenn er sich in dieses Leben hineinlebt, so erhält er einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Und wenn er glaubt, so strömt die Kraft, selbst gut zu sein, über ihn. Dann erkennt er den heutigen Christus nicht nur als ein menschliches, sondern als ein göttliches Wesen; nicht nur als eine Gestalt der Weltgeschichte, sondern als ein ewiges Jetzt. „Gott mag andere Worte für andere Welten haben, für diese Welt aber ist das Wort Gottes Christus.“



XXXIII. Betrachtung.

DIE ÜBERRASCHUNGEN DER WELT.

Max Müller erzählt von den ältesten arischen Völkern, daß sie ihre anfängliche Verwunderung über die Welt, das Gefühl, daß diese Welt wunderbar sei und sie selbst Fremdlinge darin, nie überwunden hätten. Es liegt etwas Erquickenden

des in dieser Äußerung. Wir haben unser Gefühl für alles Wunderbare als ein geistiges Vermächtnis nicht genügend geschätzt. Ja, sich nicht zu wundern, ist viele Jahre als eine Tugend angesehen worden. Wir erinnern uns wohl, wie Aristoteles in seiner „Ethik“ von „dem hochgesinnten Manne“ sagt, daß „er nicht fähig ist, etwas zu bewundern, denn nichts ist groß für ihn“. Und die moderne Forschung scheint auf den ersten Blick derselben Tendenz — *nil admirari* — zuzuneigen. Die Wissenschaft hat das Universum von den alten Elementen, die die Verwunderung nährten, gereinigt. Die Götter und Göttinnen haben den Olymp verlassen; Dryaden und Genien bevölkern nicht länger die Wälder und Flüsse. Die Poesie scheint in Gefahr zu schweben, unter den Gesetzen des Weltalls zu ersticken. Wo bleibt das Romantische, wenn alles erklärt worden ist? Schon vor langer Zeit protestierte Keats gegen das trockene Programm der Wissenschaft.

Unsere Dichter brauchen sich jedoch nicht zu beunruhigen. Keine Macht der Wissenschaft kann aus der Seele das Gefühl der Verwunderung über sich selbst und die Welt ausrotten. Hat sie sich eine Zeitlang mit den neuen Erklärungen beschäftigt, so findet sie schließlich, daß das Problem sie einen Schritt zurückgebracht hat. Das ursprüngliche Rätsel scheint unlöslicher als vorher. Es gibt Leute, welche von dem Unwahrscheinlichen, ja dem Unbegreiflichen einer zukünftigen Daseinsform sprechen. Haben sie wohl jemals über das Unwahrscheinliche, um nicht zu sagen das Unbegreifliche einer solchen Daseinsform, in der wir uns jetzt tatsächlich befinden, nachgedacht? Wenn wir davon überzeugt sind, daß solch unmögliche Wesen wie wir wirklich eine solch unmögliche Welt bewohnen, dann müßten die a priori Einwendungen gegen die Möglichkeit eines anderen Lebens in einer anderen Welt verhältnismäßig unbedeutend werden. Es ist der Mühe wert, uns in diesen Gedanken zu vertiefen. Es kommt zuweilen vor, daß wir langsam aus einem Traumzustande, in dem wir kurze

Zeit bewußtlos gelegen haben, erwachen, und die Wirklichkeit wird uns ganz allmählich klar. „Ist es wirklich wahr,“ fragen wir uns, „daß ich bin, was ich bin, und wo ich bin, und daß alles um mich her so ist, wie es ist?“ In solchen Augenblicken erhalten wir einen starken Eindruck von der Fremdheit der Welt. In einer anderen Sphäre erwacht zu sein, das würde uns kaum mehr überrascht haben.

Keine wissenschaftlichen Erklärungen, keine kosmischen Theorien können uns das Gefühl der Verwunderung darüber nehmen, daß alles ist, wie es ist. Wenn wir die Bewegung der Sonnen und Planeten durch das Gesetz der Gravitation erklären, welches wirkt, sagen wir, „wie das Quadrat der Entfernung“, so stützen wir uns nur auf eine andere Frage, die wir nicht lösen können: Warum gibt es ein Gesetz der Gravitation, und warum wirkt die Schwerkraft wie das Quadrat und nicht wie der Kubus der Entfernung? Wenn wir uns die Entstehung der Erde klarmachen und alles auf einen ursprünglich rotierenden, glühenden Feuernebel zurückführen, der sich zu Planeten verdickte und nacheinander Atmosphäre, Berge, Erde, Wasser, Pflanzen, Tiere und schließlich Menschen hervorbrachte, so müssen wir fragen: „Wie kommt es, daß die ursprüngliche Bewegung gerade auf diese Art wirkte, und was lag in dem ersten Impuls, der diese Wirkung hervorbrachte?“ Wie war es möglich, daß diese ursprünglich blinde Kraft uns mit einer Seele und mit Gefühlen der Sympathie und der Religion ausrüsten konnte? Und um dieses wirklich zu erreichen, welche unfäßbare Menge von Unwahrscheinlichkeiten mußte nicht niedergetreten werden! Das Wunderbare im Dasein des Menschen, wie es von den hebräischen Kosmogonisten aufgefaßt wurde, ist nichts im Vergleich zu dem Wunderbaren, wie es unsere modernen Gelehrten auffassen.

Die größte Überraschung der Welt liegt für denkende Gemüter in ihrer Doppelseitigkeit. Sehen wir nach der einen Richtung, so bekommen wir einen Anfall von Pessimismus.

Wir können aber keine fünf Minuten nach der anderen Richtung hin sehen, ohne von der Woge des lichtesten Optimismus ergriffen zu werden. Diese Mischung des Göttlichen und des Niedrigen ist ein Rätsel. Einerseits haben wir eine Empfindung von der Herrlichkeit des Lebens, die selbst den Spötter Nietzsche vor Entzücken ausrufen ließ: „Wahrlich, göttliche Schauspieler sind nötig, um das Schauspiel zu schätzen, daß sich vor unseren Augen abspielt, und dessen Ausgang man sich noch nicht denken kann, ein Schauspiel, zu schön, zu wunderbar, zu paradox, als daß es nur eine meinungslose Erscheinung auf einem lächerlichen Stern sein könnte.“ Was aber wollen wir andererseits sagen von all dem Dunkeln, Mißglückten, Schmerzenden und Bösen in der Welt? Wie haben die Menschen ihr Gehirn gequält, um das fassen zu können! So z. B. Plato mit seiner Vorstellung, daß der Schöpfer, als er das Notwendige mit dem Denkbaren vermischte, ein Universum schuf, das ihm selbst so ähnlich wie möglich war; oder Aristoteles, der einen Unterschied zwischen der inneren Form und der äußeren Materie des Weltalls machte, und die göttliche Vollkommenheit mit der Form und die Unvollkommenheit mit der Materie identifizierte; oder Leibniz, der diese Welt als die beste aller Welten ansah, als die beste Lösung des Problems von einem Maximum und einem Minimum, eine Vereinigung zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen. Jedes Zeitalter hatte irgend eine Lösung, endigte aber damit, das Problem bestehen zu lassen. Uns aber bestärkt die dunkle Seite in dem Glauben, daß wir kein Teil eines alltäglichen Schemas sind, und daß eine Welt, die uns heute so große Überraschungen bietet, noch größere in Bereitschaft hat.

Die Wahrheit dieser Schlußfolgerung wird noch, wie ein allgemeiner Überblick zeigen wird, durch das Studium der Geschichte verstärkt. Eine moderne Ansicht erniedrigt die Geschichte zu einem Wissenszweige, „der es nicht wie Philosophie und Wissenschaften mit Ideen und Begriffen zu tun habe, sondern nur mit endlosen Details, mit Dingen, die ein-

mal eingetroffen sind und dann nicht mehr existieren“. Diese Schopenhauersche Auffassung der Geschichte, als ein Wirrwarr ohne gesetzlichen Zusammenhang und vernünftigen Zweck, kann sich an Abgeschmacktheit mit der Ansicht eines anderen nicht-christlichen Denkers, Buckle, messen; dieser verfiel in das entgegengesetzte Extrem und machte die Geschichte zu einem Produkt des Naturgesetzes und schrieb den Unterschied zwischen Menschen und Rassen dem Klima, dem Boden und der Nahrung zu. Diese Hypothese führt uns in Versuchung zu fragen, warum z. B. Deutschland, das noch dasselbe Klima, denselben Boden und dieselbe Nahrung wie zu Luthers Zeit hat, nicht beständig neue Luther hervorbringt. Keiner dieser Lehrer gibt uns eine befriedigende Antwort auf das Problem der Weltgeschichte. Im Gegensatz zu Schopenhauer sehen wir in den Ereignissen und Persönlichkeiten die Folgen einer geordneten Entwicklung; wir sehen im Hintergrunde vernünftige Zwecke. Im Gegensatz zu Buckle finden wir, daß die Geschichte voll unerwarteter und unberechenbarer Dinge ist. Weil das Weltall nicht um der Gesetze, sondern der Personen willen existiert, weil seine für uns unsichtbare Sphäre von werdenden Persönlichkeiten bevölkert ist, deshalb können wir beständig neue Zeiten und das Erscheinen großer Geister erwarten, deren alleiniges Denken und Wollen die Geschichte von Nationen verändert.

Unvorherbestimmbar und undenkbar sind wahrlich die Wendepunkte der Geschichte. Hätte wohl Buckle, wenn er den palästinischen Judaismus in den ersten Jahren unserer Zeitrechnung studiert hätte, aus dem, was er dann wahrgenommen, und aus einer Jahrhunderte langen, unfruchtbaren Vergangenheit die Zukunft des Judentums wahrheitsgetreu vorhersagen können? Was gab es an Umständen und Zukunftsaussichten, die das Neue Testament und die Geschichte des Christentums möglich machten? Und doch kam alles zustande. „Uns ist ein Kind geboren“, und der Schlüssel drehte

sich in der Türe des Geschicks. In kleinerem Maßstab wiederholt sich diese Geschichte beständig. Ende des achtzehnten Jahrhunderts schien die Poesie in England ausgestorben zu sein. Wer weiß Namen von lorbeer gekrönten Dichtern jener Zeit? Jahrzehnte der Unfruchtbarkeit folgten einander, bis plötzlich der Himmel der Poesie von Sternen erstrahlte: Wordsworth, Coleridge, Byron, Shelley, Keats. Heute herrscht eine klägliche literarische Dürre, aber ein neuer Shakespeare kann schon in der Wiege liegen. Die Welt des Denkens und des Handelns ist in der Tat auf ungeheure Überraschungen in unmittelbarer Zukunft vorbereitet. Wir alle, die wir das mittlere Lebensalter erreicht haben, haben in unserer Lebenszeit eine Veränderung in der Auffassung des Weltalls erfahren, wie sie größer Jahrhunderte hindurch nicht stattgefunden hat. Und die Entwicklung scheint noch schneller zu werden. Vielleicht stehen wir am Vorabend großer Entdeckungen oder stehen unter dem Einfluß von Kräften, die das ganze Aussehen der Menschheit verändern werden.

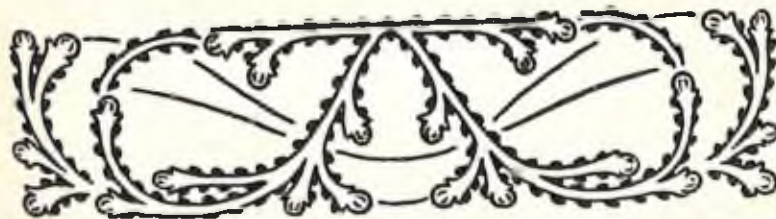
— Unser Thema, das wir bis jetzt nur vom allgemeinen Standpunkte aus behandelt haben, kann auch persönlich angewendet werden. Wir sprachen anfangs von einem Gefühl der Verwunderung als einem geistigen Vermächtnis, und wir können jetzt darauf zurückkommen. Die Menschen legen heutzutage großen Wert darauf, überrascht zu werden, und bezahlen große Summen, um neue Überraschungen zu erleben. Der römische Kaiser, der für einen neuen Genuß ein ganzes Vermögen versprach, würde heute viele Gleichgesinnte finden. Die Menschen machen eine Reise um die Welt, nur um Neues zu sehen, das sie mit Verwunderung und Staunen erfüllt. Aber das ist eine altmodische Art, nach dem Wunderbaren zu suchen. Der richtige Weg zu diesem Zwecke ist nicht der laterale, sondern der vertikale. Das Geheimnis liegt nicht im Umherstreifen, sondern im Emporsteigen. Ein Mensch, der täglich die Aussicht auf seine Geburtsstadt hat, würde sie nicht

wiedererkennen, wenn er sie von einem Ballon aus sähe. Wenn wir, als Individuen, nach den Überraschungen der Welt suchen wollen, so müssen wir den inneren Weg einschlagen. Wenn wir eine Gewohnheit ändern, ein neues Studium beginnen, eine neue Arbeit ergreifen, wenn wir eine bisher unberührte Seite unserer Natur dem freien Einfluß göttlichen Geistes öffnen, so werden wir uns in einer anderen Welt befinden. Das Leben besteht, wie Madame Swetchine sagt, nur aus dem, was wir selbst hineinlegen. Naturen, die sich durch beständigen Fleiß und stetes Streben ihre Frische bewahren, empfinden beim Dämmern eines jeden neuen Tages einen Genuß. Diesen glücklichen Seelen ist es gegeben, „die Welt in einem Sandkorn und den Himmel in einer wilden Blume zu sehen; sie halten die Unendlichkeit in ihrer Hand und finden eine Ewigkeit in einer Stunde“. Sie haben die Wahrheit der Worte Emersons eingesehen, daß jeder Tag der beste im Jahre ist.

Das wäre ein armes Leben, das nicht beim Rückblick auf das Vergangene von ehrfurchtsvoller Bewunderung erfüllt würde für die Art, auf die die göttliche Güte das Ganze geleitet. Es ist eine feine Beobachtung Ritschls, daß der Glaube eines jeden Menschen an eine persönliche Vorsehung auf seiner eigenen Erfahrung von Gottes Leitung beruht. Stevenson war es schwer, Gott die Leiden anderer zu verzeihen, aber er war tief gerührt über Gottes väterliche Fürsorge für sich selbst. Und was hatte er nicht zu erdulden! Diese verborgene Liebe Gottes zu uns in der vergangenen Zeit stärkt uns für die Zukunft. Wenn wir einem drohenden Geschick entgegengehen, so begegnen wir ihm ohne Furcht. Selbst das Schlimmste, was uns widerfahren kann, ist nur eine Überraschung der Gnade Gottes.

Das ist es, was uns auch im Tode begegnen wird. Der Tod wird uns nichts Böses zufügen. Sir James Paget behauptete, daß er kaum einen Patienten gekannt hätte, der

seinem Ende, wenn es kam, mit Furcht oder Widerwillen entgegensah. Er glaubte sogar, daß es wie jeder andere physische Vorgang seine besondere Freude in sich schließe. Von Bushnell wurde gesagt, daß „selbst sein Sterben ihm ein Spiel war“. Und warum nicht? Wir sagen mit Erasmus: „Kein Mensch kann eines schlimmen Todes sterben, der ein gutes Leben geführt hat.“ Und alles, was wir in dieser Welt erfahren haben, unsere Verwunderung darüber, unsere Erlösung vom Bösen, unsere Erziehung zum Guten, die tausend Gnadenerweisungen geben uns dieselbe Zuversicht wie den Heiligen aller Zeiten; und wenn wir von hier scheiden, dann erfahren wir die größte und segensreichste Überraschung.



XXXIV. Betrachtung.

DAS HANDELSYSTEM DES LEBENS.

Die Welt hat Überfluß an geschriebenen Glaubensbekenntnissen, aber nur die ungeschriebenen zählen wirklich. Jedermann hat sein eigenes. Die meisten unter uns gewinnen mit der Zeit eine Lebensauffassung, die künftig unser wirkender Glaube wird. Teils ererbt, teils erworben, erhält das Ganze Form und Farbe durch unsere besonderen Erfahrungen. Das private Glaubensbekenntnis der modernen Menschen unterscheidet sich oft in Form und Inhalt von dem des Katechismus. Es ist sonderbar, daß es der Theologie so vollständig mißglückt ist, eine wirklich lebensfähige Formel zu finden. Fragen wir den gemeinen Mann nach seiner Lebensansicht,

so wird er viel eher den Äußerungen irgend eines Parteigängers beistimmen, als die 39 Glaubensartikel anführen. Welch großen Beifall hat z. B. Huxleys berühmtes Gleichnis vom Schachspiel gefunden, worin der Mensch einem unsichtbaren Spieler gegenübergestellt ist, der unerbittlich gerecht ein strenges Halten der gegebenen Regeln verlangt, kein Zurück erlaubt, Geschicklichkeit und Sorgfalt mit Anerkennung beurteilt, aber der Unwissenheit und Nachlässigkeit mit sicherer Niederlage begegnet.

Und doch ist dies ein schwacher Vergleich. Er ist nicht wahr. Wenigstens nicht wahr genug, nicht *la Vérité vraie*. Beim Schachspiel ist der Gewinn des einen der Verlust des anderen; oder das Spiel ist fertig, wenn keiner einen Vorteil errungen hat. Wir weisen es ab, ein solches Resultat als die Summe des Lebens aufzufassen. Weit näher der Wirklichkeit läge es, das Leben als ein Handelssystem zu betrachten. Bei dem wahren Handel gewinnen beide Teile. Käufer und Verkäufer, Geber und Empfänger sind gleich bevorteilt, und die Verhandlungen dienen zur individuellen und allgemeinen Bereicherung. Bei dieser Anschauung sind die Tatsachen gewiß zutreffender als bei dem Gleichnis vom Schachspiel. Das genügt, um sagen zu können: im Verlauf der Jahre hat des Lebens Handelssystem daran gearbeitet, uns nicht nur Vorteil als Ersatz für einen gleich großen Verlust zu verschaffen, sondern einen sicheren Gewinn.

Aber wir greifen vor. Unsere Formel hat sich noch nicht selbst gerechtfertigt. Darf man von dem Universum als einem Handelssystem sprechen? Es würde vermessen sein, wollten wir diesen Satz als vollständige Erklärung des Ganzen ansehen, zu dem wir gehören. Er erhält aber einen großen Teil derselben. Einesteils ist die Natur ein beständiger Austausch. Die chemischen Elemente gehen beständig neue Verbindungen ein. Kraft ist Proteïn. Dieselbe Energie wird nach und nach Wärme, Luft, Elektrizität, Bewegung. Keiner der „ewigen

Hügel“ ist bleibend. Das Matterhorn ist, sagt Tyndall, eine Ruine. Der Snowdon war wahrscheinlich einmal 20000 Fuß hoch. Seine Trümmer sind heute über ein Dutzend Grafschaften verstreut. Die Geschichte eines Planeten verändert sich unaufhörlich, von Augenblick zu Augenblick, von Äonen zu Äonen, bis der Feuerebel, aus dem er entsprang, sich wieder in die zentrale Wärme auflöst.

Kommen wir jedoch zu den menschlichen Angelegenheiten, so offenbart uns unsere Formel ihren Hauptinhalt. Und hier ist es nicht der Verwandlungsprozeß, obgleich er stark genug hervortritt, sondern das Geben und Nehmen, das reine Tauschelement, das uns am meisten auffällt. Die Natur sitzt auf ihrem gewohnten Platz und treibt ihren Handel mit unfehlbarer Sicherheit. Ihre Gewichte und Maße, ihre Preise und ihre Werte verändern sich ungeheuer, wenn wir zu des Lebens höherer Sphäre gelangen, und sind, wenn wir dem Gipfel nahe sind, von einer himmlischen Feinheit und Güte, die unsere eigenen Erwartungen übertreffen. Aber von Anfang bis zu Ende herrscht die Regel *quid pro quo*, etwas für etwas und nicht etwas für nichts.

So strikte ist hier ihre Zahlungsforderung, daß sie hart bleibt, wo der Optimismus Nachlaß verlangt haben würde. Sie läßt keinen Vorteil ohne scheinbaren Verlust zu. Jeder Schritt vorwärts muß Zoll zahlen. Die Zivilisation gibt uns Uhren und Straßen, aber sie nimmt uns die Zeitbestimmung der Wilden und ihre untrüglichen Pfade durch die Wildnis. Wir bauen Städte und verwirken des Landes Fruchtbarkeit. Wir haben die Friedenszeit und verlieren die heroischen Tugenden der alten Kriegszeiten. Der Mensch gewinnt, was geistige Freiheit zu sein scheint, und büßt dafür an sittlicher Kraft ein. „Man denke nur an Frankreich“, sagt Vinet, „so viel Freiheit und kein Glaube.“ Welch hoher Preis für einen eingebildeten geistigen Fortschritt, den Cough so schildert:

Wir sind die Hoffnungslosesten, die einst am meisten hofften und die Glaubenslosesten, die einst am meisten glaubten.

In England konnte es keine Reformation geben, ohne daß es dafür bezahlte. Froude's Schilderung der Lage unter Somerset's Protektorat ist schrecklich und doch kaum übertrieben. „Hospitäler wurden zerstört, Schulen niedergerissen, Armenhäuser vernichtet und die Armen, die, elend vor Wut und Schmerz, Gottesfurcht, Ehrlichkeit und Pflicht von ihren Oberen mit Füßen getreten sahen, versanken in Roheit.

Man muß zugeben, daß dieses Hauptbuch der Natur genügend Material bietet, das moralische Gefühl zu verwirren. Wir müssen es mit dem Gefühl zumachen, daß unser Wissen hier nicht genügt, die Rechnung zu begleichen. Es gibt andere Bücher, in denen wir uns besser zurecht finden können. Von unermesslicher Wichtigkeit sind z. B. die Tatsachen, die sich auf den Wechsel zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren im Menschen beziehen. Die Weltgeschichte ist größtenteils ein beständiger Tauschhandel des Sichtbaren gegen das Unsichtbare, oder des Unsichtbaren gegen das Sichtbare. Von jeher hat sich der Mensch gegen dies System aufgelehnt, das verlangt, daß wir ein Ding aufgeben sollen, um ein anderes zu erlangen, und sich gefragt, warum er nicht beides haben könne. Wie ergreifend klingt die Klage eines alten Schriftstellers des dreizehnten Jahrhunderts: „Nirgends konnte ich Rat erhalten, wie man sich drei Dinge so zu eigen machen könnte, daß man ihre ganze Macht besitze. Zwei Dinge sind Ehre und Reichtum Das dritte ist Gottes Gnade, mehr wert denn die beiden anderen.“ Er möchte alle drei besitzen und fährt fort, darüber zu klagen, daß er nicht herausfinden kann, wie man sie in einem Leben miteinander verbinden kann.

Es ist für jede Menschenseele eine große Versuchung, daß sie von Anfang an durch den Ruf gequält wird: „Wähle!“ Es gibt keinen Gewinn, der nicht ein Aufgeben von etwas anderem in sich schließt, und das, was wir aufgeben, scheint

uns so wünschenswerter. Für Ruhe wirken heißt sie verwirken; in Gesellschaft verlieren wir die Beschaulichkeit; bei Freuden, die die Stadt bietet, entbehren wir die Reize des Landes. Bei jedem Fortschritt bezahlen wir. Nichts wird gegeben, alles wird erkauft. Das finden wir auch bei der Versuchung Christi: „Alle Königreiche der Welt will ich dir geben, wenn“ — und der Preis wird genannt. Ein Mensch gewinnt eine Million und fühlt sich innerlich als Bettler. Das Unglück ist hier, daß der Mensch das grobe Sichtbare, das ihn verlockt, berechnen und in bestimmte Figuren zerlegen kann, während er für die ewigen Schätze, die er dafür eintauscht, keine Berechnung hat. Es liegt kein Unrecht in dem Wunsche des Menschen, reich zu sein, wenn er es nur richtig meint. Reich sein ist schließlich ein inneres Bewußtsein. Der eine Mensch lebt zehnmal so viel wie ein anderer, weil er auf einer zehnmal höheren Stufe steht. Das heißt reich sein. „Gib mir Gesundheit und einen Tag,“ sagt Emerson, „und ich will lachend der Fürsten Pracht verachten.“ Horaz nähert sich der Wahrheit, wenn er sagt:

„Cur valle permutem Sabina
Divitias operosiores.“

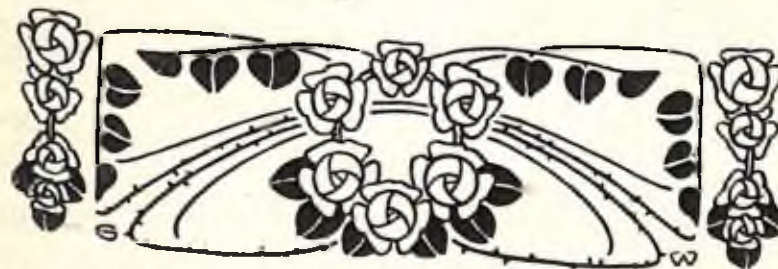
Die Ruhe des Sabinertales mit seinem Leben voll poetischer Betrachtungen gegen das fieberhafte Jagen nach Gold einzutauschen, war gewißlich ein zu schwerer Handel. Wie viele der höchsten Lebensgüter sind verwirrt worden, um die Inschrift auf dem Denkmal Sardanapals möglich zu machen: „iß, trink und liebe, denn alles andere hat nur wenig Wert.“

Der Tauschhandel, Unsichtbares gegen geringere Werte einzutauschen und die damit verbundene unvermeidliche Lebensverarmung, die ein wesentliches Stück der Geschichte der Menschheit ausmacht, dient dazu, das andere Tauschobjekt desto glänzender in seiner besonderen übernatürlichen Herrlichkeit erscheinen zu lassen. Etwas Göttliches, um Aristides' Wort zu gebrauchen, liegt sicher in einer Menschheit, die so

viel Glauben und so viel sichtbare Güter für unsichtbare einsetzt. Welcher Grund, welche innere Kraft vermochte einen Menschen zu der Arbeit, die ihm keinen Pfennig einbrachte, der wir aber die englische Bibel verdanken, während er zum Lohne einen langen Aufenthalt in einem dumpfen Kerker Belgiens dafür eintauschte, wo er die kalten Winternächte zitternd vor Kälte zubrachte, bis die Henker die Tore öffneten. Wer darf sagen, daß ein Geschlecht, dessen Annalen solche Geschichten enthalten, dem allgemeinen Schicksal verfällt. Die Propheten und Märtyrer wissen es besser. Der Pfad, den sie wandeln, die Güter, die sie darbieten und empfangen, deuten auf einen Handel der Seele mit der Unendlichkeit.

Und damit kommen wir zu der Frage: was ist das eigentliche Wesen im Handelssystem des Lebens? Wir haben festgestellt, daß die Natur strikte Bezahlung für alles verlangt, was sie uns bietet. Aber ist das das Schlußwort für unseren Gegenstand? Nein. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, finden wir, die Bezahlung ist keine Schuld, sondern Gnade. Die Handelsgewohnheit der Natur, ihre Forderungen, ihr etwas für etwas, sind nur ein *modus operandi*, der ein darinliegendes tiefes Geheimnis Gottes verschleiert. Die Bezahlung, die von uns verlangt wird, ist in Wirklichkeit eine Gabe und eine der kostbarsten. Hören wir das Bekenntnis eines unserer begabtesten Männer der Neuzeit. Louis Stevenson legt in folgenden Worten das Innere der Sache seiner eigenen Erfahrung gemäß klar: „Mit dem Dahinschwinden der Jahre, dem Verfall meiner Kräfte, dem Verlust all meiner alten, aktiven und persönlichen Gewohnheiten wird der Glaube an die Güte der Gestaltung aller Dinge und die Güte unseres verborgenen Gottes, die eine ausgezeichnete und befriedigende Entschädigung ist, immer mächtiger in mir.“ Der Natur strenges Handeln mit ihrem leidenden Sohn hat ihn in das Geheimnis einer unendlichen Liebe eingeführt.

Müssen wir nicht auch den Tod selbst einschließen, die „ultima linea rerum“ der Alten, als nur einen Teil von dem „Handelssystem des Lebens.“ Wissenschaft vereinigt sich mit Religion, die alten „letzten Grenzen“ zu ignorieren. Scheinbare Zerstörung ist nach ihrer Ansicht nur ein neues Beginnen. Wissenschaft und Christentum sprechen aus Wordsworth, wenn er, wie Aubrey de Vere uns erzählt, vom Tode als von einer Prüfung an der Universität des Lebens spricht. Wenn die Rechnung zum Abschluß kommt und Geben und Nehmen, Gewinn und Verlust als Endresultat die volle Gewißheit der großen, christlichen Hoffnung zurücklassen, dann haben wir den Lebenshandel gut abgeschlossen.



XXXV. Betrachtung.

DAS GEISTIGE BEIM LEHREN.

Das Lehren wird oft als die Funktion einer bestimmten Klasse angesehen, aber es ist viel mehr. Rechnen wir die zwanzigtausend Vertreter der anglikanischen Klerisei, das noch größere Heer der nicht zur anglikanischen Kirche gehörenden Geistlichen und die ungeheure Menge der Volksprediger, die in allen Kreisen von der Kinderschule bis zu den Universitäts-Hörsälen die Jugend der Nation unterrichten, so haben wir doch nur den geringsten Teil unserer Nationalarmee der Lehrer aufgezählt. Künstler, Dichter, Staatsmänner, Ärzte gehören alle dazu, ebenso jeder Geschäftsmann und besonders jeder

Vater und jede Mutter. Das Lehren geschieht durch Wort und Tat und durch alles, was uns umgibt. Denn wenn wir, wie es besonders in unserem Handel und Gewerbe geschieht, auch in unseren täglichen Gewohnheiten und Gesprächen eine gewisse Lebensphilosophie an den Tag legen in der Art, wie wir das Universum und das Verhältnis des Menschen zu ihm ansehen, so macht uns dies, ob wir wollen oder nicht, zu Vertretern einer Lehre.

Betrachten wir die unermesslichen und mannigfaltigen Gebiete der menschlichen Wirksamkeit, so entdecken wir überall ein Lehren, und es handelt sich jetzt um den besonderen Wert dieses Lehrens. Wir wollen hier darauf hindeuten, daß, wie verschieden die Tätigkeiten untereinander sind, der Wert der Arbeit nur von dem Vorhandensein oder Fehlen eines Elementes abhängt. Beim Maler oder Politiker, beim Architekten oder Geschäftsmann, bei Eltern, Lehrern, Predigern ist das Vorhandensein des Geistigen das, was die Natur verlangt, und was ihnen den wirklichen Wert gibt.

Unter dem Vorhandensein des Geistigen verstehen wir die Erkenntnis des verborgenen Hintergrundes des Lebens und Wirkens, einer unsichtbaren Heiligkeit, einer göttlichen und unendlichen Reinheit, Schönheit und Liebe, die uns zur Tätigkeit begeistern, und nach deren Anerkennung wir immer streben müssen. Diese Auffassung der Dinge ist von verschiedenen Seiten heftig angegriffen worden, aber der Ausgang dieser Angriffe bestätigt die Tatsache, daß das Weltall keine andere dulden will. In der Kunst haben wir eine sinnliche Schule; in der Literatur einen Realismus, der sich mit der Beschreibung nackter Tatsachen ohne idealen Hintergrund brüstet; in der Staatskunst hat es Männer gegeben, die sich an einem Machiavelli gebildet haben. Diese Versuche werden gewöhnlich als schlecht, verwerflich geschildert; besser wäre es, sie mittelmäßig zu nennen. Eine wirklich große Natur kann sich in solchen Verhältnissen nicht lange wohlfühlen. Wir finden den

Beweis hierfür, wenn wir untersuchen, wonach eine solche Natur instinktiv sucht, und wo sie schließlich landet. Arnold wurde in Rugby nicht wegen seiner vorzüglichen Lehrkraft in Geschichte und den Klassikern so sehr verehrt; sein großer Einfluß auf die englische Jugend lag nicht in seinem Lehrbuch. Er lag im Charakter, und im Charakter liegt ein heiliges Geheimnis. Und kein Schulmeister ist seines Brotes wert, von dem man nicht ein gleiches sagen kann.

Ein großer Maler bringt dies auf seine Leinwand. Meisterschaft in Form und Farbe zu erreichen, ist nur das A B C seiner Arbeit. Die Aufgabe, die seine Seele entflammt, ist „ein Licht, das nie auf dem Wasser oder dem Lande war“, über die Landschaft strömen zu lassen oder auf ein Gesicht zu hauchen. So ist's auch beim Bildhauer und Baumeister. Nicht nur in der St. Markuskirche zu Venedig, wo das ganze Neue Testament in Marmor nachgebildet ist, stellt die Architektur die geistige Idee dar. Es gibt, wie Ruskin so treffend sagt, keine Struktur, sie sei antik oder modern, die nicht dieser Idee huldigte oder sie verachtete. Und denken wir an die Politiker, Staatsmänner, Parteiführer, so finden wir ohne Ausnahme, daß diejenigen, die einen wirklichen Einfluß auf ihre Mitbürger haben, und deren Werke fortauern, Bürger einer unsichtbaren Welt sind. Ob es ein König wie Alfred oder ein Revolutionär wie Mazzini oder ein Radikaler wie Bright ist, ihre Macht liegt nur darin.

Was wir aber besonders behandeln wollen, ist die Stellung, die das Geistige beim Lehren dessen einnimmt, was wir insonderheit als religiös betrachten. Ein italienischer Expriester und Professor, der Abt Casamichela, der sich zum Protestantismus bekehrte und so beide Religionen kannte, sagte: „Während Rom eine elende Gedankenarmut hinter glänzendem, äußerem Pomp verbirgt, findet der Protestantismus für die Einfachheit der äußeren Verehrung Entschädigung in einem erhabenen Reichtum der Gedanken.“ Diese Antithese ist für

den Protestantismus schmeichelhaft, aber sie muß mit einer gewissen Reserve aufgenommen werden. Reichtum an Gedanken ist in der Religion etwas Ausgezeichnetes, aber es ist weder das Einzige, noch das Höchste. Die Macht des Lehrers hängt noch von etwas anderem als nur den Verstandeskraften ab; und zwar von seinem Verhältnis zu der geistigen Welt. Ein indischer Weiser erklärt uns das ganze Geheimnis mit den Worten: „Das ist der beste Prediger, der die wahre Freiheit seiner Seele erlangt hat.“ Nach Laurence Oliphant ist es der, der „das Leben gelebt hat“.

Es ist merkwürdig, welche Anstrengung die Lehrer machen, beim Religionsunterricht originell zu sein. Sie benutzen die fremden Sprachen und die Literatur, um alle möglichen obskuren Dinge hervorzusuchen, nähren die wildesten Phantasien in dem unsinnigen Bestreben, etwas Neues zu finden. Sie vergessen, daß die einzig wahre und gesunde Originalität nur von dem beständigen Wachstum der eigenen Seele abhängt. Wollen wir die alten Dinge neu werden sehen, so müssen wir sie vom Standpunkte eines sich immer mehr vertiefenden Lebens ansehen. Und dies Vertiefen geschieht mehr durch Erfahrung und Handlung als durch Studium. Kennt ein Mensch eine religiöse Wahrheit nur als Lehre, so wird er sie sicherlich in einer sehr trockenen Weise verkündigen. Hat er aber etwas für sie gewagt, für sie gelebt, gelitten und mit ihr gesiegt, dann wird er in ganz anderer Weise lehren. Ein solcher Lehrer ist unermüdlich, sich in ein rechtes Verhältnis zu seiner inneren Welt zu stellen; immer tiefer in sie einzudringen, nicht theoretisch, sondern praktisch, und immer das darzubieten, was er findet.

Ein solcher Mensch wird einsehen, daß der Fehler beim Lehren mehr von dem falschen Verhältnis zu der eigenen Seele als von den äußeren Tatsachen abhängt. Die Ketzerei aller Ketzereien ist, anderen das zu verkündigen und aufzudrängen, was wir selbst noch nicht empfunden haben. Um unserer

Seelen Seligkeit willen laßt uns nicht von Dingen sprechen, die wir nicht selbst erfahren haben. Wir müssen mehr erfahren haben, als wir äußern können. Montaigne drückt seine Verachtung darüber aus, daß Cicero und Plinius ihren Ruhm in einem edlen Stil und Ausdruck suchten. Caesar und Xenophon würden niemals von ihren Taten geschrieben haben, wenn sie nicht empfunden hätten, daß sie größer als ihre Worte waren. Das erinnert uns an das, was Plutarch von Caesar sagt: „Sein Ehrgeiz war nichts als Eifersucht auf sich selbst, ein Streit mit sich selbst, als kämpfte er mit einem anderen, damit seine zukünftigen Heldentaten die Vergangenheit überstrahlten.“ Das war kein edler Ehrgeiz, aber die Lehre gilt uns allen. Nur durch ein Leben, das seinen Reichtum beständig aus der geistigen Welt schöpft, erhält der Lehrer Kraft und Frische.

Und ein tiefes inneres Leben gibt uns die beste Gewißheit für eine gesunde Lehre. Sind wir Gottes gewiß, und haben wir uns an seine Wahrheit, Heiligkeit und Liebe gewöhnt, dann können wir die Verwirrungen dogmatischer Lehrmeinungen von sicherem Standpunkte aus betrachten. Nicht daß wir dann unfehlbar wären. Wir können unzählige Fehler begehen. Joubert sagt: „Es gibt Seelen, die durch Wahrheit irren, und andere, die durch Irren zur Wahrheit gelangen.“ Die aufrichtige Seele kann in ihren Beweisgründen oft genug irren, aber in ihren Entscheidungen hat sie recht. Ein Lehrer kann z. B. die christliche Lehre von der Versöhnung in einer Weise erklären, die vom philosophischen oder wissenschaftlichen Standpunkte mit Bedenken zurückgewiesen wird. Erklärt er sie aber so, daß man mit neuem Haß gegen die Sünde und Liebe zur Heiligkeit hinweggeht, mit einer tieferen Überzeugung von Gottes Liebe und seinem Gesetz der Aufopferung, mit einer größeren Hoffnung für die endliche Erlösung aus dieser sorgenvollen Welt, so sagen wir: trotz aller Fehler und Ecken seiner Theorie ist er als Religionslehrer nicht fehlgegangen. Stehen wir im rechten Verhältnis zu der ewigen Liebe, Wahr-

heit und Gerechtigkeit, so können wir unsern Weg ohne Furcht, zu scheitern, gehen.

Solche Lehrer werden den Bewegungen der modernen Welt ebenso viel Bedeutung beilegen, wie die alten Allegoristen den Geschichten Hiobs und Jakobs. Die Verse Claudius', die Dr. Pusey so sehr abstießen —

„Es kam mir ein Gedank' von ohngefähr,
So spräch' ich, wenn ich Christus wär,“

erscheinen uns nach dieser Auffassung ganz und gar nicht abstoßend. Sie sagen uns, daß sie die heutige Welt an der Hand des Geistes Christi erklären und in ihrer Weise so davon sprechen, wie Christus tun würde, wenn er hier wäre.

Kurz: Unsere Arbeit und unser Leben bilden eine Lehre, deren Wert von unserem Verhältnis zur geistigen Welt abhängt. Entweder wurzeln wir und unsere Arbeit darin, oder wir sind wie Blasen, die die kommende Woge verschlingt. In der Religion können wir nichts wirksam lehren, was wir nicht erst erfahren haben. Unser Wert als Lehrer entspricht unseren Erfahrungen. Wir geben nur von dem, was wir empfangen haben, und wir sind empfänglich, wenn wir inneren Gehorsam üben. Die Menschen, die darin groß sind, erreichen eine Höhe der Vollkommenheit, die ihren eignen Worten den Wert gibt, und ihre Worte haben unaussprechlichen Einfluß.



XXXVI. Betrachtung.

HINTER DEM VORHANG.

Die Menschheit, sagt Auguste Comte, besteht mehr aus toten als lebenden Wesen. Wir, die wir jetzt leben, sind nur ein verschwindender Bruchteil im Vergleich zu denen, die vor uns das Licht der Sonne erblickt haben. Das Leben ist ein beständiges Kommen und Gehen. Die Menschenmassen, die täglich in London ein- und ausströmen, sind in diesem Jahre ebenso groß wie im vorigen, aber die Individuen haben gewechselt. Eine große Leere würde uns entgegengähnen, wenn keine neuen Rekruten eingerückt wären. *Uno avulso non deficit alter.* Neuankommende füllen den leeren Raum. Was ist aber aus den Verschwundenen geworden? Sie gehörten so ganz zu uns, sie waren so zu Hause in unserer Mitte. Ihr frohes Lachen klingt noch in unseren Ohren, und den Glanz ihrer Blicke können wir nicht vergessen. Sie waren uns lieber als alles andere in der Welt, und jetzt . . . ! Die Zeitungen sind voller Neuigkeiten, von jenen aber steht nichts darin. Die Erde ist ein geräuschvolles Babel, aber in diesem einen Punkte herrscht absolutes Schweigen. Unser Planet läuft im unendlichen Raum von einem Ende seiner Bahn bis zum andern; unser ganzes Sonnensystem mit uns in seinem Schoße eilt einem unbekanntem Ziele entgegen; niemals aber begegnet unseren Blicken das unbekannt Land, wohin unsere Lieben gegangen sind. Wie gut verborgen die Himmel ihr Geheimnis! Nicht sowohl die Unruhe in der Welt reibt unsere Nerven auf, als vielmehr das erschreckende, geheimnisvolle Schweigen gerade in diesem Punkte, von dem wir so gerne etwas hören möchten.

Über nichts wird ein Geistlicher, von dem man annimmt, daß er eine Botschaft für seine Brüder habe, in der jetzigen Zeit mehr befragt als über das, was für uns und andere hinter dem Vorhang der Zeiten liegt. Für uns alle steht hierbei viel auf dem Spiel. Wenn wir das mittlere Alter erreicht haben, ist schon die Hälfte unserer Freunde hinübergegangen, und in wenigen Jahren wird ihr Los, wie es auch sei, das unsrige sein. Wissen wir etwas von dem, was kommt? Hat irgend etwas ein neues Licht auf diese Frage geworfen? In einer Beziehung finden wir in der Stellung, die gebildete Leute dieser Frage gegenüber einnehmen, eine auffallende Veränderung. Wenn sie auch keinen neuen Grund zum Glauben entdeckt haben, so haben sie wenigstens klar und deutlich die Haltlosigkeit dessen erkannt, was vor nicht zu langer Zeit als das vortrefflichste Argument für den Unglauben angesehen wurde. Wenn wir daran denken, was von negativer Seite angeführt wurde, von Lucretius bis Schopenhauer, so überrascht es zu sehen, wie das alles in nichts zusammengeschmolzen ist. Die französischen Enzyklopädisten glaubten, die Frage endgültig gelöst zu haben. Ihre Argumente erscheinen uns jetzt geradezu lächerlich. Diderot läßt in seinem *Entretien d'un Philosophe* einen Philosophen sagen: „Wenn du glaubst, ohne Augen sehen zu können, ohne Ohren hören und ohne Kopf denken zu können, wenn du lieben kannst ohne ein Herz, fühlen ohne Gefühl, existieren, ohne irgendwo zu sein, etwas zu sein, ohne Ausdehnung zu haben, dann kannst du dich auch der Hoffnung auf ein zukünftiges Leben hingeben.“ Kann man sich eine beschränktere Ansicht denken? Spinoza würde Diderot eines besseren belehrt haben. Jeder, der das geringste Maß philosophischer Vorstellungskraft besitzt, kann sich Wesen in einer andern Sphäre denken, für welche die Verbindung des Denkens mit dem Gehirn ebenso unmöglich ist, wie den Enzyklopädisten das Denken ohne Gehirn.

Die ganze negative Beweisführung des Materialismus ist veraltet. Wir fangen an einzusehen, daß das Problem des zukünftigen Lebens auf bis jetzt ungeahnte Art mit der Frage von dem jetzigen Leben verknüpft ist. „Hinter dem Vorhang“ bezieht sich ebensogut auf „jetzt“ wie auf „dann“. Für erleuchtete Augen ist die materielle Welt, die uns einschließt, selbst ein Vorhang, hinter dem eine teilweise verborgene Wirklichkeit dunkel hervorscheint. In Platos rätselhafter Äußerung über die Materie, *ἢ ἢ ἀληθινὸν ψεῦδος*, „Materie, eine echte Lüge“, sehen wir einen Schatten von Wahrheit. Was wir von der sichtbaren Welt zu wissen glauben, ist größtenteils ein von uns selbst entworfenen Bild. „Das Ding an sich“ hinter dem, was unsere Sinne uns zeigen, ist ein ungelöstes Rätsel. Die Vermutung, daß das Weltall nichts anderes und nichts mehr enthalte, als was unsere fünf Sinne uns zeigen, ist eine Philosophie der Großmäuler. Es liegt nichts Unmögliches in dem Gedanken, daß wir mit tausend anderen Sinnen hätten ausgerüstet werden können, und daß jeder eine entsprechende äußere Welt besäße. Die Sinne, die wir bis jetzt haben, reichen nur bis zu einem gewissen Punkte des Weges — bis hierher und nicht weiter. Es gibt Farb- und Tonvibrationen, die unablässig in den uns umgebenden unendlichen Raum ausstrahlen, wovon aber unsere Augen und Ohren nichts wahrnehmen. Was liegt einerseits hinter den Millionen Sternen, die das Teleskop uns zeigt, und anderseits hinter dem geringsten Atom, das wir mit Hilfe des Mikroskop erblicken? Alles, was wir wissen, ist, daß wir uns in einem unendlichen System von Leben und Kräften befinden, in dem jeder Fortschritt unseres Auffassungsvermögens neue Tiefen und Möglichkeiten des Daseins entdeckt: Der Vorhang, der die Dinge vor uns verbirgt, ist nicht der Tod, sondern unsere eigne Beschränkung.

Die Auffassung des Sichtbaren als Schatten einer größeren, dahinterliegenden Wirklichkeit fällt manchen Menschenrassen

schwerer als anderen. Die Völker des Westens sind in dieser Beziehung nicht besonders begabt. Ihre Mission ist größtenteils eine materielle gewesen. Sich auf unserem Planeten festzuwurzeln, die Gesetze seiner Oberfläche kennen zu lernen, sich durch geschickte Anwendung seiner Kräfte zu bereichern, das war die Arbeit der westlichen Völker. Der Orient hatte schon früh eine lebhaftere Erkenntnis für das, was in der Tiefe lag. Die größten Religionen der Welt sind orientalischen Ursprungs. Ägypten besaß schon 1000 Jahre v. Chr. die feste Überzeugung von einer unsichtbaren Welt. In der Vedaphilosophie sah auch Indien die Welt als eine Erscheinung an, die auf etwas Göttlichem, als dem einzig Wirklichen, beruhe; sie erklärte, daß die Unsterblichkeit des Menschen im Aufgeben von allem Irdischen und Vergänglichem bestände. Kein Menschengeschlecht, weder im Osten noch im Westen, kann sich dieser Lehre entziehen. Früher oder später, nach unserer ersten berauschenden Erfahrung von der sichtbaren Welt, wird es uns klar werden, daß alles das nur eine Schranke ist. Die Sinne selbst, die uns anfangs so fest an die Erde ketteten, werden später zu Verrätern und rufen uns „Illusionen!“ zu. Die Welt gleicht in dieser Hinsicht einer Kirche, deren Lehren und Gebräuchen sich niemand entziehen kann. Wie ein Freund nach dem andern von uns geht und unsere eignen Jahre uns ihre Geschichte erzählen, wird das Leben mehr und mehr ein großes Erwarten, eine Sehnsucht danach, daß der Vorhang sich öffnen möge. Daß die Menschheit gegen ihren eignen Willen beständig zu diesem Verhalten getrieben wird, ist für die, die einen Zweck und einen Zusammenhang im Leben sehen, eine genügende Hinweisung auf das, was kommen wird.

Während diese Gedanken von Anfang an der Menschheit angehörten, gibt es Betrachtungen, die besonders unserer Zeit eignen sind, die aber alle nach derselben Richtung hindeuten. Die Evolutionslehre z. B. stellt das Leben als ein beständiges

Aufwärtssteigen hin. Jeder Entwicklungsgrad des Daseins schließt alles ein, was unter ihm liegt, und fügt etwas Eignes hinzu. Der Mensch, wie wir ihn kennen, vereinigt in sich alle Gesetze und Kräfte der anorganischen Materie, die Lebensprinzipien des vegetabilischen und animalischen Lebens, mit der Gesamtheit der höheren Welt, die ihm eigen ist. Sein Organismus verwandelt, kraft seiner feinen Zauberkraft, Luft und Wasser, Pflanzenstoffe und tierische Stoffe in seine eigne höhere Form. Warum sollte diese Entwicklung nicht noch höher gehen? Warum sollte die innere Ökonomie des menschlichen Geistes kein Prinzip enthalten, kraft dessen das Wesentliche des menschlichen Lebens zu einem noch höheren Entwicklungsstadium, zu einer noch höheren Sphäre erhoben würde? Dieser Gedanke gewinnt an Wichtigkeit im Verhältnis zu den hier in Frage stehenden Werten. Wenn die Materie, wie wir jetzt wissen, unzerstörbar ist und durch unendliche Formveränderungen doch ihre Existenz bewahrt, was gibt es dann noch, das uns zu glauben hindert, daß ihre edlen Partner — Geist und Persönlichkeit — keine Ausnahme von der Regel bilden? Fügen wir zu diesem die Resultate der neuen evolutionären Forschungen, die uns zeigen, daß der niedrige Organismus wirklich unsterblich ist, daß der Tod gekommen ist, um an einer höheren Struktur mitzuarbeiten, also nicht als tyrannischer Herrscher des Lebens, sondern als Mitarbeiter an seiner Förderung — dann sehen wir ein, wie das Beweismaterial wächst, auf das wir unsere Zuversicht eines höheren, fruchtbringenden Daseins gründen, einer Lösung der Rätsel des Erdenlebens „hinter dem Vorhang“.

Es gibt eine Seite dieses Themas, die wir nur zögernd berühren. Das Wesen der geistigen Verbindung mit der unsichtbaren Welt ist oft der Jagdgrund für religiöse Abenteurer geworden, die die Ewigkeitssehnsucht des Menschen zu ihrem eignen Zwecke mißbrauchten. Die Welt scheint weder wissenschaftlich noch moralisch reif zu einer sicheren Erforschung

dieses verzauberten Landes zu sein. Doch haben sich die Menschen in dieser Frage Kenntnisse verschafft, die wir nicht ganz ignorieren dürfen. Mehr und mehr lenkt sich die Aufmerksamkeit führender Geister ihr zu. Schon Kant bekennt in seinen Träumen eines Geistersehers, „daß er nicht wisse, wie der Geist des Menschen aus dieser Welt hinausgehe, und wie er hineinkomme Eben dieselbe Unwissenheit macht es auch, daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen.“ Der verstorbene Professor Sidgwick behauptete, daß der Beweis, daß Menschen sich im Augenblick des Todes anderen abwesenden Personen offenbaren können, an eine wissenschaftliche Gewißheit grenze. Über die Frage, wie weit eine Verbindung zwischen den Geistern der Verstorbenen und der lebenden Menschen stattfindet oder nicht, scheint das Ergebnis der Forschungen, welche ein vor etlichen Jahren in London zu diesem Zwecke gegründetes, aus hervorragenden Männern verschiedener Schulen bestehendes Komitee angestellt hat, genügend Aufschluß zu geben.

Was es hauptsächlich fand, war, daß eine Verbindung nur durch Annahme einer unsichtbaren, persönlichen Vermittlung erklärt werden könne; daß aber diese Vermittlung, was die Intelligenz anbetrifft, in den meisten Fällen unter dem normalen menschlichen Niveau stehe. Hieraus darf man wohl den einfachen Schluß ziehen, daß Seelen, die wir gekannt und geliebt haben, bei ihrer Trennung vom Körper in eine allzu feine und allzu entfernte Daseinssphäre übergangen, als daß wir sie mit unseren sterblichen Sinnen erfassen könnten; und daß die, die wir erreichen können, geringere und entartete Typen sind.

Vor allem müssen wir daran festhalten, daß des Lebens Schweigen und des Lebens Trennungen absichtliche Erziehungsmittel sind. Das Schmerzhafte hierbei dient nur zum Wachstum. Die Himmel sind stumm, nicht weil sie nichts zu sagen

haben, sondern weil die Zeit noch nicht gekommen ist. Unter dessen ist es unsere Aufgabe, den geistigen Sinn immer mehr zu entwickeln, der uns hier und jetzt nur eine Ahnung von dem Leben in seiner Fülle gibt. „Hörst du nicht die liebliche, melodische Musik?“ fragte Jakob Böhme seinen Sohn, als er in Görlitz starb. Schon in dieser Welt gibt es eine unsterbliche Musik für Ohren, die dafür empfänglich sind. Die ausgewählten Seelen sind schon auf dieser Seite des Vorhangs frei von der Welt. Sie sind auf der Reise zu jenem Vaterland: „Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. . . . Nun aber begehren sie eines besseren, nämlich eines himmlischen.“



Druck von Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.



PROFESSOR D. WILHELM BOUSSET:

1. DAS WESEN DER RELIGION

DARGESTELLT AN IHRER GESCHICHTE

2. Auflage Mk. 4.—*), gebunden Mk. 5.—*).

2. WAS WISSEN WIR VON JESUS?

Mk. 1.—.

3. JESUS

Religionsgeschichtl.	60 Pfg.	80 Pfg.	Mk. 1.—
Volksbücher I 2/3	broschiert	kartoniert	Pappband
Mk. 1.40			

Gz. Leinen mit Pressung (in Karton).

4. PAULUS Mk. —.35.

* Dieses Werk können wir bei Berufung auf diese Anzeige (soweit der kleine Vorrat durch die Versendung schadhaft gewordener Exemplare reicht) broschiert mit Mk. 2.80, gebunden mit Mk. 3.50 abgeben.

Ecce homo!
Gedanken und Reden

von

Karl Salomon.

Mk. 2.—, gebunden Mk. 2.60.

Grade in unsern Tagen wieder zieht durch die Herzen der Menschen eine heiße Sehnsucht nach Religion, und vielen scheint das Christentum dieses Religionsbedürfnis nicht mehr zu befriedigen. Sie können kein Verhältnis dazu gewinnen, weil sie das Wesenhafte daran nicht zu fassen vermögen oder es wohl gar nur in der äußeren Kirche zu erblicken glauben. Besonders an diese „toten zerschlagenen Seelen“ wendet sich das vorliegende Buch. Aber auch allen übrigen kann es etwas geben und zwar den Gebildeten ebenso wohl wie den einfachen Leuten, wie es denn wohl aus Schulandachten erwachsen ist. Ein Weg wird darin gezeigt, auf dem der Friede für das Menschenherz zu finden ist durch eigene Arbeit an sich selbst. Ein lebendiges Bild des Christentums wird uns vor die Augen gestellt, und in seinem Mittelpunkte steht die Person Jesu Christi in seinem Tun und Reden.

Braunschweigische Anzeigen, 23. April 1905.

Religionsgeschichtliche Volksbücher

für die deutsche christliche Gegenwart herausgegeben
von Lizentiat **Friedr. Michael Schiele-Marburg.**

Bis Juni 1905 erschienene Hefte:

I. Reihe: Religion des Neuen Testaments.

1. Quellen des Lebens Jesu von Prof. Wernle (40 Pf.).
- 2/3. Jesus von Prof. Bousset (60 Pf., Pappbd. Mk. 1.—
Gz. Ln. in Karton Mk. 1.40).
4. Paulusbriefe von Prof. D. Vischer (40 Pf.).
- 5/6. Paulus von Prof. Wrede (70 Pf., Pappbd. Mk. 1.10).
7. Welche Religion hatten die Juden als Jesus auftrat?
von Lizentiat Hollmann (40 Pf.).
9. Das apostolische Zeitalter von Prof. von Dobschütz
(40 Pf.).
11. Entstehung d. Neuen Testaments v. Prof. Holtzmann
(35 Pf.).

II. Reihe: Religion des Alten Testaments.

1. Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren
von Prof. Löhr (35 Pf.).

III. Reihe: Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleiche.

1. Die Vorbereitung des Christentums in der griechi-
schen Philosophie von Prof. Pfeleiderer (40 Pf.).
2. Seelenwanderung von Prof. Bertholet (40 Pf.).
3. Die Religionen der Erde v. Prof. Söderblom (40 Pf.).
4. Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte
seiner Ausbreitung von Lizentiat Hackmann (40 Pf.).
5. Buddhismus II. Teil von Lizentiat Hackmann (40 Pf.).
6. Die Schöpfung in Dichtung und Wissenschaft von
(Juni 05.) Prof. Wendland.

V. Reihe: Glaube und Sittlichkeit, Weltanschauung und Religionsphilosophie.

1. Welches ist die beste Religion? von Lizentiat
Niebergall (40 Pf.).
2. Die Wunder im Neuen Testament v. Lizent. Traub.
(Juni 05.) (40 Pf.)

Die Hefte sind alle auch kartoniert für je 20 Pf. mehr zu haben.